F. W. Hackländer's Werke.

XXIV. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Vierundzwanzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Ein Winter in Spanien.

Dritter Band.

Sechzehntes Kapitel.

Ein Ritt nach Andalusien.

(Fortsetzung.)

Der Himmel war klar und sternenhell und die Kälte so groß, daß der Boden hart gefroren war. Wenn ich bei diesen unseren Touren zu Pferde saß, so war es mein erstes Geschäft, sämmtliches Gepäck, Waffen und alle Gegenstände zu untersuchen, die ich bei mir trug, ob ich nichts zurückgelassen. Dieß hatte ich heute Morgen vergessen, mich fest in meine Manta gewickelt, und trabte, die brennende Cigarre im Munde, verdrossen und schweigend über das dämmerige Feld dahin; Horschelt machte es ebenso, und Felipe, den die Bepackung seines Maulthiers aufgehalten hatte, kam hinter uns drein. Auf einmal rief er uns zu, wir möchten einen Augenblick halten. Ich wandte mein Pferd um und sah sogleich, daß uns vom Stadtthore her Jemand eiligst nachlief und zuweilen rief. Wir ritten zurück, der ankommenden Person entgegen, und sahen, daß es der arme Mistkäfer war, der mir meine Geldtasche brachte, die ich im Zimmer liegen gelassen hatte. Ich habe diese Thatsache als einen Beweis der großen Ehrlichkeit, die überhaupt unter dem spanischen Volke zu finden ist, unmöglich verschweigen können. Die Versuchung war gewiß groß für das arme Mädchen, denn wenn ich auch keine Reichthümer bei mir

trug, so führte ich doch in unserer gemeinschaftlichen Reisekasse mehr Gold, als die ehrliche Finderin in ihrem ganzen Leben zu verdienen hoffen durfte. Daß wir sie großmüthig belohnten, verstand sich von selbst; erhielt ich doch meine Geldtasche wieder und zu gleicher Zeit eine ziemliche Strafpredigt meines langen Malers, der sich recht lebhaft die Folgen eines solchen Verlustes ausmalte. Dieser Vorfall hatte übrigens das Gute, daß er unsere üble Laune brach und wir von da angenehm plaudernd vorwärts gingen, — gingen im wahren Sinne des Wortes, denn die Kälte des Morgens war so empfindlich, daß wir nur gehend im Stande waren, unsere erstarrten Füße etwas zu erwärmen.

Almagro liegt in der früher erwähnten Ebene, doch eine halbe Stunde von dem Orte entfernt fängt das Terrain schon an zu jener Bergkette aufzusteigen, die mit der Sierra de Alcaraz zusammenhängt und die wir während des gestrigen Rittes in ihren eigenthümlich gezackten Formen beständig vor Augen hatten. Bei unserem Ausritte konnten wir der tiefen Finsterniß wegen von dem vor uns liegenden Terrain nicht viel erkennen und mußten nur froh sein, ohne zu stürzen, wenn auch beständig stolpernd, das vor uns liegende Ackerfeld zu passiren, welches von den tiefen Geleisen der Straße durchschnitten wurde, entgegengesetzt aber von der Pflugschar aufgerissen war. Bald übrigens graute der Tag im Osten und der klare sternfunkelnde Himmel über uns versprach einen guten Tag. Wir zogen emporsteigend dem Sonnenaufgange entgegen und erfreuten uns an der tiefen glühenden Röthe, welche hier dem strahlenden Gestirn voranflog und die größere Hälfte des Himmelsgewölbes bedeckte. Vor uns zeichnete sich die Helle scharf ab zwischen malerisch in einander geschobenen Bergen, deren tiefe Thäler, vorhin noch in wechselnden Schatten vom Schwarz zum Grau, von diesem zum Violett, sich nun plötzlich mit rother Gluth ausfüllten. Es ergriff uns eine wahrhaft feierliche Stimmung, als wir zugleich mit der Sonne immer höher und höher stiegen, und es war uns, als hätten wir uns mit ihr auf der Bergkette droben ein Ren-

dezvous gegeben, eine Zusammenkunft, in welcher sie uns viel Schönes erzählen würde von dem, was sie gestern in der Heimat bei unsern Lieben gesehen. Der gestrige belebte Tag war zu solchen Berichten nicht geeignet, aber die einsame Stille des frühen Morgens zu dergleichen freundschaftlichen Mittheilungen besonders geschaffen.

Jetzt schoß der erste Sonnenstrahl über die vor uns liegenden Berge daher, zitternd und flimmernd, einen gewaltigen Regen von Silber und Gold, von Brillanten und farbigen Edelsteinen, die sich an Aesten und Gräsern festhingen, um uns her ausbreitend. Der Boden zu unsern Füßen flammte glühend auf und war zu gleicher Zeit wunderbar schattirt, denn jede Erhöhung, jedes kleine Steinchen, vorn vom Lichte hell bestrahlt, warf hinter sich einen langen, dunklen Schlagschatten. Fast unheimlich und gespenstig erschienen unsere Schatten und die unserer Pferde, die langgestreckt hinter uns dreinzogen und uns auf die schauerlichste Art karrikirten.

Die erste Bergkette hatten wir erstiegen und sahen parallel mit dieser eine zweite höhere, durch ein tiefes, aber nicht sehr breites Thal von uns getrennt. Das Terrain hier oben war rauh und kahl; spärlich wuchsen Sträucher und kleine Steineichen zwischen den schieferfarbigen Felsen, von ganz eigenthümlich durcheinander geworfenen Formen. Man sagt, in der Nähe des Passes, auf dem wir gerade ritten, befinde sich noch vollkommen erkennbar ein ausgebrannter Vulkan, eine Angabe, die ganz und gar zu dem Charakter der Gegend paßte. Die Erde rings umher ist schwarz, und wenn man auch die Spuren von bearbeiteten Feldern sieht, so sind diese wahrhaft trostlos mit dichtem Steingeröll übersät. Unser heutiger Weg schien nicht so wie der gestrige durch den Zufall angelegt zu sein, sondern man sah wohl, daß hier Menschenhände thätig gewesen waren und ihm seinen Lauf vorgezeichnet hatten. Daß er sehr steil abwärts führte, daran waren die schroffen Bergwände schuld, und da wir in Spanien reisten, wunderten wir uns weiter nicht über die großen und kleinen Felsen und Steine, die von den Höhen herabgerollt waren und ruhig mitten im Wege lagen.

Felipe gönnte uns übrigens keinen langen Spaziergang, denn auf der Höhe angekommen, ermahnte er uns aufzusteigen und schneller zu reiten, er schien große Eile zu haben, nach Val de Penas zu kommen; dabei fing er sein vorgestriges Manöver wieder an und ersuchte uns, die Gewehre in Bereitschaft zu setzen, da dieser Bergpaß ebenfalls einer der verrufensten von ganz Spanien sei. Doch hatten wir nicht die mindeste Lust, uns mit dem Selbsttragen der Waffen zu beschäftigen, indem wir auf dem außerordentlich holperigen Wege alle unsere Aufmerksamkeit der Führung der Pferde zuwenden mußten, die jeden Augenblick stolperten. Horschelts Pferd stürzte einmal heftig auf die Knie nieder, sprang aber glücklicherweise im nächsten Augenblick wieder auf, ohne seinen Reiter abzuwerfen.

Jetzt hatten wir das Thal durchritten und stiegen an der zweiten Bergkette in die Höhe. Mit jedem Schritte wurde übrigens die Gegend wilder und großartiger, und als wir auf der Höhe angekommen waren, hielten wir mit einem Ausruf der Verwunderung an. Vor uns hatten wir eine der malerischsten Schluchten, die eine kühne Phantasie nur erfinden kann; wie Coulissen schoben sich mehrere hundert Fuß hohe Felsen senkrecht und scharf gezackt so in und durch einander, daß man die überaus steil abfallende Straße nur wenige Schritte mit den Augen verfolgen konnte. Zur Linken hatten wir einen den Pfad noch überragenden halbrunden Berg, der uns die Aussicht sperrte, rechts dagegen lagen die Felszacken terrassenförmig unter einander und schlossen sich in weiter Ferne scheinbar an ein majestätisches Gebirge, welches in prächtigen Umrissen und fast schwarzer Färbung dort lag — die Sierra Morena, die wir jetzt endlich und, wie wir glaubten, ziemlich nahe vor uns sahen. Gerade vor uns den Weg und die Schlucht hinab aber war der Anblick entzückend schön; tief unten sahen wir das Ende dieses Bergpasses scharf begränzt durch zwei riesenhafte Felswände, zwischen denen hindurch wir einen schmalen Streifen des grünen Thales erblickten. Von den dunkelgrauen Felsen eingerahmt erschien dieß im hellsten Sonnenlichte

wie ein glänzender Lichtstreifen, leuchtend und strahlend, während unten in der Schlucht und hier oben in dem Passe selbst die tiefen Schatten wahrhaft malerisch wechselten mit dem glühenden Lichte der Morgensonne, das rings um uns her die höchsten Felsspitzen vergoldete.

Wir hätten hier stundenlang verweilen können, namentlich Maler Horschelt bedauerte es sehr, daß ihm die Zeit mangelte, eine Farbenskizze aufzunehmen, doch wollte sich Felipe auf unseren Vorschlag, hier einen Ruhepunkt zu machen, durchaus nicht einlassen, sondern fuhr bei dieser Zumuthung höchst verdrießlich auf seinem Maulthiere hin und her und meinte, das sei ein undankbares Unternehmen, hier auf diesem verrufenen Platze anhalten zu wollen; er seinestheils habe nicht die geringste Lust dazu. So zogen wir denn noch eine kleine Strecke auf ebenem Wege fort, bevor wir an den Bergabhang kamen, und erlebten auf dem „verrufenen Platze" ein ganz eigenthümliches Abenteuer. Wir ritten in einem schmalen und tiefen Hohlwege, und als wir an die Schlucht gelangten, sahen wir mit einemmale, daß uns andere Reisende entgegenkamen und zwar, was das auffallendste war, nicht zu Pferd oder Maulthier, sondern auf großen zweirädrigen Karren, deren jeder von mehreren Maulthieren gezogen wurde und sich langsam und mühsam herauf bewegte, so daß die hölzernen Fuhrwerke zwischen den Steinen bedenklich krachten und Räder und Achsen ächzten. Die Karavane bestand aus vier Wagen, die hinteren mit Ballen und Kisten beladen, während auf dem ersten ein wohlgekleideter Mann saß, im langen Ueberrock, den runden Hut auf dem Kopfe, auf dem Schoß eine doppelläufige Flinte; hinter ihm auf einem Strohsacke befanden sich zwei Frauenzimmer und ein paar kleine Kinder. Das alles stieg so plötzlich vor uns aus der Tiefe auf, daß wir im ersten Augenblick überrascht anhielten, im zweiten aber um uns herschauten, um in dem engen Hohlwege eine Möglichkeit des Ausweichens zu entdecken. Die war durchaus nicht vorhanden, und schon wollte ich mein Pferd herumwerfen, um wieder zurückzureiten, als Felipe mit einem lauten Ausrufe des Aergers sein Maulthier gegen die ziemlich steile Wand des

Hohlweges trieb und es zwang, in ein paar tüchtigen Sätzen hinaufzuspringen. Horschelt folgte ihm, indem er seinem Pferd einen tüchtigen Hieb mit der Reitpeitsche gab, und ich machte es ebenso. Doch da ich sah, daß das Gewehr des Malers bei dem Satze aufwärts heftig an einen Stein anschlug, so riß ich das meinige vom Sattelhaken in die Höhe und kam so mit hochgeschwungener Waffe droben an, wobei ich durch einen flüchtigen Blick auf den Mann im Wagen wohl bemerkte, daß dieser seine Doppelflinte wie zum Schuß emporhob. Wie groß aber war unser Erstaunen, als wir uns auf dem Feld über dem Hohlwege angekommen, von vier Guardias Civiles, zwei zu Fuß, zwei zu Pferd, umringt sahen, während ein paar auf der andern Seite der Straße die Gewehre nach uns richteten. Ich hätte laut auflachen können, denn mir schien es im ersten Augenblicke klar zu sein, daß man uns bei unserer eiligen Flucht aus dem Hohlwege für zweideutige Gesellen hielt, die vielleicht von oben herab eine Attaque auf die Reisenden drunten versuchen würden. Natürlicherweise hielten wir ruhig, und um meine gänzlich friedfertigen Gesinnungen darzuthun hing ich mein Gewehr wieder ruhig an den Sattelhaken. Nachdem sich sämmtliche Gensdarmerie, auch die von der andern Seite um uns versammelt, trat ein Unteroffizier derselben an Felipe heran und begann mit sehr ernster Miene ein Examen, wobei sich jedoch bald herausstellte, daß wir harmlose Reisende waren. Nur Eines wollte dem Manne der öffentlichen Sicherheit nicht recht einleuchten; „warum," sagte er, „wenn eure Papiere anders in Ordnung sind, zieht ihr hier allein in dieser verrufenen Gegend herum und habt euch nicht von Almagro ein paar meiner Kameraden mitgeben lassen, wie es sonst wohl der Brauch ist?" Nun wußten wir aber in der That nicht, daß dieser Paß wirklich unsicher war, denn wenn wir dem Gerede von Felipe hätten trauen wollen, so hätten wir uns von Toledo bis nach Val de Penas müssen begleiten lassen. Um aber das Mißtrauen des Gensdarmen in die Vortrefflichkeit unserer Papiere gänzlich niederzuschlagen, beeilte ich mich, aus meiner Geld-

tasche ein wichtiges Dokument hervorzuholen, welches ich der Freundlichkeit des preußischen Gesandten in Madrid, Herrn Grafen von Galen, verdankte. Dieß war nämlich eine offene Ordre des Herzogs von H., General en chef der gesammten spanischen Gensdarmerie, welche besagte, daß uns damit das Recht verliehen sei, in allen Provinzen des Königreichs Guardias Civiles zu Pferd und zu Fuß so viel zu requiriren, als uns zum Geleite nothwendig seien. Dabei sprach der Herzog den Befehl aus, uns auch in jeder andern Weise Hülfe angedeihen lassen zu wollen.

Mit welch merkwürdigem Gesichtsausdruck der vor uns haltende Gensdarmerie-Unteroffizier dieß Papier durchlas, brauche ich nicht zu beschreiben; er faltete es zusammen, und als er darauf ehrfurchtsvoll seine Hand an den Hut legte, schauten sich seine Kameraden ziemlich überrascht an und wußten nicht, was sie von der plötzlichen Sinnesänderung ihres Chefs halten sollten. Ich glaube, ein paar der letzteren wären gar zu gern mit uns nach Val de Penas zurückgekehrt, doch bedankten wir uns auf's Beste für dieß Anerbieten, welches uns der Unteroffizier machte, wünschten ihm einen guten Tag, ebenso wie dem Herrn und den Damen im Wagen drunten und ritten sehr vergnügt die Schlucht hinab.

Auf Felipe hatte das Vorzeigen des Papiers mit dem wichtigen Inhalte einen unverkennbaren Eindruck gemacht; er betrachtete uns scheu von der Seite und mit Zeichen der größten Hochachtung. Ob es ihm merkwürdiger erschien, daß wir uns überhaupt im Besitz dieses Papiers befanden, oder daß wir trotz desselben kein Geleit requirirten, bin ich wahrhaftig nicht im Stande, anzugeben. Unser Führer bedauerte nur, von dem Vorhandensein desselben nicht früher Kenntniß gehabt zu haben; die in Almagro meinte er, hätten uns anders springen müssen, und die gesalzene Rechnung hätten wir ihnen zur Hälfte gestrichen. „So ein Papier," setzte er hinzu, „könnte mich zum reichen Manne machen."

Unterdessen ritten wir vorsichtig den Felspaß hinab und erfreu-

ten uns an den grandiosen Formen, in denen die Felsmassen rechts und links höher und höher emporstiegen. Der Berg hatte sehr wenig Abdachung und fiel rechts und links von dem Passe so steil abwärts, daß wir unten wie durch ein kolossales Felsenthor ins Freie traten. Der Rückblick von hier war wahrhaft majestätisch, und Horschelt ließ sich durch keine Einreden Felipe's abhalten, die himmelhohen Felsen mit ihren wunderlichen Formen flüchtig zu skizziren. Was diesem Passe noch einen eigenthümlichen Reiz verlieh, war, daß sobald er hinter uns lag, wir auf der nun sanft absteigenden Straße in weniger als einer Viertelstunde auf den Grund einer großen Thalebene von so freundlichem, lachendem und heiterem Ansehen gelangten, daß der Contrast der Wildniß hinter uns unmöglich größer sein konnte. In den sanftesten Wellenlinien breitete sich die Fläche stundenweit vor uns aus, zur Linken mit den Ausläufern der Bergkette, von der wir eben herabkamen, eingefaßt, die aber, wie sie niedriger wurden, einen freundlicheren Charakter annahmen und statt der dunkelgrauen Felsen nur malerisch zerklüftete Schichten und Streifen in Roth und Gelb zeigten, nebenbei auch eine kräftigere Vegetation. Vor uns und zur Rechten war die Landschaft in einem weiten Bogen durch die Anfänge der Sierra Morena begränzt, die nach einem duftigen Morgen nun vom hellsten Sonnenlichte bestrahlt, in prächtigen dunklen Farben glänzten. Dabei war die Kälte des frühen Morgens verschwunden, Frühlingslüfte umspielten uns, so daß wir bald unsere Manta's ablegten. Am Fuße des Berges, den wir eben passirt, lag ein freundliches Dorf, Moral de Calatrava, mit breiten, reinlichen Straßen, hübschen Häusern und spitzem Kirchthurm mit röthlichem Dache, der allerlei heimathliche Erinnerungen in uns erweckte. Felipe schlug vor, sich nach der harten Tour, die wir schon gemacht, hier durch ein kleines Frühstück zu restauriren und führte uns zu diesem Zwecke vor eine kleine Posada, wo wir einen vortrefflichen Wein, sehr gutes Brod und eine erträgliche Wurst fanden.

Munter ging es dann weiter in die Ebene hinaus, auf einem

breiten, sandigen Wege, der den Hufen unserer armen Thiere sehr wohl zu thun schien; wenigstens trabten sie lustig darauf los, hinter dem unermüdlichen Felipe drein, der uns mehr und mehr zur Eile antrieb. Die Straße führte über Wiesen, bei gut angebauten Fruchtfeldern vorbei, und hie und da zur Abwechslung am Rande eines Baches, dessen Ufer mit Erlen und Weiden besetzt waren, und dabei lief der Weg immer in der sanftesten Wellenlinie auf und ab, ein kleiner Hügel befand sich am andern, was der ganzen Ebene ein eigenthümlich bewegtes, aber auch ziemlich langweiliges Ansehen gab. Uebrigens ist dieß eine bemerkenswerthe Fläche, reich an gutem Wein und Getreide, namentlich in regnerischen Jahren und mit den ausgedehntesten und futterreichsten Weiden, welche zahlreiche Viehheerden nähren. Unfern von Moral el Calatrava fließt der Javallon der Guadiana entgegen, den Plinius schon als ein Wunder bespricht. Zwischen Alcaraz und Ossa de Montiel nämlich hat er seinen Ursprung in einer Reihe von Teichen, und ist dann, der hohen Berge wegen, wodurch er sich sein Bett gebrochen, eine Stunde lang nicht mehr sichtbar, um plötzlich bei San Juan wieder zum Vorschein zu kommen, weßhalb die Spanier sagen, er habe eine so große Brücke, daß ganze Schafheerden auf derselben weiden könnten. Durch dieß weite, bald sandige, bald sumpfige Thal ritten wir nun fort, Stunde um Stunde, bis um Mittag, wo wir in weiter Ferne die Kirchthurmspitze von Val de Penas erblickten, nach dreitägigem mühevollem Marsche das langersehnte Ziel unserer kleinen Tour, wo uns die Freunde vielleicht schon seit mehreren Stuhden erwarteten.

„Hatje, Hatje!" schrie Felipe immerfort und trieb zur Eile. — Noch eine weitere Stunde und die Häuser von Val de Penas traten deutlich hervor, ebenso wie zu unserer Rechten die schönen Formen der Sierra Morena. Bald sahen wir auch die Landstraße links auf den Höhen und konnten ihren breiten Streifen verfolgen, bis er in den Gassen von Val de Penas verschwand. Abermals eine Stunde, da hatten wir die ersten Häuser des Ortes erreicht und unser edler Felipe,

stolz auf die glücklich vollbrachte Reise, ritt nun im Schritt, den rechten Arm in die Seite gestemmt, der Hauptstraße zu, die — es war gerade ein Festtag — ziemlich belebt war.

Val de Penas hat zwei anständige Fonda's, in welchen die beiden Linien der von Madrid kommenden Diligencen anhalten, weßhalb wir ungewiß waren, wo wir unsere Freunde finden sollten. Als wir durch die Straßen ritten, betrachteten wir aufmerksam die Häuser und hofften immer, das lachende Gesicht unseres Oberbaurath Leins irgendwo zu entdecken, der ja versprochen hatte, uns als pünktlichster Reisemarschall zu erwarten. — Vergebens. Wir erreichten die erste Fonda, ritten in den Hof und forschten zugleich, ob nicht gestern Abend oder heute Morgen einige Fremde angekommen seien. Es war Niemand da. Wir gingen in die andere Fonda, die gegenüber lag — auch da Niemand. Man wird begreiflich finden, daß uns das ziemlich verdrießlich machte, um so mehr, als man uns sagte, die Eilwagen von Madrid passirten Val de Penas gegen ein, zwei oder drei Uhr in der Nacht. So waren denn die sehnlichst erwarteten Freunde nicht eingetroffen und konnten im besten Falle erst morgen Früh ankommen. Wir kehrten in den ersten Gasthof zurück, wo wir unsere Pferde gelassen, und da wir dieselben nur bis hieher gemiethet hatten, wir auch auf alle Fälle warten mußten, so zahlten wir unsern Führer aus, beschenkten ihn auf's Beste, worauf der edle Felipe einen herzlichen Abschied von uns nahm, um sogleich wieder nach Moral de Calatrava zurückzukehren.

Unser Gasthof an der großen Straße nach dem Süden gelegen und zugleich Stationsort der hier sich kreuzenden Eilwagen hatte eine fast großstädtische Einrichtung. Ein Kellner in runder Jacke, die Serviette auf dem linken Arm, — wir hatten einen solchen seit mehreren Tagen nicht mehr gesehen, — führte uns in den Speisesaal, wo eine hübsche und gut gedeckte Tafel bereit stand. Man erwarte in einer Stunde, sagte er uns, die Eilwagen von Cordova und Granada, doch könnten wir auch vorher speisen, wenn es uns beliebe. — Die Eil-

wagen von Cordova und Granada, wie das entzückend klingt! Ja, wir waren diesen herrlichen Orten schon um ein bedeutendes näher gerückt, hatten die langweilige unangenehme Tour von Madrid hieher glücklich umgangen und den angestrengten Ritt hinter uns, auf wenige Stunden vor uns aber die prächtige Sierra Morena, und in nächster Nähe eine wohlbesetzte Tafel mit dem funkelnden Val-de-Penas-Wein, besaßen hiezu tüchtigen Hunger und Durst, und dies Alles zusammengenommen versüßte in etwas die fehlgeschlagene Hoffnung, von den Freunden herzlich bewillkommt zu werden.

Nach gründlicher, vollbrachter Mahlzeit, ausnahmsweise bei einer Tasse Kaffee, zu der eine von den wenigen guten Cigarren, die wir noch besaßen, nicht fehlte, ward unser mißlungenes Rendezvous besprochen und mit Zuziehung des Kellners auch in seinen Folgen von allen Seiten beleuchtet. Die nächsten Eilwagen, von denen einer unsere Freunde höchst wahrscheinlich brachte, erreichten Val de Penas also erst in der kommenden Nacht gegen drei Uhr Morgens. Was war nun zu thun? Wollten wir die Reisegefährten hier erwarten, so durften wir natürlich nicht zu Bette gehen oder mußten schon um zwei Uhr wieder aufstehen. Beides recht unangenehm. Kommen sie aber morgen auch noch nicht, so hatten wir von Val de Penas nach Santa Elena auf der Höhe der Sierra Morena bei zehn Leguas, einen gar zu langen Weg, und dazu keine Pferde, die, wie der Kellner uns versicherte, hier in Val de Penas schwer zu bekommen sein sollten. Wir beschlossen demnach, noch heute Nachmittag auf irgend eine Art nach Santa Cruz, am Fuße des Gebirges, zu gelangen und den Freunden ein Schreiben zurückzulassen, worin wir ihnen unsern Entschluß anzeigten und zugleich, daß wir dort in der Venta „zum halben Monde,“ wo die Eilwagen wenige Minuten anhielten, zu finden sein würden.

Der Kellner, der das Haus voller Fremden hatte und uns deßhalb kein anständiges Zimmer abtreten konnte, billigte unsern Entschluß und meinte, das beste Mittel, um auf angenehme Art nach Santa

Cruz zu kommen, sei, sich einer der vielen Galeras, Frachtfuhrwerke anzuvertrauen, die jeden Augenblick am Hause vorbeipassirten. Wir schrieben also unsere Briefe an die Freunde, trugen einen hinüber in den andern Gasthof, und als wir zurückkehrten, hatte der Kellner auch bereits eine vortreffliche Fahrgelegenheit, wie er sagte, für uns aufgefunden. „Man kann sich hier nicht Jedermann anvertrauen," sprach er mit hoch empor gezogenen Augenbrauen und einem wichtigen Schwenken seiner Serviette; „aber da draußen ist einer meiner genauen Bekannten, Don Alonso de Santa Cruz, der sich um ein Billiges das Vergnügen machen wird, Sie mitzunehmen."

Wir gingen auf die Straße und sahen in einiger Entfernung einen zweirädrigen Karren, hochbeladen und mit vier Maulthieren bespannt, eines vor das andere. Das war die vortreffliche Fahrgelegenheit. Daneben stand ein alter Kerl, unrasirt, ziemlich schmierig angezogen, mit einer sehr geflickten Capa, die er aber malerisch über die Schulter geworfen hatte, und einem spitzen Hut voller Löcher, den er keck auf dem rechten Ohre trug — Don Alonso de Santa Cruz. Hätte man nicht recht gehabt, sich unter solchem Namen einen Granden erster Klasse vorzustellen, der zufällig in einer mit sechs Pferden bespannten Equipage vorbeikäme und sich ein Vergnügen daraus machte, ein paar fremde und ermüdete Cavalleros aufzuladen? Wir traten also zu Don Alonso, um seine billigen Fahrbedingungen zu vernehmen. Er sah uns ziemlich hochmüthig an und meinte, zwei Duros sei nicht zu viel, — zwei Duros, über fünf Gulden für einen Weg von nicht ganz vier Stunden auf einem schwer beladenen, stoßenden Karren. Ich fragte ihn lächelnd, er meine wohl zwei Duros für Jeden. „Natürlicher Weise," war die Antwort, die sehr würdevoll gegeben wurde. Jetzt brachen wir aber in ein so gewaltiges Lachen aus, daß der Kellner davon angesteckt wurde, und in welches sogar Don Alonso selbst, nachdem er uns einen Augenblick recht sauer angeschaut, herzlich mit einstimmte. Um mit ihm in's Reine zu kommen, boten wir ihm einen halben Duro für uns und unser Gepäck, was er denn auch nach einigem Widerstre-

ben einging. Unsere Nachtsäcke, Mäntel und Waffen luden wir auf die Galera, zogen es aber vor, noch eine Strecke zu Fuß zu gehen da die Chaussee breit und eben, das Wetter warm und angenehm war.

So zogen wir denn abermals dahin, dießmal als harmlose Fußreisende, und wenn uns auch Don Alonso zum Oeftern einlud, den Karren zu besteigen, so hatten wir doch keine Lust dazu, da wir sahen, wie er in den Geleisen hin und her gestoßen wurde. Die breite Chaussee führte fast eben durch ein schönes, wohlangebautes Land voll gut bearbeiteter Felder und Olivenpflanzungen, zwischen welchen hie und da spitzige Kirchthürme hervorschauten. Daß wir dem Süden näher gerückt waren, bemerkten wir auch an einzelnen Aloen, die hin und wider an den Rändern des Weges emporwuchsen. Zum Schutz der großen Straße von Madrid nach Sevilla gegen Räuber sind jedesmal in einem Zwischenraum von zwei bis drei Leguas, gewöhnlich auf hochgelegenen Punkten Stationshäuser für die Guardias Civiles erbaut, von denen Patrouillen das Land durchstreifen, einzelne Posten aber auch an der Landstraße vertheilt sind, wo sie aus ihren runden zeltförmigen Erdhütten alles beobachten, was vorüberzieht. Auch wir entgingen der Aufmerksamkeit eines dieser Straßenwächter nicht, der uns auf die höflichste Art von der Welt nach unseren Papieren fragte. Der früher erwähnte Befehl des Chefs der Gensdarmerie that auch hier wieder seine Wirkung, der Gensdarm legte ehrfurchtsvoll grüßend seine Hand an den Hut und entließ uns mit einem freundlichen buenas noches, ein kleiner Vorfall, dem Don Alonso aufmerksam zuschaute und der uns in seiner Achtung auffallend befestigte.

Inzwischen war es dunkel geworden, und an dem klaren Nachthimmel strahlten und glänzten die Sterne in wunderbarer Pracht. Ich glaube jeder, der sich viel im Freien aufhält und häufig die seltsamen Sternbilder dort oben sieht, faßt für irgend eins derselben eine besondere Neigung. So ist es mir wenigstens ergangen, und wenn ich den Orion sehe, so durchströmt ein angenehmes, erwärmendes Ge-

fühl mein Herz; er ist mir wie ein alter treuer Freund, mit dem ich plaudern kann und der mich zu verstehen scheint, wenn ich aufwärts blickend an diese oder jene Stunde meines Lebens denke. Wir beide haben uns auch schon viel gesehen, in frostiger, schneeglänzender Winternacht und an warmen Sommerabenden, wenn die Nachtigallen schlugen und ein leichter Wind weiße Blüthen spielend herumwehte. Dann wieder auf schwarzem, tobendem Meer, wo der Orion nur hie und da, wie mir zum Troste, durch zerrissene Wolken niedersah, sowie auch im Sande der unendlichen Wüste, wo er hellfunkelnd an dem stahlfarbenen Himmelsgewölbe prangte. Er ist ein so angenehmes, verständliches Sternbild mit seinem blitzenden Gürtel, mit Keule und Schwert. Heute Abend blieb er uns treulich zur Seite und war so freundlich, uns nach mehrstündigem Marsche endlich unser Nachtquartier Santa Cruz zu zeigen, hinter dessen Häusern er ruhig niedersank. Lebewohl! rief ich ihm nach, und grüß mir morgen meine Lieben, die dich auch erblicken werden und wissen, wie gern ich dich anschaue.

— — Jetzt klapperten die Hufe unserer Maulthiere auf einem recht schlechten Pflaster, und die Achsen und Räder knarrten und dröhnten. Das Dorf aber war von einer unausstehlichen Länge, und wir brauchten fast eine halbe Stunde, ehe wir die Venta „zum halben Mond" erreichten, die ganz am andern Ende des Orts lag. Einen Gasthof besaß natürlich Santa Cruz nicht, und die Eigenthümer einer gewöhnlichen Venta waren hier an der großen Straße durchaus nicht darauf eingerichtet, Reisende unserer Art zu empfangen. Der Weg durch die Mancha oder die Straße von Toledo nach Val de Penas wird wenigstens zur Sommerzeit hie und da von Reisenden besucht, woher es denn kommt, daß man in der einfachsten Posada oder in einer ganz gewöhnlichen Venta wenigstens ein Stück Speck findet, wie auch Zwiebel, Eier und Brod. Hier aber an der großen Straße, wo Diligencen in diesen kleineren Orten nie längere Zeit anhalten, die Posaden also nur von Maulthiertreibern und Kärrnern besucht werden, ist es nicht Gebrauch, ein Mittag- oder Abendessen zu verlangen. Der

Einkehrende erhält hier nur einen Platz für sich und seine Thiere zum Ausruhen und Schlafen, Wasser aus dem Brunnen und eine Stelle am Feuer, das die Padrona beherrscht, welche denn auch, wenn sie gut gelaunt ist, die Zubereitung dessen, was der Fremde mitbringt, höchstselbst und gnädigst überwacht.

Diese Einkehrhäuser an der großen Straße unterscheiden sich nicht viel von den türkischen Karawansereien oder den syrischen Chan's, gewöhnlich aber sind es weitläufige Gebäude, um hinlänglichen Platz zu bieten für die große Anzahl der Zug- und Lastthiere, die von beiden Seiten des Wegs zusammenströmen. Ein mächtiges Thor verschließt den Eingang, das erst nach tüchtigem Anklopfen geöffnet wird. Wir waren heute Abend dieser Mühe überhoben, denn wenige Minuten vor uns war ein Zug Maulthiere angekommen, weßhalb der Eingang weit offen stand. Die Thiere schritten mit lang vorgestrecktem Halse, vorsichtig und in guter Ordnung eins hinter dem andern, zum Hause hinein und nach dem Hofraume, wo sie sich, einer langjährigen Gewohnheit folgend, so aufstellten, daß sie von den Treibern bequem abgeladen werden konnten. Wir mußten eine Zeitlang warten, bis der lange Zug eingekehrt war. Das Innere der Venta erschien uns von hier als eine weite Scheune, deren Balken und Sparren röthlich angestrahlt waren von den Flammen eines großen Feuers, das wohl rechts in einer Ecke brannte. Nach den Maulthieren triumphirte Don Alonso auf seinem Karren ein und wir folgten ihm zu Fuße, vom langen Ritt und der Abendpromenade herzlich ermüdet.

Ehe sich der Leser mit uns an dem lodernden Feuer niederläßt, wird es für ihn nicht uninteressant sein, die Beschreibung einer dieser Venta's an der Hauptstraße zu erhalten. Die meisten derselben verdanken ihre Entstehung milden Stiftungen und Erbschaften zu diesem Zwecke gemacht, oder wurden von irgend einem großen Herrn erbaut, dessen Wappen in Stein gehauen dann auch meistens über dem Thore zu sehen ist. Hinter diesem Thor beginnt ein großer Raum, eine einzige gewaltige Halle, deren Decke vom Dache mit seinem Sparren-

werk gebildet und von zwei bis drei Reihen starker steinerner Pfeiler getragen wird. In diesem Raum herrscht Tag und Nacht ein beständiges Halbdunkel, welches ebenso wenig das große Herdfeuer oder einige Oellampen zu vertreiben vermögen, als das Tageslicht, das nur durch ein paar unbedeutende Lucken oder sonstige kleine Oeffnungen einzudringen vermag. Das Auge muß sich zuerst an die Dunkelheit gewöhnen, die hier herrscht, ehe es die Gegenstände rings umher erkennen kann. Vermag man den ganzen Raum zu übersehen, so bemerkt man wohl, daß hier über hundert Maulthiere mit ihren Führern, Karren und Ballen Platz haben. Links vom Thor stehen die beladenen Fuhrmannskarren, so eng als möglich zusammengeschoben, und dahinter an den Wänden sind die Maulthiere angebunden, die zuweilen stampfen, schnauben und sich schütteln, wobei man ihre Halfterketten rasseln hört. Rings um die Pfeiler, welche das Dach tragen, sieht man Ballen und Fässer, Kisten und Kasten, und es dienen diese wieder zum Lager einiger schläfrigen Arriero's, welche schon ausgestreckt dort liegen.

Doch lassen wir alle die ebengenannten Gegenstände in ihrem Halbdunkel und wenden uns rechts vom Eingange, wo am andern Ende der Halle auf dem gepflasterten Boden ein gastliches Feuer hoch emporlodert. Um eine künstliche Ableitung des Rauches bekümmern sich die spanischen Bauleute nicht, er sucht seinen Weg theils durch die Dachlucken, theils zieht er hoch oben als leichtes Gewölk durch die ganze Halle. Neben dem Herde befindet sich gewöhnlich eine Art von Verschlag, wo der Ventero oder die Padrona das Bischen Küchengeschirr, auch Flaschen und Gläser aufgestellt haben, welche sie zu ihrer Wirthschaft brauchen, daran schließt sich öfters ein starkes hölzernes Gestell mit mehreren oft mannshohen und verhältnißmäßig breiten Krügen von rothem Thon, wie in dem Landhause bei Valencia, welche den Wasserbedarf für das Vieh enthalten; darüber befinden sich auf einem Brette kleine zierliche Gefäße für den Gebrauch der Reisenden selbst. In nächster Nähe des Herdes sieht man eine Art Divan, natürlicher Weise roh von Holz gemacht, an den Wänden hinlaufen, auf

welchem hie und da ein kleines Polster oder ein Stück Teppich liegt, — vielleicht für einen Gast, den man besonders ehren will. Oben zwischen dem Sparrenwerk des Daches kleben einige Kammern, die von hier aus wie Schwalbennester aussehen.

Um den Feuerplatz befand sich schon eine zahlreiche Gesellschaft, von der einige rauchten, andere plauderten, dort welche ihr Abendessen verzehrten, hier wieder andere begierig in die Pfanne schauten. Die meisten saßen auf dem erwähnten Divan, andere aber auf kleinen niederen Schemeln, welche mich sehr an den Orient erinnerten. Hinter dem Feuer befand sich die Padrona, eine schon ältliche starke Dame, aber noch sehr rüstig und mit außerordentlich lebhaftem Mundwerk begabt. Zu ihrer Seite befanden sich ein paar Mägde, welche Wasser zutrugen oder Pfeffer, Salz und dergleichen darreichten. Vor der Frau, zwischen den glühenden Kohlen, standen Pfannen und Töpfe, in welchen das Nachtessen für verschiedene Gäste schmorte. Alle diese jedoch wagten sich nicht in die Nähe der eifrigen, aber ziemlich barschen Köchin, und wenn Einer sich etwas Feuer für seine Cigarre verschaffen wollte, so wandte er sich mit einer höflichen Bitte an die Padrona, welche ihm alsdann mit der eisernen Zange, die neben ihr lag, eine glühende Kohle darreichte.

Unser Erscheinen machte so gut wie gar kein Aufsehen; die Padrona schaute kaum von ihren Töpfen in die Höhe und nickte uns schweigend zu; doch rückten die Maulthiertreiber auf dem Divan sogleich zusammen, um für uns Platz zu machen, ja ein ältlicher Mann, der aufstand, bot mir freundlich seinen Schemel an. Es ist etwas Wohlthuendes um die Freundlichkeit und Höflichkeit der Spanier; man hat bei ihnen immer das Gefühl, sich in guter Gesellschaft zu befinden. Ohne von Fragen belästigt zu werden, sieht man sich aufmerksam behandelt, wird aufgefordert, näher zum Feuer zu rücken, wenn es kalt ist, oder weiter zurück, wenn die Flammen gar zu heftig aufprasseln. Kaum zieht man seine Cigarre heraus, so bietet man einem augenblicklich Feuer an, und wenn man einigen der Gäste, die es sich gerade schmecken lassen,

einen guten Appetit wünscht, so kann man sicher sein, nach alter arabischer Sitte, eine ernstlich gemeinte Einladung zur Theilnahme zu erhalten. Letzteres habe ich fast immer hier in Spanien bemerkt, und wenn man zwischen diesen Leuten sitzt, so wird jeden Augenblick eine Schüssel oder ein Glas angeboten mit der freundlichen Bitte, sich zu bedienen.

Don Alonso hatte unterdessen seinen Karren und seine Maulthiere besorgt und als er darauf mit einem „ave Maria purissima! gesegne euch Gott das Nachtessen, Cavalleros!" an's Feuer trat, bemerkten wir wohl, daß wir alsbald der Gegenstand der Unterhaltung wurden; hätten wir aber auch das Spanische besser verstanden, so wäre es uns doch nicht möglich gewesen, diese Unterredung zu verstehen, denn sie wurde nur durch einzelne Worte, Blicke und Pantomimen geführt. Nur etwas davon begriffen wir zu unserem Leidwesen, daß nämlich nichts zu unserem Abendessen vorhanden war, denn auf diese Frage zuckte die Padrona bedeutsam die Achseln; doch meinte sie gleich darauf, sie wolle in's Dorf schicken, um vielleicht ein Huhn und etwas Reis für uns zu kaufen. Da wir aber in Val de Penas gut und ziemlich spät dinirt, auch sehr ermüdet waren, so baten wir um etwas Chocolade, und um Anweisung eines Zimmers zum Schlafen. Letzteres schien einige Schwierigkeit zu machen, doch nahm sich Don Alonso kräftigst unserer an, worauf denn eine der Mägde fortgeschickt wurde, um unsere Lagerstätten in Ordnung zu bringen. Auch die Chocolade erschien bald darauf, recht gut, aber leider wieder sehr dünn.

Was unser Fortkommen für den nächsten Tag anbelangte, so hatten wir durchaus keine Lust, uns darum zu bekümmern, denn morgen in der Früh mußten ja die Freunde kommen, mit ihnen Herr St., der das Land genau kannte und die besten Arrangements treffen würde. Wir nahmen deßhalb von Don Alonso Abschied und ließen uns nach der Schlafkammer geleiten; eins der Schwalbennester, von denen ich vorhin gesprochen. Die Einrichtung hier war über alle Beschreibung ländlich: auf einem hölzernen, sehr kurzen Schragen lag eine fingerdicke

Wollenmatratze, ein Kopfkissen von Seegras und zum Zudecken mußten wir uns der eigenen Manta bedienen. Doch ermüdet, wie wir waren, hatten wir uns kaum ausgestreckt, als auch schon ein süßer, erquickender Schlaf über uns kam. Selbst im Traume beschäftigte ich mich übrigens mit der Ankunft der Freunde, und da ich das Glück habe, fast immer zu einer Zeit, die ich mir bestimme, erwachen zu können, so war ich auch hier gegen vier Uhr Morgens schon vollkommen munter und lauschte auf die Ankunft des Eilwagens. Horschelt schlief noch, wurde aber auch bald darauf erweckt durch das Klingeln, Rasseln, Klirren und Klappern, mit welchem nach Verlauf einer Viertelstunde die Madrider Postkutsche ankam. Auch sprang mein Freund sogleich von dem Lager auf, eilte an's Fenster und rief lustig, sie wären da, er habe den Oberbaurath beim Schein der Wagenlaternen so eben in's Haus eilen sehen. Gleich nachher polterte es auch die Treppen herauf, die Thüre wurde hastig geöffnet und die Erwarteten erschienen. Daß wir uns freudig begrüßten, kann man sich leicht denken, hatten wir doch des Umherirrens ohne Kenntniß der Sprache und des Landes genug bekommen und freuten uns, die prächtige Tour über die Sierra Morena in Gesellschaft von Freunden machen zu können, die mit Allem genau bekannt und die besten Erklärungen zu geben im Stande wären. Doch wie ward uns, als nun Oberbaurath Leins hastig erklärte, sie könnten leider die besprochene Tour nicht mit uns machen; die beiden andern Herren, deren Reiseziel Sevilla war, hatten gehofft, übermorgen ihren Weg von Baylen mit dem Wagen weiter fortsetzen zu können, aber in Madrid erfahren, daß auf allen Diligencen für die nächsten acht Tage sämmtliche Plätze bereits genommen seien, sie also in Baylen liegen bleiben müßten, wenn sie nicht mit dem heutigen Wagen ihre Reise fortsetzten. Auch der treulose Leins hatte darauf hin seinen Platz bis Baylen gekauft, was wir ihm im Grunde nicht übel nehmen konnten, denn wie wir jetzt erfuhren, hatten weder er noch die andern geglaubt, uns in Val de Penas so bald und heil und gesund anzutreffen.

Das Alles verstimmte mich so, daß ich mich ziemlich erbost in

meinem Bette herumwarf und den Drei eine glückliche Reise, aber auch sonst noch Allerlei wünschte, was ich hier nicht wiederholen mag. Was sie uns unter bewandten Umständen Gutes thun konnten, das geschah in höchster Eile; Horschelt ließ unsere sehr zusammengeschwundene Reisekasse auffrischen, und nahm von Herrn St. ein Paket guter Cigarren, welche dieser für uns zurückließ. Drunten fluchte unterdessen der Mayoral, im Verein mit Zagal und Delantero; die Maulthiere schüttelten sich und stampften mit den Füßen, und das Schicksal, roh und kalt, ließ uns allein in Santa Cruz zurück, frierend auf ärmlichem Lager, während unsere Bekannten wenige Augenblicke nachher im vollen Galopp von zwölf Maulthieren dem Gebirge entgegen fuhren. Horschelt, der noch an's Fenster sprang, sah ihnen kopfschüttelnd nach, dann kroch er auch wieder unter seine Manta, worauf wir uns bis zum heranbrechenden Morgen allerlei tröstlichen Gesprächen hingaben.

Glücklicherweise hatten wir Beide vortrefflich geschlafen, auch war die Sonne so freundlich, sich sehen zu lassen und uns einen Strahl ihres lieben Lichtes zu spenden. Waren wir doch glücklich bis hierher gekommen und hofften auch, die Sierra Morena ebenso zu überschreiten. Wir kleideten uns an, gingen in die allgemeine Halle hinab, wo uns das prasselnde Feuer recht wohl that, nahmen unsere Chocolade, und hielten mit Don Alonso einen Kriegsrath über unsere Weiterreise. Nach seiner Aussage waren die guten Pferde, von denen uns Herr St. gesprochen, in Santa Cruz gar nicht vorhanden. — In Gottes Namen, wenn wir auch weniger gute bekommen. Auch diese fehlten, wie uns der Ventero versicherte. „Aber ein vortreffliches Maulthier?“ fragten wir. — Abermaliges Kopfschütteln. „Nun denn, ein Maulthier, wie es gerade ist.“ Auch ein solches war nicht zu bekommen, und nach langem Hin- und Herreden sahen wir denn zu unserer unangenehmen Ueberraschung ein, daß es nur zwei Arten des Fortkommens für uns gebe: per pedes apostolorum oder zu Esel, — zu sehr kleinem Esel, zu Esel, wie sie bei uns die Säcke aus der Mühle tragen. Wir sahen uns einen Augenblick an, hatten aber, Gott sei

Dank, Humor genug, laut hinauszulachen. Wir wollten nach Santa Elena, auf die Höhe des Gebirges, und glücklicher Weise fand sich eine Familie von dort, die mit vier leeren Eseln zurückging. Um einen recht mäßigen Preis mietheten wir dieselben, zwei wurden für unser Gepäck bestimmt, die andern zur Ehre, uns zu tragen.

Wir zahlten unsere Zeche und nahmen Abschied von Don Alonso, der uns noch die gute Lehre: man muß in der Welt immer zufrieden sein, mit auf den Weg gab, und durch ein vortreffliches Beispiel vor Augen führte. Als wir nämlich aufsitzen wollten, kam ein Reiter auf gutem Maulthier bei der Venta vorüber. „Wenn wir nur solche Thiere bekommen könnten!" sagte ich seufzend, hatte aber kaum ausgesprochen, als das Maulthier über einen Stein stolperte, auf die Kniee fiel und seinen Reiter unsanft von sich abwarf.

Unsere Esel hatten weder Zaum noch Halfterstrick, weder Steigbügel noch Sattel. Die Stelle des letzteren vertrat ein breites hölzernes Gestell mit aufgeschnalltem Strohkissen, das aber zu breit war, um sich rittlings darauf setzen zu können, wir mußten es deßhalb so besteigen, daß wir beide Füße nach einer Seite herunterhängen ließen, und nun streben, das Gleichgewicht so gut wie möglich zu behalten. Als Alles aufgepackt war und wir ebenfalls, stachelte unser Führer die Esel nach der Reihe mit einem spitzigen Stocke an einen unnennbaren Theil ihrer Körper, und fort liefen die kleinen Thiere, so flink und behende, dabei aber mit so komischem Kopfnicken, daß ich, der noch obendrein den Maler mit seinen langen Beinen, die fast den Boden berührten, vor mir hatte, in ein lautes Gelächter ausbrechen mußte.

Wenn man bei dieser Art zu reiten einmal die Befürchtung überwunden hat, daß man rückwärts vom Esel fallen könne und sich auf dem Sitz etwas heimisch fühlt, so findet man die Bewegung der Thiere gar nicht unangenehm; man spürt kaum ihren sanften Trab und kommt dabei mit einer fast unbegreiflichen Schnelligkeit von der Stelle. Die Thiere machen kleine gleichförmige Schritte, aber unermüdlich, unaufhörlich. Betrachtet man einen Gegenstand an der Straße, so glaubt

man natürlicherweise, man komme nicht vom Flecke, ist aber doch, ehe man sich's versieht, auf der Höhe der Straße angelangt, wo es denn abwärts mit noch etwas vermehrter Geschwindigkeit geht. Ich dachte bei diesem Ritt an Aegypten, an Kairo, wo wir auch viele Touren auf gleiche Art machten, wo die kleinen Esel gleichfalls vortrefflich sind, doch nicht besser als die spanischen.

So ging es denn die lang ersehnte Sierra Morena hinauf, diese Scheidelinie, welche die öde und flache Mancha von dem herrlichen Andalusien trennt. Wie ich schon früher bemerkte, ist der Gebirgszug auf dieser nördlichen Seite nicht hoch; der höchste Paß, der von Despena-Perros, Hundeabgrund, steigt durch steile und wilde Schluchten, nicht über 400 Fuß, wogegen sich das Gebirge auf dem südlichen Abhang nach Andalusien um eben so viele tausend Fuß, aber sanft nach und nach abdacht. Die ganze Breite der Bergkette mag fünf bis sechs Stunden betragen, und die Länge von Osten nach Westen vielleicht siebenundzwanzig Stunden. Bis zur glücklichen Regierung Karls des Dritten war die Sierra Morena eine wilde Wüste mit felsigen dürren Höhen und morastigen Thälern, wo sich kaum das Maulthier „im Nebel seinen Pfad suchte;" in den Schluchten und Abgründen hauste „der Drachen wilde Brut" und im Passe von Despena-Perros war die Räuberei in schönster Blüthe und brandschatzte die Karavanen. Der damalige Intendant von Sevilla, Don Pablo Olavides, mochte wohl einsehen, daß es mit spanischen Händen schwer gehen würde, durch diese felsige Scheidewand, welche den glücklichen Süden vom Norden trennt, eine gute Straße zu brechen, weßhalb er auf den klugen Einfall kam, am südlichen Abhange des Gebirges Colonien zu errichten, deren Bevölkerung man große Vortheile einräumte, und dafür die Verpflichtung auferlegte, sich nach dem Innern des Königreichs einen guten Weg zu bahnen. Namentlich waren es Tausende von Deutschen, und unter diesen viele Schwaben, welche dem Rufe Don Pablos folgten und sich hier ansiedelten. Dabei hielt der Intendant von Sevilla, was er den Fremdlingen versprochen und sorgte auf's

Umfassendste für sie. So waren namentlich die deutschen Ansiedlungen wahrhaft verschwenderisch ausgestattet. Nicht nur fand jeder Colonist bei seiner Ankunft sein Haus fertig, seinen Boden und seinen Keller auf ein Jahr lang gefüllt, eine Kuh und ein paar Maulthiere in seinem Stalle, sondern die Colonisten erhielten zugleich außer andern Vorrechten die Zusicherung der Befreiung vom Kriegsdienst, von Zehnten und Steuern auf ewige Zeiten. Leider dauerten diese „ewigen Zeiten" nicht gar zu lange, und nur bis zum Sturz des vortrefflichen Intendanten, nach welchem ihnen die Zehnten aufgenöthigt wurden. Die Inquisition unterbrach die großen Bemühungen Olavides, den sein König schon früher anderer Verdienste wegen zum Grafen von Pilo erhoben hatte; er ward, als der Toleranz eifrigster Beförderer, der Ketzerei beschuldigt und 1778 zu achtjähriger Gefangenschaft und Bußübung in ein Kloster eingesperrt, woraus er jedoch nach Venedig zu entfliehen Gelegenheit fand, später aber nach Spanien zurückkehrte, wo er 1803 in einem Alter von 63 Jahren starb. Unter andern weisen Bestimmungen, die Olavides für die neuen Colonien einführte, befand sich auch die, daß kein Gut zerstückelt oder vom Nachbar erworben werden durfte, sondern im Fall einer Veräußerung oder Verpfändung an einen neuen Pflanzer übertragen werden mußte.

Obgleich später bei der Revolution auch noch mehrere der übrigen Privilegien dieser Ansiedlungen verloren gingen, so bilden sie doch heute noch die lachendsten und fruchtbarsten Gefilde Spaniens und mildern auf das Angenehmste den grellen Contrast zwischen den segenvollen Fluren Andalusiens und der steinigen Mancha. Wohin das Auge sich wendet, gewahrt es hier bald einzelne Höfe, bald niedliche und reine Dörfchen zwischen wallenden Saaten und herrlichen Obstpflanzungen jeder Art. Zur ferneren Ausschmückung trägt auch die üppige Natur das Ihrige bei, indem ein jeder Garten mit großen Aloen und Cactuszäunen umgeben ist, die, wenn auch die meisten Bäume und Sträucher kahl und nackt erscheinen, doch ihr frisches Grün nicht verlieren. Die Hauptstadt dieser Ansiedlungen ist la Carolina,

meistens von Deutschen bewohnt, welche sich denn auch bald an die Arbeit machten, und nach schwerem, ausdauerndem Schaffen den berühmten Paß durch die Felsen und Schluchten von Despena-Perros zu Stande brachten, — eine Chaussee, die sich in ihrer prächtigen Anlage, in ihrer breiten und sanften Steigung mit jeder Kunststraße von Deutschland und der Schweiz messen kann.

Wenn wir auch auf unserem heutigen Ritte versucht waren, den spanischen Straßen alle Unbill, alle bösen Benennungen abzubitten, die wir ihnen insgesammt beigelegt, so muß es den Reisenden doch zu gleicher Zeit traurig berühren, wenn er bedenkt, was dieses ganze herrliche Land unter einer kräftigen Regierung durch Herbeiziehung und Unterstützung fremder Arbeitskräfte sein könnte, und welche glückselige Zukunft sich dadurch Tausenden unserer armen Landsleute eröffnen würde, die jetzt über das Weltmeer ziehen, um bei den kalten und herzlosen Yankees zu verkümmern.

Unsere kleinen Esel trabten so Stunde um Stunde lustig über die breite Straße dahin, die sanft aufstieg, zuweilen aber auch wieder kurze Strecken abwärts führte. In einem kleinen Dörfchen hielten wir unsere Mittagsrast, ritten dann eine Zeit lang in der Hochebene fort, worauf sich der Weg zu einem Thale hinabsenkte, hinter welchem sich die schwärzlichen Massen des Gebirges ziemlich steil erhoben, das dort bei Concepcion de Almuradiel seinen höchsten Punkt erreicht. Unser Führer oder eigentlich Treiber verließ hier die breite Straße und trieb seine Thiere, um den Weg abzukürzen, einen ziemlich steilen Felsenpfad hinab, was für uns Reiter nichts weniger als angenehm war. Von einem Wege war hier eigentlich nicht die Rede: bald ging es durch das Bett eines kleinen Baches, über Rollkiesel, bald über breite Felsenplatten, die so glatt waren, daß ich jeden Augenblick erwartete, mit meinem armen Esel in die Tiefe zu rollen. Dabei wollte uns der spanische Tyrann nicht einmal absteigen lassen, stachelte vielmehr die Thiere immerfort, schnalzte dazu mit der Zunge und sprang in großen Sätzen nebenher. Daß wir ohne Unfall hinabkamen, be-

trachtete ich als ein Wunder; denn rückwärts blickend sah ich die Wand, welche wir herabgekommen waren, in erschreckender Steilheit aufsteigen.

Unten bogen wir wieder in die breite Chaussee ein und betraten zu gleicher Zeit den Anfang des Passes von Despena-Perros, — eine wilde Schlucht von steilen, viele hundert Fuß hohen Felsen gebildet, an deren einer Seite die Straße in malerischen Wendungen hinführt. Sie ist auch hier vortrefflich unterhalten, für die Durchlassung der Wasser, die von den Felsen herabrieseln, ist auf's Beste gesorgt, und an manchen Orten ist sie auf kühnen Bogen über die tiefen Schluchten weg geführt, welche die großen Gebirgswasser zur Zeit des Winters in die Felsen gerissen haben. Auf der linken Seite trennt uns vom Abgrunde eine hohe steinerne Brustwehr. Zur rechten Seite der Straße erheben sich die zerklüfteten Steinwände eines Glimmerschiefers in senkrechten Schichten, dessen rothe Farbe auffallend gegen das dunkle Grün der Stacheleichen und Pinien absticht, welche auf einzelnen Terrassen, namentlich aber in den Schluchten des Gebirges wachsen. Wo sich diese, besonders auf der westlichen Seite des Passes hin und wieder erweitern, unterbrechen einzelne große grüne Rasenplätze, jetzt von Pflanzungen zierlicher Eriken umsäumt, im Frühjahr aber beschattet von blühenden Mandelbäumen, den düstern Charakter der Gegend. Hier weiden Viehheerden, und der mächtige Toro der Sierra Morena, der gewaltige Kämpfer auf dem Stierplatze, wetzt sein Horn an den Stämmen der Eichen, scharrt die Erde und schaut brüllend nach dem vorüberziehenden Reisenden empor.

Hin und wieder gewährten uns die Wendungen der Straße noch einen Rückblick auf die rothe, kahle Ebene der Mancha bis nach dem fernen Castell des alten Consuegra und den Hügeln von Val de Peñas. Ich erinnere mich nicht, je Abbildungen dieses Passes gesehen zu haben, und doch wäre das eine der dankbarsten Aufgaben, die sich ein Maler stellen könnte; namentlich eine Strecke weiter oben sahen wir einen Punkt, wo die Chaussee unter überhängenden Felsen dahin-

zieht, hoch auf der steilen Wand des Abgrundes. In der Höhe scheint die Straße plötzlich aufzuhören, und dort erhebt sich zur linken Seite derselben, aus der nebenliegenden Schlucht aufsteigend, ein gewaltiger Felszacken, der mit einem kleinen Wachthaus der Guardias Civiles gekrönt ist und den Mittelpunkt der wilden Landschaft einnimmt. Den Hintergrund bilden die steilen Felswände mit den Zickzacklinien der Straße, die hoch auf die Höhe führen, bis wo die ersten Häuser des Dörfchens Santa Elena freundlich herabschauen. Hier ist die Gränze zwischen der Mancha und Andalusien; sie ist durch einen uralten Stein bezeichnet, worauf auf der castilischen Seite die Worte virgen del sagrario de Toledo, und auf der andalusischen die Santa faz de Jaen eingehauen sind. Diese bezeichnet das Schweißtuch der h. Veronica, was man in Jaen zeigt, jene das in der Kathedrale von Toledo so hoch verehrte Muttergottesbild.

Obgleich es heute Morgen empfindlich kalt gewesen war, so hatten wir doch jetzt um die Mittagszeit so heißen Sonnenschein, daß wir uns gegen die brennenden Strahlen schützen mußten und zu diesem Zwecke unsere Taschentücher nach Art der Beduinen unter dem Hut um den Kopf legten. Da es in dem erwähnten Paß auch längere Zeit aufwärts ging, so rutschten wir von unsern Eseln hinab und schritten zu Fuße, uns an dem wahrhaft prachtvollen Anblick der wilden Schlucht erfreuend. Außer uns und unsern Treibern war weit und breit keine menschliche Seele, und tiefe Stille lag über diesen Felsengründen. Die Sierra Morena hat vor andern Gebirgen Spaniens den Vorzug, daß ihre Thäler und Schluchten dicht bewachsen sind, und zwar meistens mit Gebüschen von dunkelgrünem, glänzendem Laube, als: Stechpalmen, Pinien, Rosmarin, welche ihr selbst in der Nähe ein schwärzliches Aussehen geben und woher auch wohl ihr Name kommt, denn Sierra Morena heißt: das schwarze Gebirge. Aber auch andere Bäume und Gesträuche wachsen hier in großer Anzahl; überall sieht man Steineichen, Eriken mit schönen Blüthen, Erdbeerbäume und Farrenkräuter, und wie wir so dahinwandelten im heißen Sonnen-

scheine, umgeben vom Grün durch alle Schattirungen, so war es uns, als sei der Winter vergangen und als befänden wir uns auf einmal mitten im Sommer. Doch gingen wir ja auch der schönen Jahreszeit und dem herrlichen Süden entgegen, und unser Begleiter, der neben uns her schritt und bemerkte, daß uns bei dem Bergsteigen recht heiß wurde, sagte, hier sei es kalt, aber sobald wir erst auf der andern Seite des Gebirgs angekommen sein würden, sollten wir erst fühlen, was eine andalusische Sonne sei.

Schon während des ganzen Morgens hatte sich in Horschelt starke Jagdlust geregt beim Anblick großer Raubvögel, die von den Felsen her über den Weg und wieder zurückstrichen, und ich hatte ihn kaum davon abgehalten, sein Pulver unnütz zu verschießen; hier aber, als wir gegen die Höhe des Passes kamen, und ein stolzes Adlerpaar nicht hundert Fuß über uns langsam und majestätisch um die Felszacken schweben sahen, ließ er sich nicht länger halten, machte sich fertig und schoß eine Kugel in die Höhe; leider hatte er aber nicht, wie der Jäger Caspar im gleichen Falle eine trächtige Blindschleiche geladen, die Steinadler unterbrachen nicht ihren stolzen Flug, noch viel weniger kam einer auf den Boden herab, wogegen dem Schützen ein ironisches Lächeln von Seiten unseres Begleiters nicht erspart wurde, in welches auch die umliegenden Felsen einzustimmen schienen. Horschelt schoß noch einige Male mit gleichem Erfolg; er traf nicht, da das Gewehr nach meiner Ansicht zu schlecht construirt und die Entfernung zu groß war. Doch ließen sich die Adler nicht einmal verscheuchen, ja, wahrscheinlich von den Schüssen aufgeschreckt, erschienen noch andere in der Ferne, strichen langsam über die Schlucht und verloren sich ohne Uebereilung wieder zwischen den Felskronen.

Wir hatten jetzt das Wachthaus erreicht, von dem ich vorhin sprach, und waren im Begriff, unsere Esel wieder zu besteigen, als wir hinter uns in der Schlucht das Klingeln und Rasseln vernahmen, mit dem sich eine spanische Diligence schon von weitem anzeigt; —

vielleicht eine prächtige Gelegenheit für uns, den noch übrigen Theil der Sierra Morena schneller zu überschreiten und Baylen zu erreichen, wo Oberbaurath Leins uns erwartete. Unser Führer kletterte auf die Straßenbrüstung und berichtete, es sei der Correo, der hinter uns drein komme. Der spanische Correo oder Courier ist gleichbedeutend mit der französischen Malle, befördert wie diese Briefe und kleine Pakete, und hat nur Platz für zwei Passagiere. Ihn unbesetzt zu finden, konnten wir nicht hoffen, weßhalb wir ihn auch ziemlich gleichgültig näher und näher herankommen hörten. Endlich erreichte er uns und zum Ueberfluß fragte Horschelt den Conducteur, ob er seine beiden Plätze nach Baylen frei habe. „Nur einen," war die Antwort, worauf wir die Achsel zuckten, der Mayoral freundlich grüßte und der Wagen von sechs flinken Maulthieren auf der nun stark abwärts fallenden Straße bald unsern Blicken entschwand.

Genügsamkeit ist eine schöne Tugend und an ihrer Hand bestiegen wir unsern kleinen Esel wieder, nachdem wir uns eine außerordentlich gute Cigarre angezündet und sie mit Hochgenuß rauchten. „Qui va piano, va sano," sagt der Italiener. Und das Sprichwort bewährte sich freilich an uns, aber auch eben so sano an dem vorauseilenden Correo, der durchaus nicht piano fuhr, denn nachdem wir erst die Schlucht vor uns hinabgestiegen waren, sahen wir ihn schon hoch über uns nach Santa Elena hineinrollen. Wir hatten da hinauf noch ein tüchtiges Stück Weges, das wir abwechselnd reitend und zu Fuß gehend zurücklegten. Gegen vier Uhr kamen wir droben an, und unser Führer brachte uns in eine von der Straße abgelegene, ziemlich große Venta, wo wir die einzigen Gäste waren, anfänglich sogar die einzigen menschlichen Bewohner überhaupt, denn nur ein großer Hofhund empfing uns bellend, dann erschienen einige Kinder, die ein paar Mägde herbeiriefen, und erst nach einer Viertelstunde kam der Ventero und die Padrona, welche auf dem Felde beschäftigt gewesen waren.

Die scharfe Gebirgsluft, verbunden mit der großen Sonnenhitze,

hatte mein Gesicht dergestalt verbrannt, daß sich überall Blasen zeigten, welche mich tüchtig schmerzten. Das beste Linderungsmittel dafür sind geschabte rohe Kartoffel, weßhalb ich in die Küche ging, um mir ein solches Mittel anzufertigen. Die Töchter des Hauses, sowie sämmtliche Mägde sahen meinem Beginnen mit großem Erstaunen zu, bis ihnen die Wirthin erklärte, es sei eigenthümlich, daß die meisten Engländer rothe Haare und eine feine weiße Haut hätten. „Das habe sie schon oft erlebt,“ setzte sie hinzu. „Ja, eine feine weiße Haut,“ wiederholte eins der Mädchen, „aber ein schwarzes Herz.“ Ob sie in dem Punkte gleichfalls etwas erlebt hatte, kann ich nicht angeben, vermuthe es aber, da sich hier bei Santa Elena häufig Engländer aufhalten, um den Gehalt der umliegenden Minen zu untersuchen.

Unser Diner war ländlich und bescheiden; nach demselben zeichnete Horschelt einen hübschen Ochsenwagen und ich ging zurück an den Eingang des Dorfes, wo sich das Posthaus befand; der Ritt zu Esel hatte uns nämlich so wenig befriedigt, daß wir beschlossen, die Madrider Diligence nach Granada, welche heute Abend gegen acht Uhr durchkommen sollte, von hier bis Baylen zu benutzen, vorausgesetzt, daß wir zwei Plätze fänden. Der Postbeamte empfing mich recht freundlich, und meinte gutmüthig, die Wagen seien in letzter Zeit nicht vollständig besetzt, wir möchten nur etwas vor acht Uhr kommen, er wolle schon für uns sorgen.

Wir verfehlten denn auch nicht, uns schon um sieben Uhr einzustellen. Drunten in der Venta war es ziemlich langweilig und in dem Dorfe hofften wir irgend jemand zu treffen, mit dem wir uns unterhalten könnten. Und so war es denn auch; der Postbeamte hatte ein paar seiner Freunde für uns geladen, von denen Einer etwas Französisch sprach. Die Unterhaltung drehte sich anfänglich um ganz gewöhnliche Dinge: das Wetter, die Straßen, die Eilwagen, kam aber bald auf das Lieblingsthema der Spanier, Minen und Erze. Jede Dorfschaft, in deren Nähe sich eine alte Galmeigrube findet, träumt von großartigen Bergwerkschätzen, und die vielen Fremden, namentlich

Engländer, welche im gegenwärtigen Augenblick das Land bereisen, um die Schachte der Berge und die Geldbeutel der Actionäre zu untersuchen, haben das Volk ganz schwindlich gemacht. Auch uns hielten sie für reisende Geognosten, was ich aber feierlich von mir ablehnte, wogegen Horschelt die Unvorsichtigkeit hatte, einen schlechten Witz zu machen und den guten Spaniern zu sagen, ich sei ein deutscher Bergmeister. Da ich die Ehre habe, einer Künstlergesellschaft „das Bergwerk" unter dem Namen Bergmeister zn präsidiren, so sprach er allerdings keine Unwahrheit; doch protestirte ich vergeblich gegen diesen Titel im andern Sinne: man schleppte augenblicklich ein paar große Körbe voll Erz herbei, und da saß ich nun und sollte mein Urtheil abgeben. Glücklicher Weise verstand nur einer meiner Zuhörer Französisch und auch dieser nicht genug, um meinem ungelehrten Vortrag folgen zu können; auch mochte er sich keine Blöße geben, that, als verstehe er mich vollkommen und übersetzte demgemäß den Andern meine Reden auf's Allerbefriedigendste. Dabei war ich ehrlich genug, ihnen Aussicht auf viel Blei und wenig Silber zu geben. Recht froh war ich indessen, als der heranrasselnde Eilwagen mein Examen unterbrach; doch hatte der Titel „Bergmeister" so viel genützt, daß ein junger Spanier, der vorn in der Berline saß, auf die Imperiale befördert wurde, vielleicht wider alles Recht, denn er sträubte sich anfangs, wogegen ich von dem Postmeister auf die höflichste Art ersucht wurde, dessen Platz einzunehmen. Horschelt bekam einen Eckplatz im Innern, und so rollten wir wohlgemuth in die Nacht hinaus, abwärts dem schönen Andalusien zu.

Gegen zehn Uhr kamen wir nach la Carolina, dem Hauptort der Colonien, von denen ich oben gesprochen. Leider war es zu dunkel, um eine Ansicht dieses Ortes, der fast ganz von Deutschen gegründet wurde, zu gewinnen. Daß er aber durchaus keinen spanischen Charakter hat, bemerkte ich schon beim Hereinfahren, denn die breite Straße war vortrefflich unterhalten. Hauptsächlich waren es Schwaben, die la Carolina bevölkerten; doch ist im Laufe der Zeit die deutsche

Sprache gänzlich verloren gegangen. Rochau erzählt, als er la Carolina im Jahre 1845 besuchte, — er kam am Tage durch die Stadt und hatte Zeit, sich umzuschauen, — habe er lange vergeblich nach irgend jemand geforscht, der noch deutsch spräche. „Endlich," so erzählt er, „fand ich eine achtzigjährige Frau, altersschwach und sehr schwerhörig, die mich, als ich mich ihr als Landsmann vorstellte, mit wahrer Herzlichkeit bei der Hand nahm und neben sich auf einen Stuhl niederzog. Die gute Alte redete ihre Muttersprache in der That ganz deutlich, aber sie mußte oft lange nach dem Ausdruck suchen. „Es ist so lange her," sagte sie zu mir, „daß ich nichts anders mehr sprechen höre als spanisch. Sie sehen, ich bin sehr alt, ich bin mehr als sechzig, ich bin mehr als siebzig — warten Sie, ich bin jetzt ‚vier Thaler' alt." Ich errieth, was sie sagen wollte. Das Wort achtzig war ihr entfallen und sie fand zu seiner Bezeichnung nichts näher liegendes als den Gedanken, so viel Jahre als vier Thaler Realen haben, den sie nicht in die gehörige Form zu bringen wußte. Ihr Mann, der bald darauf eintrat, um zehn Jahre jünger, sprach ebenso gut, und er verstand mich besser als seine Frau, welche über die Reinheit meines Dialektes die unverholensten Zweifel laut werden ließ. Die beiden alten Leute waren gleichfalls in der Colonie geboren, und sie wußten mir den früheren Wohnort ihrer Eltern nicht anzugeben. Auf meine Aeußerung, daß dieselben vermuthlich vom Rhein gekommen seien, mußte ich erfahren, daß ihre Kinder den Rhein selbst nicht einmal dem Namen nach kannten."

Der Gasthof, wo die Diligence anhielt, war indessen so reinlich und deutsch heimlich, dabei hatten die Aufwärterinnen oder Töchter des Hauses so unverkennbare Zeichen ihrer Abstammung, nicht nur blonde Haare und blaue Augen, sondern auch der Ausdruck ihres Gesichts, die Bildung ihres Kopfes, ihre ganze Gestalt und Haltung erinnerte uns so sehr an die Heimat, daß wir ihnen unwillkürlich die Hand entgegenstreckten und auf gut schwäbische Art: grüß Gott! zuriefen. Doch erging es uns nicht einmal wie dem ebengenannten

Reisenden vor uns: im ganzen Hause wußte niemand mehr ein Wort von der Muttersprache der Großeltern. Der Wirth erinnerte sich als kleiner Knabe, die für ihn fremde Sprache öfter gehört zu haben. Das war aber auch Alles. Längere Zeit nach dem Entstehen hatte man in la Carolina noch Manches von deutschen Sitten und Gebräuchen beibehalten; so wurde an Sonn- und Festtagen bei Geigen- und Flötenklang unter der Linde getrunken und gewalzt, während von der anderen Seite des Dorfes her die Guitarren schnarrten, die Castagnetten knackten und dazu der Fandango aufgeführt wurde. Vollkommen verschmolzen haben sich die deutschen Einwanderer auch heutigen Tages mit den Spaniern noch nicht; wenn sie auch jetzt die gleiche Sprache sprechen, so sind sie doch eigen und abgesondert geblieben, und das nicht nur in Gesicht und Körperbau, sondern sogar in der Kleidung und ihrem Wesen. Erzählt doch Rochau ferner: „Als ich in la Carolina einfuhr, schauten ein paar junge, frische Mädchen neugierig aus dem Gitterfenster eines der ersten Häuser, und ich begrüßte sie auf den ersten Blick im Herzen als Landsmänninnen. Ein junger Offizier, mein Wagennachbar, der ohne Zweifel gleichfalls Rechte der Landsmannschaft gegen die hübschen Carolinerinnen zu haben glaubte, erlaubte sich, dieselben durch einen artigen Wink mit der Hand geltend zu machen. Ein spanisches Landmädchen würde den Gruß des galanten Lieutenants wie einen ganz erlaubten Scherz aufgenommen und vielleicht lachend erwidert haben, die beiden Carolinerinnen aber wandten sich beleidigt ab und klirrend flog das Fenster hinter ihnen zu. Welch ein beredter Commentar zu den Gesichtern!"

Nachdem wir über eine Stunde lang im Gasthof von la Carolina zugebracht, fuhren wir gegen zehn Uhr weiter. Die Nacht war finster, und die Wagenlaternen zeigten nur die scheinbar vorüberhuschenden Bäume zu beiden Seiten des Weges. So viel ich aber an den gelinden Stößen des Wagens und dem sanften Neigen bald nach dieser, bald nach jener Seite merken konnte, war die Straße nicht schlecht, was auch das oftmals tolle Fahren des Mayorals be-

stätigte. Ich komme immer wieder auf die Behauptung zurück, daß die kolossalsten Nerven dazu gehören, um mit einiger Behaglichkeit in spanischen Eilwägen, namentlich zur Nachtzeit, fahren zu können. Wenn ich mich auch zum Wagenfenster hinausbog, so konnte ich doch nur in schwachen Umrissen das vordere Paar unserer acht Maulthiere erkennen und die auf- und abhüpfende Gestalt des kleinen Delantero.

Da es beständig stark abwärts ging, so durfte es der Zagal nicht wagen, viel auf- und abzuspringen, um die Thiere mit einem Steinwurf oder einem tüchtigen Schlage anzutreiben. Doch saß er unruhig genug auf seinem Sitz, strampelte mit Händen und Füßen und schrie sein: „Hatje, hatje!“ oder: „anda Gitana! anda Capitana!“ oder wie die Thiere alle heißen mochten, so laut in die Nacht hinaus, daß es häufig das Knirschen der Räder auf den Steinen übertönte. Und wie knirscht und knarrt so ein spanischer Eilwagen! wenn es so im vollen Galopp abwärts geht und der Wagen schwankend dahinsaust, jetzt durch ein tiefes Loch hindurch, dann wieder über einen Stein, so begreift man nicht, wie das Räder und Wagenkasten nur eine Stunde lang auszuhalten vermögen. Bäume, Sträucher, die Wände des Hohlwegs, Brückengeländer und Wegsteine, von dem zitternden Schein der Wagenlaternen beleuchtet, scheinen eilfertig vor unserem Anblick rückwärts zu fliehen. Das einzig Beruhigende bei dieser wilden Jagd ist der Anblick des Mayorals, — eines riesenhaften, kräftigen Mannes, der in seiner braunen Jacke unbeweglich wie ein Bild von Erz draußen sitzt; seine starke Faust hält die Zügel der Stangenthiere, und man sieht kaum eine Bewegung, wenn er sie bald rechts, bald links leitet. Sein treuherziges, kluges Gesicht ist vom Scheine der Laternen beleuchtet, und erscheint so ruhig und heiter, als habe die nächtliche Fahrt durchaus nichts zu bedeuten. Zuweilen sagt er dem Zagal ein leises Wort und läßt sich auch nicht selten von diesem eine Papiercigarre drehen und in den Mund stecken; dann wickelt er ruhig seine lange Peitsche auf, pfeift dem Delantero, knallt den Maulthieren eins über und in erneuertem Jagen rasseln und klirren wir abwärts und

immer abwärts, bald rechts, bald links um scharfe Bergecken, immer zu, bis vor uns im Thale Lichter aufglänzen. Wir sind in der Nähe einer spanischen Stadt, denn die Straße, bis jetzt breit und hart, verengt sich plötzlich, die Wagenräder schneiden tief in den Koth und die müden Maulthiere ziehen uns langsam durch die stillen Straßen.

Siebenzehntes Kapitel.

Jaen.

Frühlingsboten. Hitze und Staub. Der Alcazar von Jaen. Quälereien am Thore. Unser Wirth Don Ramiro. Ein schlechtes Souper. Spaziergänge. Aus Rigoletto. Das alte Schloß. Sonntagsleben. Die Kathedrale. Theuere Zeche. Abreise nach Granada.

Es war schon ziemlich spät in der Nacht, als wir auf diese Art in Baylen anlangten, alle Häuser waren geschlossen, von Straßenbeleuchtung natürlicher Weise keine Rede, und wir in einiger Verlegenheit, wie wir die Fonda aufsuchen sollten, in welcher sich unser Oberbaurath Leins befand. Ein paar der Mitreisenden, denen ich den Namen der Fonda nannte, schüttelten die Köpfe und meinten achselzuckend: der Gasthof sei ihnen nicht bekannt. Endlich nahm sich der Mayoral unserer an und gab uns den vernünftigen Rath, mit in seine Fonda zu gehen, und wenn sich dort unser Reisegefährte nicht befände, einen Führer zu nehmen, um ihn zu suchen. So thaten wir denn auch, und als wir in den Hausflur des Gasthofs traten, war das Erste, was wir sahen, unsere Koffer, die dort standen. Also hatten wir uns wirklich im Namen der Fonda geirrt. Bald fanden wir auch den Gesuchten, der uns erwartet, da wir ja ausgemacht hatten, die Nacht durch nach Jaen weiter zu fahren. Ich muß aber gestehen, daß ich für heute genug gethan zu haben glaubte; so und

so viele Leguas zu Fuß oder zu Esel, dann die Courierfahrt im spanischen Eilwagen, — wahrhaftig, die Zimmer in der Fonda zu Baylen hätten lange nicht so freundlich zu sein gebraucht, als sie es in der That waren, um uns leicht zum Dableiben zu bewegen. Obendrein hatte uns der Mayoral nur die Plätze oben auf der Kutsche anzubieten, für die ich nie eine Schwärmerei gehabt habe. So ward also beschlossen, die Nacht zu bleiben, um am folgenden Morgen unsern Weg zu Pferde fortzusetzen.

Wir schliefen vortrefflich, besahen an dem andern Tage in der Frühe die Hauptkirche von Baylen und ritten gegen neun Uhr aus dem Thore der alten Stadt, nachdem wir ziemliche Mühe gehabt, die nöthigen Reit- und Packpferde aufzutreiben. Auch war diese Mühe nicht belohnt worden, und wir waren ziemlich schlecht beritten. Wir drei hatten zusammen nur zwei Steigbügel und statt eines ordentlichen Kopfzeuges mit Zügeln waren die Pferde nur mit Halftern und Stricken aufgezäumt. Doch war das Wetter prächtig und schön, der Himmel wolkenlos, der Sonnenschein warm und erquickend, hie und da in geschützten Lagen sah man die Sträucher ihre Knospen treiben, und Mandelbäume ihre sanft rothen Blüthen öffnen.

Die Landstraße, auf der wir ritten, war eine würdige Fortsetzung der schönen Straße über die Sierra Morena: breit, glatt, gut unterhalten; sie zog in sanften Schlangen- und Wellenlinien durch ein leicht coupirtes Terrain, jetzt zwischen Saatfeldern hin, dann wieder durch grüne Wiesen. Vor uns am Horizonte, in weiter Ferne, sahen wir Hügel über Hügel sich aufthürmen und einen malerischen Gebirgszug in dunkelblauer Färbung, der die Landschaft abschloß; hinter uns und zur Linken hatten wir die prachtvollen Formen der Sierra Morena, von hier aus gesehen ein stattliches Gebirge, vielmehr eine Terrassenwand von einigen tausend Fuß Höhe auf der andalusischen Hochebene stehend.

Unser heutiger Ritt wäre ohne alle Plage, voll Vergnügen gewesen, wenn uns nicht eines unserer Packpferde beständig zu schaffen

gemacht hätte, indem die Koffer und Nachtsäcke fortwährend auf die rechte Seite rutschten und wir sehr häufig halten mußten, um das nothwendige Gleichgewicht wieder herzustellen.

Gegen Mittag erreichten wir eine einsam stehende Venta, die übrigens nicht verfallen war, wie wir es in der Mancha fast immer angetroffen, die vielmehr von außen einer deutschen Fuhrmanns-herberge so ähnlich sah, daß es uns ordentlich wohl that. Eine halbe Stunde vorher hatte ich auf einem Felde neben der Chaussee mehrere aufsprießende Frühlingsblumen bemerkt, die mich ebenfalls so an die heimathlichen Fluren erinnerten, daß ich abstieg, mir einige Crocus pflückte und sie in meiner Brieftasche verwahrte. Durch diesen Aufenthalt hatten die Andern einen Vorsprung gewonnen, und als ich rasch nachritt, fand ich die Venta, die von weitem gesehen so still und friedlich auf der Höhe des Berges lag, schon zu einem bewegten Lager umgewandelt. Draußen waren Pferde und Lastthiere angebunden, daneben hatte es sich unser Arriero auf dem Boden bequem gemacht, und als ich in das Innere trat, dem großen bekannten Raume, der Küche, Wohn- und Schlafzimmer in Einem ist, fand ich den Maler und den Oberbaurath in eifriger Verhandlung mit der Wirthin um ein Frühstück, so gut als möglich.

Dasselbe war auch bald bereitet und schmeckte, obgleich ächt spanisch einfach, doch so vortrefflich, daß ich heute noch gerne daran denke; wir bekamen nichts als gutes Brod, geräucherten Speck und faustdicke Zwiebel, dazu aber einen vortrefflichen Rothwein, dem wir stark zusprachen. Waren wir doch warm und durstig geworden! Denn die Sonne, die uns in der Morgenkühle so wohl gethan, fing gegen Mittag an, sehr unangenehm heiß auf uns niederzukommen und uns daran zu erinnern, daß wir uns dem Süden näherten, daß wir in Andalusien waren.

Als wir nach einer halbstündigen Rast weiter ritten, wurde die Hitze wirklich beschwerlich; dabei bot die Straße keinen auch nur linienbreiten Schatten, sie selbst bestand aus zusammengetretenen zer-

malmten Kalksteinen, deren weißer Staub von jedem Hufschlag unserer Pferde in dichten Massen aufgewirbelt wurde. Und doch hatten wir erst Anfang Februar. Wie muß es hier im Juni oder Juli sein! Einer unserer Arriero's, den ich hierüber halb pantomimisch befragte, gab mir auf dieselbe Art Antwort, wobei er hin und her taumelte, den Kopf tief herabhängen ließ und die Zunge herausstreckte, wie ein Jagdhund zur Zeit der Feldhühner.

Wir ritten meistens schweigend dahin und machten nur zuweilen eine Bemerkung, wenn wir auf einer Höhe der Straße angekommen, eine immer schönere Fernsicht hatten. Die Gegend verlor allmälig ihren sanften Charakter, den sie von Baylen bis hieher gehabt; statt durch Felder und Wiesen führte uns die übrigens immer gleich vortreffliche Chaussee durch Strecken Haidelandes und war statt mit Sträuchern und Grün, auf der einen Seite mit einer natürlichen Steinmauer eingefaßt, während sich auf der andern ein mit Felsblöcken bedeckter Abhang in das Thal hinabzog. Auch die Aussicht vor uns hatte ihren Charakter verändert, die Hügel waren verschwunden, und der Gebirgszug, den wir heute Morgen schon gesehen, lag, wenn auch noch fernhin, im weiten Halbkreise vor uns, während wir auf einer Hochebene ritten. — „Der Alcazar von Jaen," sagte einer unserer Begleiter, während er geradeaus zeigte. Dort konnte ich aber nichts entdecken, als einen eigenthümlich geformten Höhenzug, und selbst das scharfe Auge unseres Malers war noch nicht im Stande, dort ein Mauerwerk von den Felsen zu unterscheiden.

Um mich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, befestigte ich mein Taschentuch nach Art der Beduinen unter der Reisemütze auf dem Kopf, wie Los Moros, sagte der Arriero lachend. Hatte uns aber der unbewölkte Himmel und die heiße Sonne einen beschwerlichen Tag gemacht, so färbte die letztere auch dafür, als es nun Abend wurde, die Bergketten, welche die alte Maurenstadt Jaen umgaben, auf wahrhaft entzückende Art. Da lagen sie vor uns in den prächtigsten malerischen Formen, in Farben, wie man sie sich nur denken kann, aber

nicht wiedergeben. Unten in den Schluchten tiefer Schatten, nur hie und da, wo Gestein zu Tage trat, gelbliche oder röthliche Flecken zeigend, höher hinauf ein tiefes Blau, das allmälig ins Violette überging, eine prächtige Farbenmasse, nur zerrissen und malerisch gestört durch Schlagschatten vorliegender Hügel und Berge. Weiter hinauf aber wurde Alles heller, glänzender, brennender, und entzückt folgten die Blicke dieser Pracht, bis hinauf zu den Gipfeln der Bergkette, die uns das schönste Alpenglühen zeigten — Jaen im Hintergrunde des Kreises, welchen der Gebirgszug bildete, etwas erhöht am nördlichen Abhang desselben gelegen, mußte durch seine Lage eine schöne Aussicht haben auf die Hochebene und die Thäler, durch welche wir heranritten, sowie, vor der Mittagssonne geschützt, kühl und behaglich sein. Ja, sie haben es verstanden, die Alten, die Lage ihrer Städte zu wählen, und die eindringenden klugen Mauren erkannten die Schönheit dieser Ansiedlung, bauten hier nach ihren Begriffen eine königliche Residenz, und schmückten sie, sowie die umliegenden Höhen mit ihren zierlichen, phantastischen, reizenden Bauwerken. Wie müßte ein Nachkomme jenes verständigen, fleißigen Volks trauern über den Verlust all dieser herrlichen Stätten; wie müßte er sein Haupt verhüllen beim Anblick des zerstörten, einst so prachtvollen Schlosses, das hoch über der Stadt auf dem Berge thront; über den Anblick der vielen zierlichen arabischen Brunnen am Wege, die größtentheils zerfallen sind, auf sie, welche ehemals geheiligt waren und jetzt kleinen, halbnackten spanischen Kindern dazu dienen, mit Steinen angefüllt zu werden.

Ueber Jaen lag Rauch und Duft, und ein Strahl der sinkenden Sonne durch ein Seitenthal dringend warf ein gewaltiges Lichtmeer darüber hin. Bald darauf verblaßte dieses, ebenso wie das Alpenglühen, was uns so sehr entzückt. Die wie in Freude und Lust da stehenden Berge wurden plötzlich kalt und nüchtern; ihr lachender Anblick ernst, ja traurig. Angenehm für uns war es, daß die Nacht hier schon fast ohne Dämmerung hereinbricht; denn kaum war auch

der goldene Sonnenglanz am Himmel verblaßt, so zeigten sich schon hie und da glitzernde Sterne, vor allen aber Frau Venus gerade über dem mächtigen Thurm des Alcazar's stehend wie eine treue Liebe, welche sich gleich bleibt, und auch den im Unglücke nicht verläßt, welchem sie in den Tagen des Glückes geleuchtet und gelächelt. Ach! und welch herrliche Zeiten mochte der schöne Stern da oben gesehen haben, wenn er niederblickte in die Räume des Schlosses, wo Musik erschallte, und die von Lichterglanz erhellt waren, und wenn er sein weißes Licht niederströmen ließ in die Gärten, wo des Königs Tochter wandelte, wo

tausend weiße Blüthenflocken
haben ihren Duft ergossen,

während

Pauken- und Drommetenjubel
Klingt herunter von dem Schlosse.

Ach! da war es herrlich in der Burg des stolzen, gewaltigen Mauren, und so kühl und einsam an dem murmelnden Brunnen zwischen den Lorbeer- und Granatbäumen!

Mit den weichen Liebesnetzen
Hat er heimlich sie umflochten!
Kurze Worte, lange Küsse,
Und die Herzen überflossen.

Wie ein schmelzend süßes Brautlied
Singt die Nachtigall, die holde;
Wie zum Fackeltanze hüpfen
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es stiller,
Und man hört nur, wie verstohlen,
Das Geflüster kluger Myrthen
Und der Blumen Athemholen.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß mich so mannigfaltige süße Gedanken und Bilder umgaukeln, wenn ich in die Nacht hinein reite und einen schönen Stern sehe, oder den weißen Mondenschein, wie er ausgebreitet liegt über Berg und Thal, oder die öden Fensterhöhlen einer alten verfallenen Burg. Aber diese Bilder bemeistern sich meines Herzens und ich sehe das alte Schloß plötzlich auftauchen, bemerke den Lichterglanz, der aus den Fenstern dringt, ich höre die Klänge der Tanzmusik — ja noch mehr; ich möchte darauf schwören, daß ich deutlich vor mir sehe die glänzenden Gewänder, Menschen alter vergangener Zeiten, ja daß ich höre tiefe Seufzer und der Blumen Athemholen. Das aber thut meine theure Freundin Phantasie, die mich jetzt innig liebend und tröstend umschlingt, mir bald so viel Schönes in die Ohren flüstert und mir in Bildern zeigt, mich aber gleich darauf wieder neckt und hohnlachend allerlei Entsetzliches vor Augen bringt. Und dazu bedient sie sich gern des klaren Mondes und konnte in früheren Zeiten flüsternd sagen: dieselbe blasse Kugel wird auch jetzt aufgesucht von zwei andern Augen, aber sie halten sich nicht lange beim Betrachten derselben auf, sie wenden sich zwei andern Sternen zu, die glühend in sie hineinblicken und denen sie sich langsam, aber unaufhaltsam nähern.

Ein Glück ist es, wenn man reitend und so denkend plötzlich durch etwas Aeußeres aus seinen finstern Träumereien aufgeschreckt wird, wenn das Pferd stolpert oder einer der Kameraden einen Schrei der Ungeduld ausstößt über den langen Weg, der in der finstern Nacht kein Ende nehmen will. Und so war es heute Abend. Obgleich wir schon bei Sonnenuntergang die Stadt gesehen, obgleich schon lange der Alcazar von Jaen neben und hoch über uns lag, obgleich wir schon seit einer Stunde die Lichter deutlich aus den Häusern schimmern sahen, erreichten wir immer und immer noch nicht das Stadtthor. Es war wirklich zum Verzweifeln und gerade, als weiche es immer von uns zurück.

Endlich erhob sich rechts von der Straße ein alter maurischer

Thurm, an den sich die verfallene Stadtmauer schloß, bei welcher wir eine gute halbe Stunde vorbeiritten, um jetzt bei einer leichten Biegung des Weges an das Stadtthor zu gelangen, unter dem wir Uniformen und Laternen bemerkten, — Zollwächter, die auf uns lauerten wie Raben auf ihre Beute. Verdrießlich und müde wie ich war, hatte ich mir fest vorgenommen, eigensinnig zu sein und mich nicht durch die herkömmliche Peseta loskaufen zu wollen. Unter dem Thore hieß es: Halt! und daß unsere Arriero's den Befehl erhielten, die Thiere abzuladen, um die Koffer durchsuchen zu können, darin hätten wir in Spanien gerade nichts Auffallendes gefunden; daß uns aber einer der Zollbeamten ankündigte, der betreffende Beamte sei nicht mehr gegenwärtig, unsere Koffer und übriges Reisegepäck müßten deßhalb am Thore bleiben und wir sollten morgen früh kommen, es durchsuchen zu lassen, das war doch in der That mehr, als müde und hungrige Reisende zu ertragen im Stande sind. Was ich dem Zöllner auf Spanisch antwortete, muß ihm bei dem Wohlklange seiner edlen Sprache, an den er von Jugend auf gewöhnt war, schrecklich anzuhören gewesen sein, denn ich reihte nur Worte an einander, als: langer Weg, müde, hungrig, Gewalt, Unrecht und verband diese mit einer unnöthig großen Anzahl von Carajo's. Als wir aber sahen, daß dem Beamten dieses Spanisch nicht spanisch vorkam, bedeutete unser Oberbaurath den Thorwächtern ernstlich, wir würden umkehren und vor dem Thore liegen bleiben, wenn man nicht augenblicklich unsere Koffer untersuchte; daß wir aber mit unserer Klage über diese schlechte Behandlung bis nach Madrid gelangen würden, darauf könnten sie sich verlassen. Zu gleicher Zeit zeigte ich ihnen den schon früher erwähnten Befehl des Gensd'armeriechefs an alle Posten, uns kräftigen Schutz und Hülfe angedeihen zu lassen, wobei wir auch verlangten, vor den hiesigen Posten-Commandanten geführt zu werden. Das wirkte. Nach kurzer Berathung durften unsere Arriero's die Koffer wieder aufladen und wir wurden ohne Visitation, selbst ohne Lösegeld entlassen.

So klepperten wir denn durch die stillen öden Straßen des alten einst königlichen Jaen, bis auf den Marktplatz, wo sich die Fonda befand, welche man uns empfohlen. Bei dem Lärm, mit dem wir über den nächtlichen stillen Platz zogen und vor dem Hause hielten, erschien denn auch sogleich der Wirth, eine untersetzte komische Figur in braunem Mantel, den spitzen Hut auf dem Kopfe, mit der Rechten einen Leuchter hoch emporhaltend, dessen Licht uns erhellte, zugleich aber auch das verschmitzte und lächelnde Gesicht unseres Ventero. Er hieß uns mit einer feierlichen Rede willkommen und führte uns dann hinauf in sein Haus, wo die besten Zimmer zu unserem Empfang sogleich in Bereitschaft gesetzt wurden. Diensteifrig wie er war, belud er sich auch mit unseren Effekten, und als wir es uns oben bequem gemacht, blieb er im Zimmer stehen und betrachtete mit großer Bewunderung unsere an sich höchst einfachen Gewehre. Daß wir das große spanische Messer in der Faja trugen, schien ihm ausnehmend zu gefallen; er meinte, dieß sei die erste Waffe der Welt, wenn man sie nur gut zu gebrauchen verstehe. Darauf zog er sein eigenes hervor, dessen Klinge beiläufig gesagt über einen Schuh lang war, wickelte sich einen Theil des Mantels um den linken Arm, den er so als Schild gebrauchte, und stellte sich mit emporgeworfenem Kopf herausfordernd in Positur, was bei der kleinen dicken Gestalt äußerst komisch aussah. Dazu erzählte er uns mit einer ungeheuren Zungenfertigkeit von den drei Angriffsarten mit dem spanischen Messer, den Wurf behandelte er als etwas Feiges, den Stich in die Brust verachtete er ebenfalls, wogegen er für den Hieb in den Leib oder quer durch den Hals auf wahrhaft cannibalische Art schwärmte und zu wiederholten Malen denselben gegen uns anwendend vorsprang, was übrigens bei uns ein unauslöschliches Gelächter hervorrief, denn unser Wirth in dem braunen Mantel, wenn er so wie toll hin und her sprang, sah aus wie ein wahnsinnig gewordener Affe. Plötzlich aber schien er sich auf seine Würde als Spanier und Wirth zu besinnen, er steckte sein Messer ein, faßte an den Rand des Hutes und sagte mit vieler

Gravität: „Verzeiht, Caballeros, ich würde mir nicht erlaubt haben, eine Minute lang hier zu verweilen, wenn ich nicht wüßte, daß meine Gemahlin schon eifrig mit dem Nachtessen für Sie beschäftigt ist.“ Dann blickte er höchst ernsthaft an die Decke, während er an den Fingern herzählte: „wir haben also eine Fischsuppe, andalusisches Gericht — vortrefflich. Dann Braten mit Zwiebeln, wie man ihn in Madrid nicht besser bekommt; wir haben ferner einen Salat mit Geflügel — dabei schnalzte er statt einer weiteren Empfehlung mit dem Munde — dann eine süße Schüssel, auf deren Bereitung jeder Spanier stolz ist, und endlich selbstredend das Dessert. Wenn mich die Caballeros gütigst verabschieden, so werde ich Sorge dafür tragen, daß so schnell als möglich angerichtet wird.

Daß wir Don Ramiro — so hieß unser Wirth — in jeder Beziehung gern verabschiedeten, verstand sich von selbst. Bald hörten wir auch im Nebenzimmer Stühle rücken, Teller klappern und das Souper nahm seinen Anfang. Leider war es aber nicht im Einklange mit den stolzen Worten des Spaniers; die vortreffliche Fischsuppe roch so stark, daß ich mich nicht entschließen konnte, sie auch nur zu versuchen; der Braten war ein Gemengsel von verkohlten Knochen, Sehnen und Muskeln, und das Huhn zum Salat schien an der Schwindsucht gestorben zu sein. Glücklicherweise hatte die Kochkunst von Don Ramiros Gattin an Brod und Wein nichts verderben können, und blieben uns diese beiden Sachen, sowie eine sehr mittelmäßige Chocolade zur Stillung unseres Hungers und Dursts. Dabei kann ich nicht verschweigen, daß wir von der Hausfrau selbst bedient wurden, daß diese aber ein so erschreckend häßliches Gesicht hatte, wie ich lange nichts gesehen, ihre Gesichtsfarbe war aschfahl, die Haut verdeckte nothdürftig die Knochen, so daß man glaubte, einen Todtenkopf vor sich zu sehen.

Das Haus, in dem wir uns befanden, war sehr groß und schien ehemals der Palast eines Vornehmen gewesen zu sein; es hatte ein weites, schönes Treppenhaus, dessen Decke von Säulen getragen wurde;

breite steinerne Stufen führten in den ersten Stock, auf einen Vorplatz und geräumige Corridors, an die sich die Gastzimmer anschlossen, ebenfalls breit, sehr hoch, mit großen Fenstern und alten geschnitzten Doppelthüren. Unsere Betten waren nicht schlechter, als man sie gewöhnlich in Spanien findet. Die Aussicht von unserem Salon, die wir noch bei Mondschein genossen, war sehr schön; wir sahen auf verschiedene Gärten, in denen sich kleine Häuser befanden, und hatten vor uns das Ende des Gebirgszuges, welcher die Stadt umgibt, mit dem alten Schlosse, das hier von der Seite gesehen noch kecker und trotziger an dem Felsen hing.

Der andere Tag war ein Sonntag und da der Eilwagen von Sevilla nach Granada, den wir benutzen wollten, erst am folgenden Morgen um zwei Uhr hier ankam, um gleich darauf weiter zu gehen, so hatten wir Muße genug, uns die alte Stadt zu betrachten. Gleich am Morgen durchschritten wir einen großen Theil derselben, da es uns drängte, zuerst die alte Schloßruine zu besuchen. Indem Jaen, wie schon früher bemerkt, an den Berg hinan gebaut ist, so steigen alle Straßen und oft ziemlich steil, was der an sich interessanten Stadt noch etwas besonders Malerisches verleiht. Die schmalen und hohen Häuser, bald christlichen bald arabischen Ursprungs, hier mit viereckigen, dort mit gewölbten Fenstern, bald mit einer Terrasse versehen und bald mit einem Ziegeldache, schauen über einander weg, und die meisten zeigen in ihrem obersten Stockwerke eine Reihe luftiger Logen, deren Bögen meistens auf schlanken Säulen ruhen. Für einen Maler gäbe es hier wochenlang die schönste Ausbeute, denn bei jeder Straßenbiegung, bei jedem Schritt, den man weiter in die Stadt hineinthut, sieht man die interessantesten und originellsten Sachen, bald einen Erker, der wie ein Schwalbennest an irgend einem Gebäude klebt, bald eine seltsame Treppe, bald einen ehemals maurischen Brunnen, den man durch die schlechte Statue eines christlichen Heiligen gerade nicht besonders verschönerte.

Zum Schlosse hinauf führt ein ziemlich steiler Fußweg bei einer

alten maurischen Wasserleitung vorbei, die noch heute ihren Dienst thut. Ihre Ränder waren mit frischen Schlingpflanzen bewachsen, und sie bildete so einen wohlthuend grünen Streifen auf dem gelben kahlen Sandsteinboden, über dem sie hergeführt war. Aus den herabgerollten Steinen der Schloßmauern hatten die Leute Terrassen gebaut, auf denen sie Reben zogen, und diese Weingärtner wohnten dabei in sehr provisorischen Hütten und Häusern. Aber das Klima ist ja mild und angenehm, und wo jetzt Anfang Februar ganz nackte kleine Kinder mit ihren Füßchen im herabrieselnden Bergwasser standen, da braucht man eigentlich nicht viel Vorkehrungen für den Winter zu treffen. Auf der Hälfte des Berges, bis wo die gewaltigen Schutzmauern herunterreichten, versperrten uns diese plötzlich den weiteren Weg und zwar in der Nähe eines kleinen Hauses, das so malerisch, unabsichtlich und originell in einem Mauerwinkel errichtet war, daß wir verwundert stehen blieben; ein ehemaliges Säulenthor, von dem aber die Hälfte zerbröckelt umherlag, bildete den Hausflur, der mit Balken und Latten bedeckt war, über welche sich eine gewaltige Weinrebe schlang. Oben aber in dem Gewölbe des Thorbogens hatte man ein kleines Schlafgemach gewonnen, während das Wohnzimmer durch Mauerwinkel gebildet, ohne Fenster war und sein Licht nur durch den alten Thorbogen erhielt.

Der helle lustige Klang einer Weiberstimme drang aus dem dunkeln Raume hervor und veranlaßte uns, näher zu treten, um uns nach dem weitern Wege zu erkundigen. Statt der Spanierin aber trat uns eine Gestalt entgegen, vielleicht ihr Vater, Bruder oder auch ihr Mann, der viel mehr einem Räuber als einem harmlosen Weingärtner ähnlich sah. Er hatte den andalusischen Hut trotzig auf das rechte Ohr gedrückt und zeigte uns ein finsteres und mürrisches Gesicht. Ein schwarzer Bart bedeckte Kinn und Mund, und unter tief herabhängenden Augenbrauen blickten uns die dunkeln Augen an. Auf der linken Schulter trug er eine roth und schwarz gestreifte Manta; und während er sich vor uns hinstellte, stützte er sich auf ein langes

Gewehr, und sein Messer im Gürtel war wenigstens ebenso lang wie das unseres Wirthes Don Ramiro. — „Woher des Weges?“ fragte er uns. Wir erklärten ihm, wir wollten das Schloß besuchen, hätten aber wahrscheinlich den Weg verfehlt. „Und das hättet ihr wohl sehen können!“ antwortete er, denn durch Weinberge führt wohl nirgendwo die öffentliche Straße. Da Ihr aber einmal da seid, so will ich Euch durch mein Haus lassen, und dann könnt Ihr drüben weiter klettern. Kommt!“ Damit trat er unter den Thorbogen zurück, und ich bin nicht ganz sicher, ob ich ihm gefolgt wäre, wenn ich mich allein befunden hätte. — Ueber dem Thorbogen hing eine große aufgerollte Matte, um diesen zu verschließen, und als wir in das Innere traten, fiel mir das Haus des Spara fucile in der Oper Rigoletto ein. Genau so sah Wohnung und Wirth aus. Auch die hübsche Schwester war da und trillerte ihr Liedchen fort, als beachte sie uns gar nicht. Hinten in der Wohnstube befand sich eine kleine Thür, die er uns öffnete, und dann wieder verschloß, als wir hindurch gegangen waren.

Längs der Mauer suchten wir unsern Weg weiter, und als ich mich noch einmal umwandte, bemerkte ich das lachende Gesicht der schönen Spanierin, die uns freundlich nachblickte, lachend die weißen Zähne zeigte und dann verschwand.

Donna è mobile
come il vento — —

sang ich vor mich hin, während wir aufwärts stiegen.

Der Kern des Schlosses, den wir nach halbstündigem Aufwärtssteigen erreichten, ist maurisch, ebenso der große Thurm, der stolz und ungebeugt über dem Gemäuer emporragt; die spätere Zeit aber hat den ehemaligen Alcazar rings um mit Gebäuden der verschiedensten Art eingefaßt, Mauern und Wälle angelegt, und das Schloß, der Länge nach auf den Kamm des Felsens ausgestreckt, muß seiner Zeit sehr fest gewesen sein. Jetzt ist Vieles zerfallen, und außer einer militärischen Feuerwache, die sich oben befindet, ist es gänzlich unbewohnt.

Die Aussicht hier ist prachtvoll; tief unten liegt die Stadt an den Fuß des Berges geschmiegt, und über der Häusermasse erheben sich die starken Umwallungsthürme, vor allen aber die Kathedrale. In schöner Färbung breitet sich vor uns die Ebene aus, durch welche wir gestern geritten, ein wellenförmiges Terrain voll sanfter Hügel, über welche sich die gelbe Straße dahin wendet, an Ubeda vorbei, das von grünen Weiden umgeben ist, an Baeza mit seinem trotzigen Kastell, bis am Horizonte der Gebirgszug der Sierra Morena das Ganze prachtvoll abschließt. Obgleich die Vegetation noch zurück war, so schmückten doch die zahlreichen Olivenpflanzungen mit ihrem bläulichen Grün das Terrain, und angenehm glänzen hie und da die weißen Mauern einzelner Höfe aus dem saftigen Grün hervor. Ein Hügel am Rande der Stadt bedeckt mit runden Plätzen zum Dreschen des Getreides, einer den andern berührend und ein eigenthümliches großes Mosaikpflaster nachahmend, nahm sich dazwischen ganz originell aus.

Begreiflicherweise suchten wir in dem alten Alcazar nach maurischen Ueberresten und wurden erst nach langem Umherklettern für unsere Mühe, dann aber auch reichlich belohnt. Mitten zwischen Bastionen und kasernenartigen Gebäuden fanden wir nämlich einen kleinen reizenden Hof, zu welchem ein zierliches Thor in der bekannten Hufeisenform führte; es war ein heimlicher, versteckter Winkel mit einer Seite an die Schloßmauer gelehnt, über deren hier niedrige Brustwehr man eine entzückende Aussicht auf die umliegenden Berge hatte. An der Eingangspforte der Wand des Hofes, sowie dem Fußboden sah man noch deutliche Spuren, wie reich das Alles einst mußte verziert gewesen sein; zwischen kunstreich verschlungenen Arabesken bemerkte man Bruchstücke von Koransprüchen, Alles zierlich in Stuckmasse ausgedrückt, einstens bemalt und vergoldet; auf dem Fußboden lagen Haufen von Marmorstückchen, die früher gewiß kunstreich zusammengefügt gewesen waren, jetzt aber war es nicht mehr möglich, auch nur eine einzige Figur noch zu erkennen.

Als wir das alles so aufmerksam betrachteten, Oberbaurath Leins

auch einige Aufnahmen in sein Skizzenbuch machte, sah ich eine Schildwache, die hoch von der Mauer herab uns zuschaute und uns winkte heraufzukommen. Nach einigem Suchen fanden wir auch den Platz droben, wo sich der spanische Soldat befand, und nachdem er uns freundlich gegrüßt, führte er uns in seine Wachtstube, ein finsteres, schwarzgerauchtes Gewölbe mit zwei schmalen Fenstern maurischen Ursprungs. Erst als er mit dem Finger auf die gewölbte Decke über uns zeigte, verstanden wir vollkommen seine Freundlichkeit. Die Wachtstube war ein ganz gut erhaltenes gewölbtes Gemach, bedeckt mit schönen arabischen Sculpturen; namentlich das Deckengewölbe war schön componirt, durch kunstreiche Arabesken in verschiedene Felder getheilt, an denen in ununterbrochener Folge sich Schilde mit den beiden Thürmen des castilischen Wappens und den Löwen des Königreichs Leon aneinander reihten. Wozu dieses Gemach einstens gedient, konnten wir nicht ergründen; vielleicht als Kiosk auf der Höhe der Mauer gelehnt, schwerlich als Badgewölbe, obwohl es diese Form hatte.

Es war schon Mittag, als wir Jaen wieder erreichten. Auf den Straßen herrschte viel Leben, da es Sonntag war, und ganze Schaaren geputzter Männer und Weiber begaben sich vor das Thor hinaus, zu welchem wir gestern eingeritten waren, und wo sich der Paseo befindet. Die Tracht ist hier schon vollkommen die andalusische; bei den Männern die reich verschnürte Jacke, engauliegende Beinkleider mit zierlich ausgenähten Ledergamaschen; bei den Weibern der bunte, ziemlich kurze Rock und die schwarze Spitzen- oder Seidemantille, welche den Kopf so schön einrahmt, und ein selbst unbedeutendes Gesicht interessant erscheinen läßt. Doch muß ich gestehen, daß wir hier in Jaen unter dem weiblichen Geschlecht wenig Köpfe sahen, die nicht wenigstens etwas Schönes aufzuweisen hatten, sei es das prachtvollste Haar der Welt oder große blitzende Augen, herrliche Zähne oder die sanfte, blasse, gleichförmige und so anziehende Gesichtsfarbe. Aber auch Köpfe von vollendeter Schönheit bemerkten wir, Köpfe und Ge-

stalten, vor denen man bewundernd stehen bleiben mußte. Und wie sie so elegant und graziös sind, diese Spanierinnen! Wie sie alles Schöne, was ihnen Gott verliehen: die entzückende Taille, die feinen Hände und Füße, Augen, Zähne, Mund zu gebrauchen und in's rechte Licht zu stellen verstehen! — Und wie sie dabei die künstlichen Waffen handhaben! Mantille, Fächer; o es ist entzückend und betrübend! —

Zwischen den geputzten Spaziergängern hindurch bei den lachenden und plaudernden Gruppen wurde eine Kinderleiche von sechs kleinen Mädchen in einem offenen Särglein getragen. Das arme kleine Todtengesichtchen sah so friedlich aus, und die Mädchen, die das gestorbene Kind trugen, wehrten ihm die Fliegen ab, und bald war die Eine, bald die Andere beschäftigt, die Blumen zurecht zu legen, womit die Todte bedeckt war, und die sich bei der Bewegung zuweilen verschoben; auch vermehrten sich diese Blumen, je weiter der Zug sich vom Thore entfernte, denn manch schönes Weib, manch reizendes Mädchen nahm ein grünes Blatt oder eine Blüthe aus dem Haar oder vom Busen, und warf es mit einem Segenspruch auf die Kinderleiche.

Der große Platz, der sich vor der Hauptkirche ausbreitet, zog uns besonders an, ein überreiches Eisengitter trennte ihn von dem Vorhof der Kathedrale, deren gewaltige Façade aus der späten Renaissance-Zeit mit zwei mächtigen Thürmen demselben eine große Würde verleiht. Es ist, als hätte der Erbauer den ganzen überschwänglichen Reichthum der gothischen Kirchenfronten in seinem Styl und mit den Mitteln der antiken Bauweise erreichen wollen, eine Unzahl von Pfeilern, Pilastern, Balkonen und über einander aufgestapelten und durch einander geschobenen Säulenordnungen bedeckt diese Façade, die dadurch allerdings ein sehr verworrenes Ansehen bekommt, aber durch die Verschwendung des Ornaments und die mächtigen Verhältnisse doch imponirt. Gegenüber ist der Platz durch ein schönes altes Gebäude begränzt, in dessen oberem Stockwerk sich ein zierlicher Laufgang von kleinen Arkaden auf seiner ganzen Länge hinzieht, und das auf der glatten Fläche der unteren Stockwerke mit einem schönen steinernen

Erker geschmückt ist, dem Erker des Pilatus, wie er in Jaen heißt, wie denn fast an jedem Hause in Spanien an dem sich ein Erker befindet, der Name des Pilatus haftet.

Weit schöner und reiner als die Hauptfaçade sind die beiden Nebenseiten der Kathedrale; namentlich die Südseite, zumal das dortige Portal ist von überraschend prächtiger und edler Anordnung und wunderschönen Detailformen. Das Innere aber ist in der That prachtvoll und von majestätischen Verhältnissen. Die Säulenbündel, die die Kuppelgewölbe tragen und die drei Schiffe von einander trennen, stehen auf hohen Piedestalen und die weite Stellung dieser Stützpunkte verleiht dem mächtigen Raum etwas Luftiges und überaus Kühnes.

Von der früher auf derselben Stelle gestandenen alten Kathedrale ist auf der Rückseite des Aeußeren noch ein höchst interessantes Stück des gothischen Unterbaus übrig geblieben, das eine sehr günstige Meinung von diesem verschwundenen Bau erweckt.

Ich hatte es über mich genommen, mit Don Ramiro unser heutiges Mittagsmahl zu besprechen. Auf die gelinden Vorwürfe, die ich ihm wegen des gestrigen Soupers machte, stellte er sich anfänglich ganz verwundert, dann aber gerieth er in einen erkünstelten sehr furchtbaren Zorn hinein und versicherte, es sei ihm das bei vornehmen Herrschaften mit seiner Köchin schon einigemal passirt, aber dießmal wolle er mit seinem Messer dabei stehen bleiben. Dabei patschte er sich auf den dicken Bauch, klappte die Zähne zusammen, und wenn man nach seinem entsetzlichen Blick urtheilen wollte, so war die Köchin wegen eines einzigen verdorbenen Gerichtes in Gefahr, heute Abend schon eine Leiche zu sein.

Nachdem der Wirth seine Capa malerisch umgeworfen, mir an der Thür nochmals sehr effektvoll zugegrinst, wobei er auf sein Messer wies, ging er, die nöthigen Befehle zu geben. Ich setzte mich ans Fenster und blickte auf die Stadt hinaus, zuerst aufwärts nach dem alten Schlosse, dann vor mich in die Tiefe, wo sich ein einstens hübsch angelegter Garten jetzt in der malerischsten Unordnung befand; zerbrochene

Steinbänke waren kaum noch sichtbar vor wucherndem Gras und Brennnesseln, kopflose Statuen sahen eigenthümlich, fast grauenhaft aus, da sie wie im Todeskampfe Arme und Hände krampfhaft von sich streckten, denen Füllhorn und Bogen längst entfallen war. Die Gartenbeete waren kaum noch sichtbar durch einige Einfassungsteine und ein paar wuchernde Blumenpflanzen, die sich von Generation zu Generation fortgepflanzt und immer kümmerlicher geworden waren. Auch ein ehemaliger Springbrunnen befand sich hier unten, aber sein Wasser war versiegen gegangen und die marmorne Schale wurde zum Kehrichtfaß benutzt. Das einzige Freundliche und Angenehme in dieser verwahrlosten Umgebung war ein lebendiges Reh, das unten vor meinem Fenster angebunden war und welches dankbar die Stückchen Brod aufsuchte und fraß, welche ich ihm hinunter warf, wobei es mich so lieb und ehrlich mit seinen großen glänzenden Augen ansah.

Unser heutiges Mittagessen war insoweit besser, als wir keine stinkende Fischsuppe hatten, auch wagte Niemand eine tadelnde Bemerkung laut werden zu lassen, da Don Ramiro mit so furchtbarem Blicke ab- und zuging, daß wir nicht anders erwarten konnten, als daß die geringste Klage unsererseits einen schrecklichen Mord nach sich ziehen würde.

Auf der Post hatten wir die Plätze nach Granada vormerken lassen, und da wir von hier aus die Ersten waren, so konnten wir hoffen, befördert zu werden, wenn nicht, wie das häufig vorkam, der Eilwagen vollkommen besetzt war; dann blieb uns nur übrig, zu warten oder weiter zu reiten. — Dießmal aber hatten wir Glück, denn schon um halb Zwei wurden wir vom Mozo des Hauses mit der freundlichen Botschaft geweckt, die Diligence von Baylen sei angekommen und habe drei außerordentlich schöne Plätze für uns. Schnell waren wir reisefertig, hatten aber noch einen sehr ergötzlichen Zwischenfall mit Don Ramiro, der uns mit der Versicherung, er habe uns als Freunde behandelt, eine so unverschämte Rechnung übergab, daß wir laut lachen mußten. Ich strich ihm einfach über ein Drittel her-

unter und zählte ihm das Geld auf, das er anfänglich schwur, nicht nehmen zu wollen: „Entweder die ganze gerechte Summe oder gar nichts," sagte er. Als ich mich aber anschickte, ihm im Letzteren seinen Willen zu thun, zog er andere Saiten auf, d. h. er strich sein Geld ein und verließ uns mit einem sehr steifen Kopfnicken.

Ueber unsere Plätze im Eilwagen hatten wir uns nicht zu beklagen; alle drei waren im Interieur, doch machte mir der Mayoral Hoffnung auf einen Platz im Coupé von Campillo de arenas an, den ich auch alsdann richtig erhielt, und mich nun vorn in dem breiten Wagen allein mit einem Geistlichen befand, und was das Sitzen anbelangte, auf's Allerbehaglichste versorgt war. Mit dem Fahren und dem Wege dagegen hatten wir wieder das alte spanische Elend; die gute Straße von Baylen nach Jaen hörte hier sogleich auf, und des Rüttelns und Stoßens, des Hin- und Herwankens und der ewigen Aussicht, umgeworfen zu werden, war kein Ende. Dabei gab mir der Mayoral fast auf jeder Station die untröstliche Versicherung, es komme immer schlimmer. Und wahrlich, der Mann hatte Recht. Von einer solchen Fahrt kann man einem deutschen Gemüthe, das nichts ähnliches gefühlt, keinen Begriff machen. Am tollsten wurde es, als wir Nachmittags höhere Berge zu passiren hatten; hier war die Straße durch herabstürzende Bergwasser oft so ausgewaschen, daß bald die Räder auf der rechten, bald auf der linken Seite in schuhtiefe Löcher einsanken, wobei sich der Wagen krachend neigte und erst in geraumer Zeit wieder aufzurichten im Stande war. Ich möchte fast behaupten, bei diesen grundlosen Straßen ist das tolle Jagen der spanischen Postillone eine Nothwendigkeit; der Wagen, der von einem Loch in das andere gerissen wird, kommt nicht zur Besinnung und hat keine Zeit umzuwerfen, denn kaum macht er hiezu einmal ernstliche Anstalten, so hetzen Mayoral, Zagal und Delantero mit Geschrei und Peitschenhieben die Zugthiere, daß sie in tollem Jagen die stürzende Diligence wieder aus den Untiefen aufs feste Land reißen.

Zum Ueberflusse und für uns vornen im Coupé zu sehr unan-

genehmer Ansicht hatten wir von Cortijo de Andar eine andere schwerbepackte und lang bespannte Diligence vor uns, deren wahrhaft erschreckende Sprünge die steilen Berge hinab, sowie das verdächtige Schwanken uns beständig anzeigte, daß es uns an derselben Stelle gerade so gehen würde. Wir nannten die Deligence vor uns nur den Probirwagen, und so lange dieser nicht auf der Seite lag, hatten auch wir gute Hoffnung. Unserem Mayoral diente er in der That auch als Wegweiser, denn ein paarmal, wo der Vordere in tiefe Löcher einsank und auf Augenblicke stecken blieb, vermieden wir diese Stelle und kamen glücklich durch.

So erreichten wir Nachmittags gegen fünf Uhr die letzte Station vor Granada, und als der Mayoral vom Bocke stieg, gab er mir eine erfreulichere Antwort. „Sobald wir über den Höhenzug vor uns hinweg sind," sagte er, „haben wir nach Granada eine Straße glatt wie der Tisch." — Also Ende gut, Alles gut. Das war in der That eine angenehme Aussicht, und unser Rosselenker sprach im Guten, wie im Schlimmen die Wahrheit. Mein Geistlicher im Wagen, mit dem ich mich so gut als möglich unterhielt, — er verstand keine andere Sprache als Spanisch — entsetzte sich bei der ganzen Fahrt über mein beständiges Cigarrenrauchen. „Schon wieder eine!" rief er mit komischem Entsetzen, so oft ich mein Etui aus der Tasche zog. „Jesu Maria! Caballero, Ihr müßt ja in Eurem Innern austrocknen, wie ein Stein. Ich habe freilich auch einmal in meiner Jugend geraucht," setzte er hinzu, „aber vielleicht im ganzen Tag drei oder vier Cigarretten; das war Alles. — Oh! — oh! — oh!" Dabei sah er mich mit komischem Ernst von der Seite an. Uebrigens war er sehr freundlich, erklärte mir von der Gegend, was ich wissen wollte, und als wir nur langsam die Anhöhe, von der ich vorhin sprach, hinauffuhren, faltete er seine Hände und that sehr bewegt, jetzt endlich sein schönes Granada wieder zu sehen.

Ich gestehe es, daß auch mir seltsam, höchst erwartungsvoll, ja feierlich zu Muthe war, fast ebenso wie damals, als ich vor langen

Jahren mit meinem Beduinen durch einen dichten Olivenwald aufwärts sprengte, einer kahlen Höhe zu, von der man Jerusalem sieht. Wie haben wir uns nicht, wenn auch in anderem Sinn, von frühester Jugend an mit Granada beschäftigt, Granada, dem letzten Halt des so edlen, glänzenden, kriegerischen und tapferen Maurenvolkes. Granada! Schon der Name klingt so erfrischend, so süß und feurig; wohlthuend wie der Duft einer Rose, angenehm wie die glühende Blüthe der Granate in ihrem dunklen, saftigen Laube. — Granada von dem der Spanier sagt:

„A quien Dios lo quiso bien en Granada le dió de comer.“

(Wen Gott lieb hat, dem gibt er sein Brod in Granada.) Oder wie das Lied heißt:

El que no ha visto Granada,
No ha visto nada.

— — Wir hatten die Höhe erreicht; vor uns lag die prachtvolle Vega von Granada, jetzt schon wie ein grünes Meer der herrlichsten Vegetation, von dem silberglänzenden Xenil durchströmt. Die Schatten des Abends senkten sich schon herab auf die Ebene, aber aus ihr hervor glänzten noch hell die weißen Gebäude von Granada mit ihren unzähligen Kuppeln und Thürmen. Alles aber überragten die gewaltigen Massen der Sierra Nevada, deren schneebedeckte Gipfel in den Strahlen der untergehenden Sonne leuchteten und glühten. Mein Nachbar im Wagen zeigte mit einem seltsamen Gesichtsausdrucke auf eine noch unter uns liegende grüne Bergwand, auf deren Höhe wir ein fabelhaftes, zierliches Bauwerk sahen, mit zahllosen Säulen und Bogen, wie eine weiße Elfenbeinschnitzerei zwischen den schwarzen Cypressen hervorglänzend — die Xeneralife, sagte er. Und dann zeigte er etwas tiefer, wo sich auf demselben Bergrücken gewaltige rothe Thürme und Mauern erhoben, die noch gerade einen letzten Kuß der sinkenden Sonne empfingen, — und als er darauf leise und feierlich

sprach: Alhambra, versanken wir Beide in tiefe Träumereien und sagten kein Wort weiter, bis wir endlich tief unten in der Stadt selbst anhielten, wo wir uns mit einem herzlichen „gute Nacht!" trennten.

Achtzehntes Kapitel.

Granada.

Lage der Stadt. Xenil und Darro. Die Fonda nueva. Die Straßen von Granada. Die Kathedrale. Die Cartuja. Phantasien auf der Bivarrambla. Ein Turnier in alter Zeit. Der Zacatin. Die Alhambra. Die Xeneralife. Der Thurm der Gefangenen. Der Parador der Sultanin. Blick in die Umgebung. Der Paseo. Casa de Boabdil. Ein Fest auf dem Sacro Monte. Die Schönheit der Andalusierinnen.

Fast im südlichsten Theile des schönen Spaniens, nicht viele Stunden vom mittelländischen Meer, wo seine tiefblauen Wellen an die Küste von Malaga und Almeria schlagen, erhebt sich eine Gebirgskette so hoch, daß die Spitzen ihrer Berge mit ewigem Schnee bedeckt sind, die Sierra Nevada. Gegen Süden und Westen fallen ihre Wände schroff herunter, eine riesenhafte Schutzmauer bildend für die herrlichen Thäler und prachtvollen Städte, die sich auf der östlichen Seite befinden. Hier fällt das Gebirge terrassenförmig ab, und nachdem es hoch oben prächtig malerische Bergformen zeigt, sinkt es in weichen lieblichen Ausläufern in's Thal hinab. Einer dieser Ausläufer, eigentlich ein vorspringender Bergrücken, Cerro de Santa Elena genannt, ist durch zwei enge, felsige Thäler von den andern vorspringenden Ausläufern getrennt, und aus diesen Thälern, wo unten die Myrthe blüht und die Granate mit ihrer glühenden Blüthenpracht üppig gedeiht, stürzen zwei klare frische Bergwasser, der Xenil und der Darro, hervor, so das Elenengebirge auf zwei Seiten abgränzend. In der Ebene angekommen, neigen sich diese fröhlichen Kinder des

Berges gegen einander und vereinigen sich vielleicht eine Stunde von dessen Fuße. Der Xenil ist der stärkere und das spanische Volkslied nennt ihn den Verlobten und den Darro die Braut, die ihm ihren goldführenden Sand zur Morgengabe bringt, auch in der Umarmung des Gemahls verschwindet, denn von der Vereinigung an führen beide Flüßchen miteinander den Namen Xenil und eilen so durch die Vega dem Guadalquivir entgegen. — Ueber diese Vermählung existiren eine Menge spanischer Romanzen und Lieder. Eine derselben prophezeiht den einstigen Untergang Granadas durch die reißenden Fluthen des Darro, indem es sagt:

Darro tienne prometido,
De casarse con Genil;
Is le ha de llevar en dote
Plaza nueva y Zacatin.

Darro hat es einst verheißen,
Mit Xenil sich zu vermählen:
Führt ihm zu als Morgengabe
Plaza Nueva und Zacatin.

Und diese Vega! Sie ist am Fuße des Elenagebirges, was die Huerta bei Valencia ist; nur ist ihre Vegetation an Bäumen stärker und reicher.

Auf jenem wunderbaren Stückchen Erde nun, welches der Lauf des Xenil und Darro von der Ebene abschneidend dem Fuße des Cerro de Santa Elena zuweist, an diesen weichen Bergausläufer im Halbkreise geschmiegt und theilweise an ihm emporsteigend, liegt die alte prächtige Maurenstadt Granada. Während ihr westliches Ende in der Ebene lagert, sind die östlichen Stadttheile in die Schlucht des Darro hinein fortgebaut und sind auf das rechte Ufer übergetreten, wo nach der Flucht der Araber aus Baeza, Antequera u. s. w. ein neuer

Stadttheil, der Albayzin, entstand, die heutige Zigeunervorstadt mit Schutt, Ruinen und Erdhütten bedeckt, sie, die einst zehntausend vornehme Ritterfamilien beherbergte.

Auf jenem Bergausläufer aber, den hohe schneebedeckte Gebirge eifersüchtig zu bewachen scheinen und die Flüsse liebend umschlingen, thront das kostbarste Kleinod Granada's, ja jetzt ganz Spaniens:

Noch in ihren Trümmern hehr,
Mit Moschee und Marmorbade,
Wie ein Mährchenpallast der
Sultanin Scheherezerade,
Liegt das Maurenschloß Alhambra.

Ein in allen Farben blitzender Edelstein, hoch erhaben über der Stadt und wieder überragt von der Gebirgskette der Sierra Nevada mit ihren zackigen Formen in grünlich violetter Färbung, die oben zum hellen Silbergrau verblaßt und gekrönt ist mit den blendenden Flächen des ewigen Schnees, über welche wieder emporstreben die glänzenden Gletscher des hohen unersteigbaren Veleta, des prachtvollen Cerro de Caballo und des Mulahacen mit seinem breiten, starren Haupte, die sich hier alle in der unbeschreiblich klaren Luft auf dem tiefblauen Himmelsgewölbe so scharf mit ihren feinsten Nuancen abzeichnen. Vor der Stadt breitet sich, vielleicht dreißig Stunden im Umfange haltend, die üppig blühende Vega aus, in welcher Granada liegt wie in einem grünen Meere.

Und wie ist die Stadt sanft am Berge aufsteigend auch in ihren Einzelnheiten so schön! Die unzählbaren Häuser mit ihren flachen Dächern und Terrassen, häufig mit freundlich grünenden Pflanzen bedeckt, mit luftigen Bogenreihen, mit Bogenfenstern und Arcaden, durchwebt vom hellen Grün der Orangenbäume und eingerahmt mit stolzen fast schwarzen Cypressen; über die Häusermassen empor erheben sich zahllose Kuppeln und Thürme, letztere bald schlank und zierlich, bald schwer und massenhaft.

Der Ausläufer des Elenagebirges, auf dem die Alhambra liegt, ist mit frischem weichem Grün bedeckt und zeigt nirgendwo eine nackte kahle Fläche, wie die meisten Berge Spaniens. Wird doch dieser Hügel von vielen und reichen Quellen getränkt, welche die Sierra Nevada ihrem Liebling spendet, auf daß er unaufhörlich prangen kann in jugendlicher Frische und dem Schmucke ewig grüner Wälder. Zwischen diesen hervor am Rande des Elenenberges erheben sich gewaltige, meistens viereckige Thürme und Mauern, welche in einem weiten Kreise die ganze obere Fläche des Berges einrahmen; aus rothem Sandstein erbaut, haben sie eine angenehme warme Farbe, die sich aus der grünen Umgebung so freundlich abhebt. Von dieser Färbung hat auch die ganze Mauernburg ihren Namen; so sagt man wenigstens; denn Al-hambra heißt das rothe.

Unter Alhambra versteht man aber nicht nur den bekannten Palast der maurischen Könige, sondern den ganzen Theil der Stadt, der auf der bezeichneten Anhöhe liegt und dessen Häuser wahrscheinlich zur engeren Hofhaltung gehörten; man könnte sagen, sie ist die Akropolis von Granada. Jetzt befindet sich dort oben eine Pfarrkirche mit einem Kloster, eine ziemliche Zahl Häuser, Höfe und Gärten, einige wüste mit Schutt bedeckte Plätze, der große unvollendet dastehende Palast Karls des Fünften und neben ihm die übrig gebliebenen Theile des Sommerpalastes der Kalifen.

All das Ebengenannte ist mit einer mehrere Ellen dicken Mauer und den gewaltigen viereckigen Thürmen ringsum eingeschlossen. Die meisten dieser Thürme waren von jeher zur Vertheidigung bestimmt und sind jetzt leer und halb verfallen; in einigen findet man freilich wie einen Edelstein unter Schutt und Trümmern irgend ein kleines erhaltenes Gemach im maurischen Geschmack wunderbar und herrlich verziert; nur an der Nordseite, wo sich der Berg steil zum Darro hinabsenkt, wo die größten Thürme stehen, sind sie wohl erhalten und verschließen in sich jene bekannten Gemächer, welche den Patio de la Alberca, der Hof des Teiches genannt, sowie den Löwenhof umgeben.

Hier ist die sogenannte Casa real del Alhambra, die Wohnung der maurischen Könige, was wir, wie schon bemerkt, im engern Sinn unter dem Namen: Alhambra begreifen.

Da, wo an der Südseite die Befestigungen aufhören, steigt man zu einer ziemlich tiefen Schlucht hinunter, auf deren gegenüber liegenden Seite höher als die Alhambra das kleine maurische Sommerschloß Xeneralife liegt, leicht und luftig von allen Seiten dem erquickenden Hauche zugänglich, der von den Schneebergen herabweht, mit Säulengängen und Terrassen, blendend weiß hervorleuchtend zwischen fast schwarz erscheinenden Cypressen, wie eine wunderliebliche Phantasie, wie ein verkörperter architektonischer Traum.

So waren wir also in Granada, wonach ich mich so unbeschreiblich gesehnt, was ich zu erreichen gestrebt wie ein Kleinod, das mir auch ewig bleiben muß; eine Erinnerung an dieß Paradies der Erde, und das ist Granada mit seiner himmlischen Umgebung, wird sich in meinem Gedächtniß, so hoffe ich, ungeschwächt erhalten, bis ich einstens überhaupt nichts mehr denken werde. Alle Mühseligkeiten der Reise, die wir bis jetzt erduldet, erschienen uns nie dagewesen und tausendfach belohnt. Wer ja, wie wir schon in alten Mährchen lasen, das kostbarste Zauberschloß gewinnen wollte, oder die Hand der wunderschönen Prinzessin, der mußte durch Wüsten und Einöden ziehen, mußte sich mit Drachen und Riesen herumschlagen. Ja, in allen unsern kleinen Leiden war uns der Gedanke an Granada stets wie ein Stern in dunkler Nacht, und mehr als Einmal citirte ich in den dürren Flächen der Mancha und den wilden Toledaner Bergen meinem Reisegefährten die Worte Freiligrath's:

Und düster durch versengte Halme
Wall' ich der Wüste dürren Pfad. —
Wächst in der Wüste nicht die Palme?

So hatten wir also die Palme errungen und Granada erreicht, und als wir auf den Balcon vor unserm Fenster in dem kleinen Gast-

hof der Fonda nueva traten, sahen wir vor uns auf dem Berge den schönen Traum aus der Jugendzeit mit Einem Male verkörpert vor uns stehen, las torres bermejas, die rothen Thürme der Alhambra.

In Madrid hatte man uns die Fonda Minerva zur Wohnung vorgeschlagen; als wir uns aber von dem Eilwagen dorthin begaben, war das Haus öde und leer, vor der Thür empfing uns weder Wirth noch Kellner, sondern ein paar Maurerbursche mit Hammer und Kelle, welche uns anzeigten, der Gasthof sei auf eine Zeitlang geschlossen, weil ein neuer Eigenthümer im Begriff sei, ihn gänzlich umzubauen; zugleich aber erbot sich einer dieser Arbeiter, uns in einen nahe liegenden andern Gasthof zu führen, wo wir uns recht gut befinden würden. Da er hierin Recht hatte, so kann ich nicht umhin, die Fonda nueva allen künftigen Reisenden bestens zu empfehlen. Sie liegt auf dem Plazza del Lobo; dieser stößt an die breiteste Straße von Granada, die Carrera del Darro, von wo wir wenige Schritte zu Alameda vieja haben. Die Straße hat ihren Namen daher, weil der Darro mitten durch sie hindurchfließt, der hier von mehreren kleinen Brücken überwölbt ist. Gegenüber unsern Fenstern erhob sich ein eigenthümlicher alter Palast im ausgeartetsten Rococogeschmack mit wunderlichen Bildhauerverzierungen und seltsam gewundenen Säulen, wie man sie sonst nirgends bei Bauwerken aus jener Zeit wohl finden kann; das Dach in einer eigenthümlich ausgeschweiften Form und seinen sonderbaren Umrissen erinnerte mich lebhaft an neuere Gebäude in Constantinopel, namentlich die tief herabreichende Bedachung an einen kostbaren alten Brunnen in Topchana. Dieser Palast hier in Granada heißt sonderbarer Weise das Haus des Veziers, dient aber jetzt zu einer Kaserne.

Unser Gasthof befand sich in einem neugebauten Hause; in den untern Räumen war ein Café, was für uns leider den Uebelstand hatte, daß wir den ganzen Tag bis in die späte Nacht hinein die unaufhörlichen Dudeleien eines Klavierspielers mit anhören mußten, eines unglücklichen Musikanten, der dort zum Vergnügen der Gäste fort und fort auf seinem Instrumente taglöhnerte. Ich habe dieser leidigen Zuthat

zu vielen spanischen Kaffeehäusern schon in Madrid erwähnt; hier aber hätte der Gasthofbesitzer billigerweise etwas mehr Rücksicht auf seine Gäste nehmen sollen. Im Uebrigen war an den Zimmereinrichtungen, an der Küche und den Preisen nichts zu tadeln; Frühstück und Diner wurden annähernd auf englische Weise servirt. Noch am Tage unserer Ankunft meldete sich ein Führer zur Alhambra und den übrigen interessanten Punkten Granada's, ein hübscher und lustiger Mensch, gebildet und von unerschöpflicher Laune, den ich empfehlend erwähnen muß. Er hieß ben Saken, ein Name, der fast arabisch klingt, und war der jüngere zweier Brüder von gleichem Beruf. Zur Ankunft hatten wir gut dinirt und schliefen vortrefflich, obgleich in gespannter Erwartung der wunderbaren Dinge, die wir morgen sehen sollten. War mir doch in der That zu Muth, wie in den Tagen meiner Kindheit vor dem Weihnachtsabend, wo wir eine herrliche Bescheerung erwarteten, von deren Schätzen wir nichts ganz Gewisses wußten, und uns nur ahnungsvoll erinnerten, daß wir allerlei prächtige Sachen in bunten Farben schillernd durch die geöffnete Thür erblickt.

Am andern Tage betraten wir schon in der Frühe die Gassen Granada's, durch welche wir einen Spaziergang machten und dann erst zur Alhambra hinaufstiegen. Hätten wir nicht dieses Ziel im Herzen gehabt oder wäre Granada die erste spanische Stadt mit maurischen Ueberresten gewesen, die wir betraten, so würden wir zu diesem Spaziergang Tage lang gebraucht haben; in Toledo, Jaen und so vielen andern Orten konnten wir oft Stundenlang betrachtend vor einem maurischen Thorbogen, vor einem zierlichen Fenster stehen bleiben, die sich aber auch dort nur vereinzelt zwischen den übrigen Bauwerken und an den Häusern zeigten, wogegen uns hier in Granada auf jedem Schritte irgend ein Anklang aus der Zeit der kunstsinnigen Araber aufstieß. War es hier eine ganze Hausfaçade mit hufeisenförmigen Fensterbogen, zierlichen Säulchen oder einer maurischen Terrassenkrönung, so war es dort ein Thor mit herrlich gemeißelten Inschriften, hier eine Brücke, die unverkennbare Spuren ihrer Erbauer trugen.

Dabei haben manche Straßen, namentlich aufwärts an den Ufern des Darro etwas unbeschreiblich malerisch Ruinenhaftes, hervorgebracht durch die Ueberreste einer kühn gesprengten Brücke, von der man noch Stücke der Endpfeiler, die Hälfte des zierlichen Bogens und dergleichen an den Häusern kleben sieht, oder durch einen Balkon mit fehlenden Gittern, einer Wand mit grünen Schlingpflanzen bedeckt, oder durch ein weit hervorspringendes maurisches Dachgesims, das einstens schön geschnitzt war und in hellen Farben prangte. Doch ist jetzt das Holzwerk verwittert, theilweise herabgefallen und grau geworden.

Die Straßen von Granada sind sehr eng und gewunden, wie in allen Städten von arabischer Bauart; die neueren Privatwohnungen sind einfach und ohne besonderen Styl, nur haben sie größtentheils Terrassen und hoch oben auf dem Dache meistens gegen Westen geöffnete Arcaden. Obgleich die Stadt an schönen öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Klöstern, Spitälern aus der früheren und späteren christlichen Zeit reich ist, so sind diese doch nicht im Stande, von Granada den so poetischen maurischen Hauch oder Anstrich, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu verwischen, vielmehr ist es gerade, als haben die Araber erst gestern die Stadt verlassen und könnten schon morgen wieder kommen, um ohne große Veränderungen von ihren Häusern und Schlössern Besitz zu ergreifen. Sind es doch kaum vierhundert Jahre, daß der letzte König von Granada, Boabdil, die Stadt verlassen mußte, und wenn ihm auch eine große Menge seiner Anhänger nach Afrika folgte, so blieb doch eine größere Anzahl edler Familien und Bürger zurück, die freilich nach und nach gezwungen wurden, zum Christenthum überzutreten, aber trotzdem noch lange an den Sitten und Gebräuchen ihrer Väter festhielten. Bis zur Zeit Karls des Fünften war maurische Tracht noch ziemlich allgemein in Granada, und erkauften sich doch noch im Jahr 1526 übrig gebliebene Araber für achtzigtausend Dukaten das Recht, die Tracht ihrer Väter beibehalten zu dürfen, für welche Summe Karl der Fünfte seinen Palast auf der Alhambra zu bauen begann.

Wie denn in der Stadt fast kein altes Haus mehr ist, das nicht mehr oder minder Ueberreste arabischer Baukunst zeigt, neben andern Gebäuden, die in demselben Styl noch vollkommen erhalten sind, so erinnern auch die Namen der Plätze, die Bivarrambla, sowie mancher Straßen und Thore, der Zacatin, Calle de los Zenetes, de los Gazules, de los Gomeles lebhaft an die Herrschaft der Araber.

Was muß Granada in jener Zeit gewesen sein, wenn man bedenkt, wie viel Wunderbares heute noch übrig geblieben ist, nachdem Fanatismus und Rohheit drei Jahrhunderte lang ihre verwüstende Hand an die Thürme und Schlösser der maurischen Königsstadt legten, damals, wo Granada zehn glänzende Schlösser zeigte, die auf den Abhängen des Gebirges standen? Damals, wo Granada der letzte Hort des Maurenthums in Spanien war? wo sich die Blüthe der arabischen Ritterschaft zusammenfand zu Schutz und Trutz ihres letzten Besitzthums in dem schönen Spanien gegen die unter König Ferdinand mächtig andringenden Christen? — damals, wo die Stadt der letzten maurischen Könige noch sechzigtausend wohlgerüstete Streiter in's Feld stellte? —

Die Kathedrale von Granada, die wir im Vorübergehen besahen, ist im sechszehnten Jahrhundert erbaut; eingespannt in ein sehr enges Stadtviertel, hat man rings um dieselbe keinen geeigneten Gesichtspunkt, um sie als Ganzes aufzufassen und auf die beiden Thürme, deren höher gediehener uns sogar noch unvollendet scheint, ist nur von ferner gelegenen Plätzen über der umgebenden Häusermasse weg ein Aufblick zu bekommen. Der ganzen Anlage nach könnte man diese große Kirche eine Schwester derjenigen von Jaen nennen, so ähnlich sind sich beide in der Wahl der dabei angewandten Bauformen. Das Innere ist schlank und von edlen Verhältnissen, namentlich der Chorabschluß von mächtiger Wirkung; was uns aber besonders anzog, war die Nordseite und namentlich das, leider nur von einem ganz kurzen Standpunkt sichtbare Nordportal. Gekuppelte Colonnen mit daran aufgehängten Wappenschildern und den oft wiederkehrenden Säulen des Her-

kules, prächtige eingerahmte Bogenstellungen, dazwischen angebrachte Nischen und Cartouchen; durchflochten von Friesen mit allerliebsten Kinderfiguren, die in den Ranken spielen, machen aus diesem sich über die ganze Höhe der Façade erstreckenden Portal ein so reiches Ensemble, daß es wohl mit allem Fug an die Seite der Certosa von Pavia gestellt werden darf.

Die südliche Seite des Aeußern ist alt und noch ganz gothisch, obwohl etwas schwerfällig, doch von ganz origineller Anordnung, wie denn überhaupt der kleine Platz, der hier neben der Kirche liegt, mit den interessanten alten Nachbarhäusern einen sehr dankbaren Vorwurf für einen Architekturmaler abgibt.

In dem eben erwähnten älteren Theil liegt die königliche Kapelle mit den weltberühmten herrlichen Königsgräbern.

Auf der einen Seite sind durch ein hohes Gitter abgeschlossen die Marmorsarcophage mit den liegenden Bildsäulen Ferdinands des Katholischen von Arragonien und seiner Gemahlin Isabella, auf der andern Philipps des Schönen und der tollen Johanna, Meisterstücke spanischer Bildnerei, wie denn diese ganze geräumige Kapelle mit ihrem schönen Eingangsportal den wohlthuendsten harmonischen Eindruck hinterläßt.

Obgleich wir ein anderes berühmtes Bauwerk Granadas, die Cartuja, erst auf einem späteren Spaziergange in Augenschein nahmen, so will ich doch derselben hier mit einigen Worten gedenken. Sie liegt außerhalb der Stadt, gegen die Seite des Stierplatzes und ein paar englische Damen, die wir in unserem Gasthofe trafen, machten uns die größte Lust, sie zu sehen, da sie uns sagten, was Schönheit, Pracht und Geschmack anbelange, verschwinde die Alhambra vollkommen neben dieser Carthause. Obgleich uns das schon damals sonderbar vorkam und wir etwas mißtrauisch wurden gegen den Geschmack der Engländerinnen, so meinte doch auch unser Führer, ben Saken, die Cartuja sei mit das Prachtvollste, was die Stadt aufzuweisen habe. Wir wollten keineswegs über der arabischen Kunst die Denkmäler der christlichen

versäumen, die in der That bei Schilderungen Granada's zu oft in den Hintergrund gedrängt werden. Prachtvoll ist das Innere der Kirche der Cartuja unstreitig, deren Eingangsthüre schon aus seltenem Weinrebenholz besteht, denn noch nie sahen wir ein solche Verschwendung von Gold und eine solche Menge der edelsten Baustoffe in Einem Raume beisammen; die herrlichsten Marmore und Alabaster an den Wänden, überall die Thüren von wunderbarer Marqueterie aus edlen Hölzern, Perlmutter, Schildkröte, kostbaren Metallen u. s. w. mit den zierlichsten Zeichnungen und in den kleinsten Maßen. Der Camarin hinter dem Hochaltar ist von einer an's Fabelhafte gränzenden Pracht. Aber leider ist die Kostbarkeit der Baumaterialien auch Alles, die Verhältnisse und die sonstige architektonische Anordnung dieses verschnörkelten Raumes hat keinerlei Verdienst. Für das Non plus ultra wird die daran stoßende Sakristei gehalten, die nahezu so groß und hoch als die Kirche ist, weiß mit Gold; Boden, sowie Lambris und Altar mit den buntesten Marmorgattungen belegt. Die Schränke von unsagbarer Kostbarkeit, aber alle Gliederungen von unten bis in's Deckengewölbe so unruhig in allerlei Geigenformen verschlungen und völlig in der Art, als wären sie aus einer Buttersprițe gekommen, daß wir es für das Werk eines wahnsinnig gewordenen Baumeisters halten mußten, und ich hiemit jeden Reisenden darauf, nur als auf ein Curiosum aufmerksam gemacht haben will. Der schöne Eccehomo von Murillo, der sich dort befindet, kann jedoch für den Gang entschädigen.

Ben Saken, der an unseren Ausrufungen wohl merkte, wie sehr die Kirche der Carthause unter unseren Erwartungen geblieben war, veranstaltete zu unserer Entschädigung einen kleinen Imbis, zu dem er Wein und Brod aus einer benachbarten Locanda holte und den wir in dem verwilderten Klostergarten zu uns nahmen, und dieß war in der That eine Entschädigung. Wir ließen uns in einem der kleinen Gärtchen nieder, die zu den Zellen gehörten, wo die nun vertriebenen Carthäuser wohnten. Vom Betpulte hinweg waren die frommen Mönche mit zwei Schritten in der freien Natur, wo sie ihre Rosen pflegten

und ihr Grab gruben; heute aber ist von einer Pflege der üppig wuchernden Gesträuche nicht mehr die Rede und nach und nach haben die rankenden Rosenzweige die Steinbank bedeckt, über welche sie früher eine Laube zum Schutz gegen die Sonne bildeten, aber gerade in dieser Verwilderung sind die Gärten der Carthause so über alle Beschreibung romantisch und schön. Vielleicht war es Profanation von uns, daß wir uns längere Zeit hier aufhielten, als in der Kirche, daß wir das Glas mit weißem Wein kreisen ließen und den Saken zuhörten, der uns eine spanische Romanze sang, die vom Falle Granada's erzählte. Vielleicht; -- doch kann ich versichern, daß der blaue Himmel über uns und das wuchernde Rosengesträuch zwischen den Steinen und an den Wänden uns zu dankbareren Gefühlen gegen den aufforderte, der alles das werden ließ, als die seltsamen Marmorverzierungen in der Kirche, bei deren Anblicke nur ein Gefühl des Mitleids rege wird über den menschlichen Geist, der solches schaffen konnte.

Von der Kathedrale kamen wir durch mehrere winkelige Straßen auf den berühmten Platz von Vivarrambla, der in der alten Geschichte Granada's eine so bedeutende Rolle spielt.

Sich erging der Maurenkönig
Durch die Straßen von Granada
Von den Thoren von Elvira
Bis zum Thore Vivarrambla's.

Hier wurden von der Blüthe der maurischen Ritterschaft in Scherz und Ernst große Feste gefeiert, der Stier mit der Lanze gehetzt, auf raschen Pferden das Rohrspiel getrieben, oder man traf sich hier zum scharfen Kampfe auf Leben und Tod. Dann waren, wie uns die alten Geschichtschreiber erzählen, die Häuser des Platzes aufs Glänzendste verziert, mit Devisen und bunten Fahnen, vor Allem aber mit einem Kranze schöner Damen, die sich rings auf den Balconen befanden und durch ihre feurigen Blicke die Kämpfer aufmunterten. Damals gab es unter dem obgleich schwachen, aber prachtliebenden König Boabdil

noch mächtige Geschlechter in der Königsstadt, die aber statt gemeinsam den andringenden Christen entgegenzutreten, untereinander hartnäckige Fehde hielten wie die Capuletti und Montecchi in Verona, und sich fast bei jedem öffentlichen Zusammentreffen reizten und dann blutig an einander geriethen. Es waren zwei mächtige Geschlechter, die Abencerragen und Zegri, die seit langen Zeiten sich gegenseitig haßten und welchen die andern berühmten Ritter Granada's, die Alhamaren, Alabezen, Abenamaren, Gomelen und Gazulen anhingen. Auch an Pracht der Waffen, Pferde und Gewänder suchten sich diese Geschlechter zu überbieten, woher es denn auch wohl kam, daß bei den Kampfspielen und Stiergefechten hier auf der Vivarrambla eine fabelhafte Pracht zur Schau getragen wurde. Von den Fahnen und Devisen, mit denen der Platz ausgeschmückt waren, hatten erstere die Farben der verschiedenen Geschlechter, letztere galten der Tapferkeit, dem Ruhme und der Schönheit und Herrlichkeit Granada's.

Das ist nicht der Tod, durch welchen
Hohen Namens Ruhm erlangt wird,
Sondern ein glorreiches Leben,

oder:

Fama soll den Ruf verkünden
Von Granada, der so groß ist,
Daß es sie unsterblich machet.

auch hieß es an einem andern Orte:

Wahrer Adel nur bestehet
In dem Trachten nach der Tugend;
Wenn ihn Rechtlichkeit begleitet,
So gewinnt er Ruhm der Hoheit.

Von der Pracht der Feste selbst sagte eine andere Devise:

Töne laut, des Ruhms Posaune,
Und sie breche jedes Schweigen,

Weit verkündigend die Größe
Dieser unsrer schönen Feste,
Die mit solchem Glanz hervortritt.

Ein arabischer Geschichtschreiber, Ha-ben-Hamin, der in Granada geboren war und eine Chronik seiner Vaterstadt bis zur Eroberung durch König Ferdinand schrieb, gibt die Beschreibung eines großen Festes auf der Bivarrambla, welche nicht uninteressant für den Leser sein wird; und wenn sich auch vielleicht der Berichterstatter Ausschmückungen erlaubt, so lernt man doch die damalige glänzende Zeit, sowie die Parteispaltungen in der maurischen Königsstadt kennen, welche hauptsächlich Schuld an ihrem schnellen Untergange waren.

Im Monat September, so erzählt der Araber, nach dem Ramadan, als die Fastenzeit geendigt war, befahl der König, aus dem Gebirge von Ronda vierundzwanzig auserlesene Stiere zu holen. Der Platz von Bivarrambla war zubereitet für die Feierlichkeit, und der König, begleitet von vielen Rittern, besetzte den königlichen Erker, der zu diesem Zwecke ausersehen worden. Die Königin mit ihrem Damengefolge nahm ihren Sitz auf einem andern Erker, von eben der Einrichtung wie des Königs. Alle Fenster am Bivarrambla waren voll schöner Damen; und aus dem Reiche kamen so viele Leute, daß sich nicht Gerüste und Fenster genug für sie fanden. Solche Menge Volks war nie gesehen worden bei einem Feste in Granada. Auch von Sevilla und Toledo kamen dazu viele angesehene maurische Ritter. Bei diesem Feste beschlossen die Zegri, um ihre Feinde, die Abencerragen, zu reizen, ein altes Kennzeichen derselben, blaue Federbüsche, auf ihre Helme zu nehmen. Fühlen sie sich verletzt, wie ich hoffe, sagte einer ihrer tapfersten Ritter, Mahomad, so werden sie schon einen Streit mit uns beginnen; dann werfen wir im zweiten Gange, statt der Rohre, spitze Lanzen, und da wäre es ein besonderes Unglück, wenn nicht ein Abencerrage fiele.

Des Morgens begannen die Stiergefechte, wobei die Abencerragen

durch ihre Schnelligkeit und Geschicklichkeit Verwunderung erregten. In allen Fenstern und Altanen war nicht Eine Dame, die ihnen nicht zärtlich zugethan gewesen wäre. Es ward für ausgemacht gehalten, daß es im ganzen Reiche nicht einen Abencerragen gebe, der nicht begünstigt würde von Damen, und zwar von den angesehensten. Dieß war der Hauptgrund des tödtlichen Hasses und Neides der Zegri, Gomelen und Maza. Wahr ist's, jede rechnete sich zur Ehre, zum Liebhaber einen Abencerragen zu haben, und diejenige hielt sich für unglücklich und geringer, die keinen hatte; mit großem Rechte: denn nie sah man einen Abencerragen von üblem Wuchse oder Anstande, nie einen feigen oder unentschlossenen; alle waren sie leutselig und Freunde des Volkes; niemals ging der Bedrängte, mochte er sein, wer er wollte, ohne Hülfe von ihnen; selbst den Christen waren sie hold; in Person stiegen sie hinab in die unterirdischen Kerker, besuchten die christlichen Gefangenen, thaten ihnen Gutes und schickten ihnen Speisen. Dabei waren sie vor Allen tapfer und gute Reiter. Diese Eigenschaften zusammen machten sie geschätzt und geliebt im ganzen Reiche. Niemals zeigten sie Furcht, selbst bei dem Anblicke großer Gefahr. Sie verursachten viel Vergnügen durch ihren Anblick, da sie auf dem Platze umherritten; Aller, besonders der Damen Augen waren ihnen zugewandt. Nicht geringer als sie, erschienen an diesem Tage die Alabezen, die ebenfalls edle Ritter waren. Auch die Zegri zeigten sich sehr preiswürdig. Geschickt trafen sie den Tag acht Stiere mit der Lanze, ohne daß Einer von ihnen auch nur etwas aus dem Sattel gerückt wäre, und die wüthenden Stiere wurden so verwundet, daß es nicht nöthig ward, ihnen die Kniekehlen zu zerschneiden.

Es mochte ein Uhr sein, nachdem zwölf Stiere gehetzt waren; da ließ der König die Hörner und Trompeten erschallen, welches ein Zeichen war, daß sich alle Ritter des Festes auf seinem Balkon versammeln sollten. Sie kamen, und der König sehr zufrieden mit ihnen, gab eine prächtige Mahlzeit, dasselbe that die Königin ihren Damen, die an dem Tage reich geschmückt und von bewundernswürdiger Schön-

heit waren. Alle erschienen prächtig gekleidet, die Königin mit einem brokatenen Mantel von unschätzbarem Werthe wegen der vielen eingestickten Edelsteine. Sie hatte einen außerordentlich schönen Kopfschmuck, und vor der Stirne eine wunderbar künstlich gemachte Rose, in deren Mitte ein Rubin gefaßt, der eine Stadt werth war. Wohin sie den Kopf wandte, wurden die Augen geblendet von dem Glanze des Steines. Die schöne Darache war ganz blau gekleidet, ihr Mantel vom feinsten Damast, mit Silberstoff gefüttert und durchwirkt mit Goldstreifen. An ihrem reichen Kopfputze hafteten zwei kurze Federn, eine blau, die andere weiß, das bekannte Zeichen der Abencerragen. In dieser Kleidung war sie so schön, daß keine Dame in Granada sie übertraf, obgleich es dort, zu der Zeit, sehr viele reizende gab, und eben so reich geschmückte. Galiane von Almeria hatte ein Kleid von weißem Damast, so köstlich gewirkt, als bisher noch nicht gesehen war; der Mantel war ausgezackt mit großer Ordnung und Kunst, gefüttert mit dunklem Brokat; ihr Hauptschmuck besonderer Art. Man sah deutlich an ihrer Kleidung, daß sie frei war von verliebter Leidenschaft, wiewohl sie wußte, daß der tapfere Abenamar sie zärtlich liebte; aber dem Prinzen Muza hatte sie außerordentliche Zeichen ihrer Gunst gegeben. An diesem Tage war Abenamar nicht beim Spiele. Fatime erschien in schwarzer Kleidung; sie wollte nicht Muza's Farbe tragen, denn sie wußte schon, daß seine Neigung auf Darache gerichtet war. Ihr Rock war sehr kostbar, von schwarzem Sammt mit weiß brokatenem Futter, der Hauptschmuck reich und prächtig, an der Seite eine einzige grüne Reiherfeder. Sie war so schön, wie irgend eine der Anwesenden. Kohaide, Sarrazine, Arbolaje, Charife und die andern Damen der Königin zeigten sich ebenfalls in ungemeiner Pracht und solchem Reize, daß die Versammlung so vieler Schönheiten Erstaunen verursachte. Auf einem andern Erker saßen die Damen des Abencerragischen Geschlechtes von nicht minder anziehender Schönheit im Reichthum der Kleidung; besonders die liebliche Lindaraja, Tochter des Abencerragen Mahamete, welche alle übertraf; neben derselben ihre

Verwandten, die ihr wenig nachgaben. Als Liebhaber im Dienste der schönen Lindaraja verrichtete der muthige Gazul ausgezeichnete Thaten in Sanlukar.

Um wieder auf unsern Gegenstand zu kommen: Die Ritter und Damen endigten um zwei Uhr Nachmittags ihr Mahl. Ein schwarzer fürchterlicher Stier wurde losgelassen, der von solcher Schnelligkeit war, daß er denjenigen gleich erhaschte, auf den er stürzte, und kein Pferd ihm jemals entwischte. „Schön wäre es," sagte der König, „diesen tüchtigen Stier niederzustoßen." Malike Alabez stand auf und bat um Erlaubniß, es mit dem Thiere aufnehmen zu dürfen. Der König gab sie ihm, obgleich Muza es auch zu thun wünschte, jedoch darauf verzichtete, als er sah, daß Alabez Lust dazu habe. Dieser verbeugte sich ehrerbietig vor dem König, grüßte höflich die Ritter, und stieg hinunter vom Balkon auf den Platz, wo seine Leute einen vortrefflichen Grauschimmel hielten, den ihm sein Vetter geschickt hatte, der Sohn des Alkaiden von Roth- und Weißvelez, ein Mann von hoher Geburt, dessen Vater maurische Ritter, genannt Alkifaen, verrätherisch umbrachten, aus Neid wegen seiner guten Eigenschaften und der Liebe des Königs. Aber dieser rächte nachdrücklich die Verrätherei; von den sechs schuldigen Brüdern entkam nicht Einer, sie wurden alle enthauptet. Der gute Alabez, von dem wir jetzt reden, erhielt die Statthalterschaft von Weiß-Velez; ihn liebte sehr der König Audalja, den wir hier den jungen nennen. Von seinem Oheim also erhielt er das Pferd, welches er jetzt bestieg und einen Umgang machte im Platze, wobei er nach allen Erkern der Damen schaute, um seine Gebieterin Kohaide zu erblicken, und als er an den ihrigen kam, ließ er sein Pferd auf die Kniee fallen, neigte den Kopf auf den Sattel und bezeugte so seine tiefe Ehrerbietung seiner Dame und den andern, welche dort saßen; darauf gab er dem Rosse die Sporen, das mit der Wuth und Schnelligkeit des Blitzes davon stürzte.

Der König und alle Anwesenden bewunderten Alabez gutes Benehmen; nur den Zegri war es zuwider, denn sie betrachteten es mit

Augen voll tödtlichen Neides. In diesem Augenblick entstand ein großes Geschrei: der Stier rannte auf dem Platze umher, warf über hundert Menschen nieder, tödtete sechs und flog wie ein Adler auf den Ort zu, wo Alabez hielt. Dieser wollte heute seine außerordentliche Geschicklichkeit zeigen: er sprang mit großer Leichtigkeit vom Pferde, und ging dem Stier entgegen, den Mantel in der linken Hand haltend. Als der Stier ihn ganz in seiner Nähe erblickte, schickte er sich an, ihn mit den Hörnern zu fassen; aber der gute Alabez erwartete ihn festen Muthes; und nun, da der Stier den Kopf senkte, um den fürchterlichen Stoß zu vollführen, warf er ihm den Mantel über die Augen, wandte sich ein wenig auf die Seite, und faßte mit der rechten Hand das rechte Horn, mit solcher Kraft, daß das Thier unfähig war zu stoßen. Es bemühte sich loszureißen, machte große Sprünge und hob dabei immer den Ritter von dem Boden. Der brave Maure war in augenscheinlicher Gefahr, und es fehlte nicht viel, so hätte er bereut, die mißliche Probe unternommen zu haben; doch da sein Herz unerschütterlich war, so wankte er nicht, sondern hielt mit großer Tapferkeit gegen den Stier aus, der brüllend strebte, ihn mit den Hörnern zu fassen, aber wegen der Geschicklichkeit des Mauren nicht zu diesem Ziele gelangen konnte. Am Ende fand es Alabez schimpflich, auf solche Weise mit einem Thiere sich zu balgen; er lehnte sich auf die linke Seite des Stiers und drehte ihn mit solcher Kraft und Gewandtheit an den Hörnern, daß er mit ihm zu Boden fiel, wobei er die Hörner in die Erde drückte. Der Sturz war so fürchterlich, daß ein Berg zu fallen schien. Das Thier lag wie zerschlagen und konnte sich eine Zeit lang nicht rühren. Alabez erhob sich, ließ es liegen, nahm seinen feinen seidenen Mantel und ging auf sein Pferd zu, welches die Diener hielten; leicht, ohne in den Steigbügel zu treten, sprang er hinauf; alle Anwesenden waren entzückt über seinen bewunderswürdigen Muth. Nach einiger Zeit erhob sich der Stier, jedoch nicht mit seiner gewohnten Behendigkeit. Der König ließ Alabez rufen; er erschien mit so ungezwungenem Anstand, als wenn gar nichts Besonderes vorgefallen

wäre. „Gewiß Alabez," sprach der König zu ihm, „Ihr habt gethan wie ein wackerer und muthiger Ritter; von heute an seid Ihr Hauptmann von hundert Pferden, und Alkaide der Veste Kantoria, eine gute einträgliche Stelle." Für diese Gnade küßte ihm Alabez die Hand.

Unterdessen mochte es nun vier Uhr Nachmittags sein, und der König ließ zum Reiten blasen. Auf dieses Zeichen hielten sich alle Ritter des Festes bereit, um vorzurücken, wenn der Augenblick hiezu käme. Nach beendigtem Stiergefechte erschollen zahlreiche Trompeten, Pauken und Hörner. Der Platz war nun geräumt, und durch die Straße Zacatin ritt Muza, des Königs natürlicher Bruder, herein, der Anführer eines Turniergeschwaders, welches zu Vier und Vier auftrat, so rasch und auf so edle Weise, daß es eine Lust zu sehen war, dann vorüberzog und endlich in derselben Ordnung, schnell wie der Wind davon flog. Der Haufen bestand aus dreißig Rittern, lauter berühmten Abencerragen, nur Alabez war nicht von diesem Geschlechte, seiner Tapferkeit wegen nahmen sie ihn jedoch zum Begleiter.

Wir sprachen oben von den blauen stilberstoffenen Turnierkleidern und den wilden Männern als Merkzeichen: die Ritter erschienen mit denselben so reizend, daß alle Damen bei ihrem Anblick entzückt waren. Prächtig nahmen sich aus die Abencerragen, alle auf schneeweißen Rossen, nicht minder die Zegri, die durch eine andere Straße herein kamen, in Fleischfarbe und Grün gekleidet, mit blauen Federbüschen, auf schönen kastanienbraunen Pferden; Alle trugen dieselben Zeichen in den reichgestickten blauen Binden über den Tartschen; es waren dieß Löwen von der Hand einer Jungfrau gefesselt, und die Inschrift hieß: „Mehr Stärke hat die Liebe!" So erschienen sie je vier im Platze, und machten nun, nachdem sie sich gesammelt, rasche Schwenkungen und Spielgefechte mit einer Gewandtheit und Uebereinstimmung, die nicht weniger Vergnügen machten, als die der Abencerragen. Beide Haufen nahmen ihren Posten, legten die Lanzen weg und hielten ihre Rohre in Bereitschaft. Auf den Schall der

Trompeten und Hörner begann das Spiel sehr anmuthig und wohl verabredet, acht gegen acht rennend. Die Abencerragen, welche ihr bekanntes Abzeichen, die blauen Federn, an den Zegri bemerkten, gaben sich alle Mühe, sie mit den Rohren herunter zu werfen, konnten aber nicht zum Zwecke kommen, denn die Zegri deckten sich zu gut mit ihren Tartschen. Das Spiel ging so fort mit Heftigkeit und mancherlei Wendungen, aber immer nach Ordnung; es gab einen sehr befriedigenden Anblick. Das Fest wäre glücklich zu Ende gegangen, wenn es das Schicksal gewollt hätte, dieses aber, immer veränderlich, bewirkte, daß beiderlei Ritter ihrer unauslöschlichen Feindschaft nachgingen, bis sie alle zu Grunde gerichtet waren, wie wir unten erzählen werden. Die Wahrheit zu sagen: Mahomad, das Haupt der Zegri war die ganze Ursache dieses unglücklichen Tages; er hatte überlegt, wie der gute Alabez oder einer der Abencerragen getödtet werden könne, und in dieser Absicht richtete er es ein, daß Alabez von der gegenüberstehenden Seite auf seinen Haufen sprengen mußte, damit er und die Seinigen auf die Alabezen und ihre Anhänger losstürzen können. Sechs Rohre waren schon geworfen, als Mahomad seinem Haufen zurief: „Jetzt ist es Zeit, daß das Spiel sich entzünde!“ Darauf nahm er seinem Diener eine Lanze mit scharfer Damascener Eisenspitze, und erwartete Alabez mit acht Rittern seines Haufens, der nach der Weise des Spieles auf seinen Gegner zueilte, wohl bedeckt mit der Tartsche. Da sprang Mahomad hervor, ersah den Fleck, wo er Alabez am besten verwunden könne, und warf die Lanze mit solcher Gewalt, daß sie die Tartsche durchdrang und die Spitze den Arm faßte; der Aermel des festen Panzerwamses war nicht stark genug, zu widerstehen, das spitzige Eisen fuhr hinein und durchbohrte den Arm, dieser Stoß verursachte Alabez großen Schmerz; er eilte auf seinen Posten zurück, besah den Arm und fand ihn verwundet und voll Blut; laut rief er Muza und den übrigen zu: „Ritter! wir sind schändlich verrathen, ich bin auf böswillige Weise verwundet worden.“ Bestürzt und entrüstet ergriffen sämmtliche Abencerragen ihre Lanzen; Mahomad wandte um

mit seinem Haufen, um wieder seinen vorigen Platz einzunehmen, als Alabez in größter Wuth auf ihn zurannte. Da er eine sehr flüchtige Stute ritt, so erreichte er ihn schnell, rief mit vorgestreckter Lanze: „Verräther! hier sollst Du mir bezahlen meine Wunde!" und durchstieß die Tartsche, die Lanze ging in den Panzer des Zegri und drang mehr als handbreit in den Leib. Der Stoß war so heftig, daß der Zegri halbtodt vom Pferde fiel. In diesem Augenblick begann ein wüthendes Scharmüzel zwischen beiden, schon gerüsteten Parteien, wobei die Zegri bald im Vortheil waren, da sie sich besser dazu vorbereitet hatten als die Abencerragen; doch thaten ihnen diese tapferen Ritter nebst Muza und dem wackern Alabez großen Schaden. Groß war das Geschrei, ungeheuer das Getümmel. Der König, der Anfangs die Ursache des blutigen Kampfes nicht wußte, eilte herunter von seinem Balkon auf den Platz, bestieg ein schönes, reichgeschmücktes Pferd und rief: „Hinaus! hinaus!" indem er mit einem Stabe in der Hand sich zwischen die erbitterten Streiter warf. Ihn begleiteten die vornehmsten Ritter von Granada und halfen ihm Frieden stiften.

Granada war seinem Untergang nahe, denn zu den Zegri stießen noch die Gomelen und Maza, zu den Abencerragen die Almoradi und Vanega; der Streit wurde immer hitziger und verwickelter, und man sah kein Mittel vor sich, Ruhe zu stiften. Endlich brachte es aber der König und die übrigen anwesenden unparteiischen Ritter dahin, daß die Kämpfer Frieden machten. Der tapfere Muza führte seinen Haufen durch den Zacatin nach der Alhambra, in Begleitung aller Fanega und Almoradi; die Zegri zogen sich zurück durch das Thor von Bivarrambla nach dem Schlosse Bivataubia mit der Leiche Mahomads, der inzwischen gestorben war.

Diese beständigen Streitigkeiten zwischen Abencerragen und Zegri's laufen wie ein rother Faden durch die Geschichte der letzten Zeiten Granada's und schließen mit der bekannten Ermordung einer Menge von Rittern des ersteren Geschlechtes auf Befehl des Königs Boabdil, da

vier Zegri den Abencerragen Abinhamad beschuldigten, mit einer Gemahlin des Königs eine Zusammenkunft im Garten der Xeneralife gehabt zu haben. Boabdil ordnete zur Wiederherstellung der Ehre der Königin, für deren Unschuld sich fast ganz Granada erhob, ein Gottesgericht an, in welchem die vier Zegri mit vier andern Rittern kämpfen sollten, doch hatte die Königin, so sagt der Geschichtschreiber, im Bewußtsein ihres Rechts Keinen ihrer Freunde zu ihrer Vertheidigung aufgefordert und überließ Alles dem Willen Gottes.

Auf demselben Platze, wo wir uns jetzt befinden, wurden damals Turnierschranken aufgerichtet, sowie ein schwarzes Gerüst, auf welchem die Königin, umgeben von ihren Frauen und umringt von den edelsten Geschlechtern, die sich in Trauerkleidern eingefunden hatten, mit Ergebung ihr Schicksal erwartete. Die Stimmung gegen den König war so, daß die Stadt anfing, sich zu empören und die Almoradinen, Alabezen und Gazulen im Begriff waren, hervorzubrechen, um Boabdil vom Throne zu stoßen. Doch wurden sie gewarnt, denn wenn sie auch die Königin aus Lebensgefahr befreiten, so blieb doch ihre Ehre befleckt, wenn sich keine Kämpfer für sie zeigten. Alle Fenster, Erker und Altane waren besetzt und angefüllt mit Menschen, unter denen aber Niemand war, der nicht geweint hätte und tief gerührt gewesen wäre. Die vier Zegri, welche erwartend in den Schranken hielten, trugen über ihrer Rüstung grüne und schwarze Kleider und hatten eben solche Fähnlein und Federn. Auf ihren Schildern zeigten sich Schwerter, an denen Blut herabtropfte, mit der Inschrift: „Für die Wahrheit wird es vergossen."

So war denn die Partei der Königin in gespannter Erwartung von Morgens acht Uhr bis Mittags um zwei, wo sich immer noch kein Kämpfer gezeigt hatte. Da auf einmal hörte man Lärmen, den Ruf des Volks, sowie das Klirren von Pferdehufen hinter dem Thore von Bivarrambla. Vier Ritter erschienen in türkischer Tracht, die auf mächtigen Rossen in die Schranken sprengten und sich als Kämpfer für die Königin ankündigten. Sie waren himmelblau gekleidet;

die Turbane um die Stahlhauben von weißer Leinwand, mit goldenen und blauen Streifen durchwirkt, zeigten oben eine Spitze mit einem reichen Busch von blauen, grünen und rothen Federn, untermischt mit Gold- und Silberschnüren. Die Inschriften auf ihren Schildern waren verschieden und bezogen sich auf den Kampf, um die Ehre der Königin zu retten. Eine hieß:

Himmelan will ich ihn heben,
Daß er desto tiefer falle,
Für die weltbekannte Bosheit,
Die er ohne Scheu begangen.

Die vier unbekannten Kämpfer aber waren christliche Ritter aus dem Lager König Ferdinand's und zwar Ponce de Leon, Don Alonzo de Agilar, Don Johann Tchacon und der Alkaide von Donzelles. Nach einem wilden erbitterten Kampfe tödteten sie die vier Zegri's und so wurde die Ehre der Königin gerettet.

Nicht umsonst habe ich vor den Augen des Lesers den jetzt stillen Platz von Bivarrambla mit Gestalten und Bildern der ehemals so glänzenden Zeit bevölkert; mir selbst tritt an solchen Stellen das Andenken an eine gewaltige Geschichte, die sich hier abrollte, immer lebhaft vor die Seele und bringt mich in eine Stimmung, die mich besonders fähig macht, was aus jener Zeit noch übrig geblieben ist, mit doppeltem Interesse zu betrachten. Ich habe nun einmal die glückliche Phantasie, um mir einbilden zu können, hier auf der Bivarrambla sei soeben ein glänzendes Kampfspiel beendigt, und ich sei umfluthet von dem Gewühl der Zuschauer und Kämpfer, die nun eilfertig auf allen Seiten dem Platze entströmen. Vor uns geht es den Zacatin hinauf, eine enge Straße auf beiden Seiten im Erdgeschosse der Häuser mit reichen Gewölben besetzt, Kaufläden aus denen heute noch wie damals bunte seidene Stoffe und goldene Geschmeide flimmern und glänzen. Dort hinauf führt der Weg zur Alhambra und die Straße ist mit einem dichten Menschenstrome, mit Reitern und Fußgängern angefüllt.

kriegerische Musik erschallt, die Waffen klirren, die Hufe der Pferde dröhnen auf dem Pflaster und wenn man so hinschaut, erblickt man nichts wie einen bunten leuchtenden Strom aus zahllosen Farben, aus Gold- und Silberglanz bestehend, gewaltige Wogen, die sich vor uns hinwälzen, und deren Schaumkronen aus bunten Fähnlein, wehenden Federbüschen und strahlenden Helmzierden bestehen. — — Weiterhin zieht es über die Plaza nueva und jetzt erreichen wir die Calle de los Zenetes, so benannt von einem tapfern maurischen Stamme, der die Leibwache der letzten Könige von Granada bildete, die hier am Fuße der Alhambra ihre Quartiere hatte, und die Calle de Gomélès. Mit dem Ende dieser Straße sind wir auch am diesseitigen Ende der Stadt, am Thor de las Granadas, von den Mauren Bib-leuzar genannt, von wo der Weg aufwärts nach der Alhambra führt, angelangt.

Wie es soliden Reisebeschreibern geziemt, wollen wir hier unsere Phantasie dahinter lassen und mit ihr die Schaaren der glänzenden Reiter, denen wir bis hieher in Gedanken gefolgt. Was sollten sie auch droben thun, die alten edlen Geschlechter, in den zerstörten Palästen ihrer Könige? Gewiß scheuen auch ihre gespenstigen Pferde vor dem christlichen Kreuze, das auf der Kirche prangt und sie selbst vor dem Palast des christlichen Königs, dessen Vorfahren sie aus ihrem Paradiese verjagt. Entlassen ist also unser kriegerisches Traumgefolge, und während wir die Blicke zurück zur Gegenwart führen, flattert die Farbenpracht, die uns soeben umgab, Gold und Silber wie ein strahlender schillernder Schaum in alle Lüfte, ohne aber für uns zu verschwinden, denn über uns haben wir ja das tiefe Blau des schönen spanischen Himmels; die glänzende Sonne wirft eine Masse von Gold rings um uns her und aus dem dunkeln Grün der Cypressen blicken uns in einer wahren Farbengluth rechts von der Höhe herab die rothen Thürme, Las torres bermejas entgegen.

Wir sind am Fuße der Alhambra, die Festungsmauern derselben, von denen ich schon früher sprach, senken sich hier in eine Schlucht hinab, welche den Cerro de Santa Elena in zwei Theile theilt; hoch

oben am Rande dieser Schlucht steht links den zwei rothen Thürmen entsprechend der Thurm der Vela, um auch von diesseits den Eingang zu vertheidigen. Das jetzige Thor de las Granadas rührt von Karl V. her, ist etwas schwerfällig und nicht besonders groß, aber aus ihm lacht uns ein herrlicher Garten entgegen.

Wenn man das Thor hinter sich gelassen hat und den Berg hinansteigt, so glaubt man im ersten Augenblicke nicht mehr in Spanien zu sein, wo auf Straßen im Allgemeinen, sei es auf Chausseen oder auf Wege, selbst in den königlichen Parkanlagen, keine besondere Sorgfalt verwandt wird. Der ganze Berg, auf dem die Alhambra liegt, ist mit hochstämmigen Bäumen, Ulmen, Eichen, Platanen, Lorbeeren und Kastanien bewachsen und von Wegen durchzogen, die sanft aufwärts führen und so breit sind, so reinlich und gut erhalten, daß sich sogar eine englische Parkanlage daran nicht zu schämen brauchte. Hier ist man davon überrascht, entzückt, geblendet. Die Kronen der hohen Bäume, durch welche der Weg führt, neigen sich oben gegen einander und bilden einen dichten Laubgang, der die heiße Sonne abhält, und der bevölkert ist mit einer Menge lustig singender Vögel. Zu beiden Seiten an den Stämmen vorbei ziehen sich Rosenhecken hin, die jetzt schon so früh im Jahre mit Laub bedeckt waren und aufspringende Knospen zeigten. Rechts und links von der Straße sind die Partieen waldartig gehalten, mit niedern Sträuchen und Gras bedeckt, und heute sahen wir ganze Strecken blauer Veilchen, die einen wunderbaren Duft aushauchten. Der ganze Berg ist überreich an Quellen, die überall hervorquillen und sprudeln und die Vegetation angenehm befeuchten, wozu die Menschenhand hier nachhalf. Zu unserer Rechten strömt das Wasser an einem kleinen Abhange hervor, wird von einer Steinschale aufgefaßt, übersprudelt diese wieder von allen Seiten, um sich dann wieder als Bächlein zusammenzufinden, das eine Zeitlang willkürlich hin und her zu fließen scheint, bis es sich endlich weiter unten in eine Rinne zwängen muß, die es an den Stamm durstiger Bäume hinleitet. Zu unserer Linken, wo der Weg eine Biegung macht

und so ein kleiner Platz entsteht, erhebt sich ein Springbrunnen mit zierlichen Becken von weißem Marmor, über welche das Wasser in einem dicken Strahl hoch hinauf springt, dann im Herabstürzen die verschiedenen Schalen füllt und mit melodischem Plätschern von einer zur andern niederfällt. Hier haben wir eine natürliche Bodenvertiefung mit zu- und abfließendem Wasser, dort an der Mauer, welche röthlich durch die grünen Zweige schimmert, bricht es hervor aus weiten Kupferröhren und ergießt sich in einen zierlichen maurischen Steinbehälter, der aus Einem Stücke gehauen ist. Man kann nicht glücklicher sein, als so beim Beginn des schönen Frühlings zur Alhambra hinaufzusteigen. Dieser Morgen ist mir unvergeßlich mit seinem Blüthenduft, mit den smaragdglänzenden, eben sich entfaltenden Blättern der Bäume, mit dem strahlenden Himmel und der Sonnenlichtmasse, welche durch die jetzt noch nicht dichtbelaubten Zweige hie und da zu dringen vermag und zitternde leuchtende Punkte auf den Boden niederwirft; im grauen Sande goldene Flecken, auf denen wir glänzende Käfer emsig dahin ziehen sehen, bei dem Fächeln einer wunderbar lauen Luft und bei dem Rauschen der unzähligen Quellen, die alles das hier noch in ehemaligem Glanze und Pracht gesehen, und die gewiß so schön zu erzählen wüßten von den tapfern Rittern und den schönen Maurinnen.

Nach einigen Windungen des Weges, den wir träumend und erwartungsvoll zurückgelegt, und nachdem wir an einem großen an die Terrassenmauer angelehnten, auch von Karl V. herrührenden monumentalen Brunnen von großem Wasserreichthum vorbeigekommen, bleiben wir endlich staunend stehen, denn wir haben das Hauptthor der Alhambra vor uns, das wir in Zeichnungen und Bildern gesehen in einer früheren Zeit, wo wir noch nicht an das Glück dachten, unter diesem Thorbogen dahinschreiten zu können. Am Abhang des grünen Berges, rechts angebaut an eine mächtige Terrassenmauer erhebt sich die gewaltige viereckige Masse, das Thor des Gerichts Arco de justicia, mit der kühnen Wölbung seiner Halle in hufeisenförmigem Bogen, über dem eine zierliche lange Inschrift besagt, daß der Thurm durch den

Maurenkönig Jussuff Abulhagehg im Jahre 749 der Hegira erbaut wurde. Auf dem Schlußstein des Thorbogens befindet sich eine Hand, oben drüber im Schlußstein des wagrechten Bogens das Abbild eines Schlüssels, welcher für den Muselmann symbolisch die Eröffnung des Himmelreiches bedeutet. Unter dem Thurme des Gerichtes pflegte nach alter orientalischer Sitte der Kadi oder auch der König selbst Recht und Urtheil zu sprechen. Indem wir unter seinem dunkeln, kühlen Gewölbe dahin gingen, war es ordentlich rührend für mich, an der Wand eine Einrichtung zum Aufstellen der Lanzen zu sehen, die noch so gut erhalten war, als sei sie erst gestern benützt worden. Vom Thore des Gerichts führt der Weg eine Strecke zwischen hohen ausgezackten Mauern dahin und bald erreichten wir das zweite Thor im sogenannten Weinthurme Torre del vino; doch ist sein Gewölbe verschlossen und da die Straße neben ihm vorbeiführt, so steht er wie verlassen auf der Seite. Die Wölbung seines Thorbogens, wunderschön von einem reich ornirten einrahmenden Viereck umschlossen, ist ebenfalls mit zierlichen Sculpturen und Inschriften bedeckt; auch sind die ganzen Verhältnisse dieses Baues so graziös, wie man nur etwas sehen kann. Oben in dem Thurme scheint sich eine spanische Familie eingenistet zu haben, denn unter dem arabischen, durch eine kleine Säule gespaltenen zierlichen Doppelfenster bemerkten wir ein paar neue Blumentöpfe mit blühenden Geranien, sowie das reizende Gesicht eines schönen Mädchens, das behaglich an der Brüstung lehnte und uns ruhig mit ihren großen glänzenden Augen ansah; das war in dem dunkeln, halbverfallenen Gemäuer eine recht angenehme Erscheinung.

Wir haben jetzt die Höhe des Berges erreicht und zugleich eine große Esplanade, den Platz der Algiven; man könnte ihn mit dem Schloßhof einer weitläufigen Ruine des Nordens vergleichen; gerade vor uns ist eine niedere zertrümmerte Brustwehr, von welcher hinab man auf den Albaycin blickt, der tief unten am Abhang liegt, durch die malerische Darroschlucht getrennt. Links an dem ziemlich öden Platze erheben sich, beinahe von keinem Fenster durchbrochen, die

schweren stumpfen Massen der torre quebrada und del homenage mit einer kleinen in der uns zunächst liegenden Ecke angebrachten Eingangsthür, durch die man zu den Vorwerken und der torre de la Vela gelangt; hinter uns erheben sich jenseits des Thals die rothen Thürme; neben dem Weinthore, bei dem wir stehen, geht es eine breite Straße hinauf, an der hie und da ein kleines Haus liegt; das Ende derselben ist geschlossen mit der Pfarrkirche und deren durchbrochenem Glockenthurm. Rechts von uns aber erhebt sich der riesenhafte unvollendete Palast Karls V. in seinen für die damalige Zeit staunenswerthen Verhältnissen.

Man sagt, Karl V., dem Granada, namentlich aber die Aussicht hier oben vom Berg der Alhambra außerordentlich lieb gewesen sei, habe diesen Palast zu einer Residenz für sich erbauen wollen; eine andere Ansicht ist die, der stolze Kaiser und König habe damit ein Werk herstellen wollen, bestimmt, die Wunder der Alhambra zu verdunkeln; wie dem auch sei, wir wären dankbar, wenn dieser Bauplan gar nicht zur Ausführung gekommen wäre, der nur mit Aufopferung eines großen Theils der alten arabischen Konstruktionen ermöglicht werden konnte. und jetzt durch etwas, wenn auch an sich sehr Prächtiges, aber doch völlig Fremdartiges, die kostbare Schöpfung der alten Mauren herrisch beengt und den wohlthuenden Einklang der Bauart zernichtet.

Dieser Palast, dessen Bau Beruguete leitete, besteht aus zwei gewaltigen, in gelbem Stein ausgeführten Stockwerken über einander, von wohlgelungenen Proportionen, die Einfassungen der Thore und Fenster sind, so wie die beiden Hauptgesimse, die die Stockwerke abschließen, schön und kräftig profilirt, die Haupteingänge durch gekuppelte cannelirte Säulen ausgezeichnet, an deren Postamenten der Schmuck sehr lebendig componirter und schön gehauener Reliefe, Kämpfe zwischen christlichen Rittern und Mauren darstellend, mit Geschick angebracht ist. Der Palast ist so lang als breit, die Zimmer und Säle erstrecken sich längs der Façaden, und die Verbindung der einzelnen Räume unter einander wird durch doppelt über einander gestellte Colonnaden ver-

mittelt, welche den in der Mitte liegenden kreisförmigen Hof umgeben, der groß genug wäre, einem Kampfspiel oder Stiergefecht zu dienen. Die Treppen liegen in den Ecken, die zwischen dem Kreis und dem umschriebenen Quadrat übrig bleiben. Das Ganze gewährt von Innen und Außen einen majestätischen Eindruck, aber gleichsam wie wenn der altehrwürdige Bau der Alhambra hätte eine Genugthuung empfangen sollen, wurde das Werk Karls V. nicht vollendet, das Ganze liegt in traurigem Verfalle, der Fußboden im Innern ist mit Schutt bedeckt, von den Säulen sind schon viele verletzt, manche der Balustraden zertrümmert und oben auf den Zinnen des unfertigen Gebäudes, das nie ein Dach gehabt, wachsen Pflanzen und kleine Bäume, und dort haben die Vögel des Himmels freien Zutritt.

Aber wo ist die Alhambra, der Mährchenpalast, den zu sehen wir unsere Erwartung kaum zügeln können? Auf dem Platze, von dem ich eben sprach, ist nur das zu sehen, was ich erwähnt; doch richtig, dort hinten noch etwas. An die kolossalen Wände des kaiserlichen Palastes lehnt sich eine Mauer, bescheiden vom Platz zurücktretend, und so einen dunkeln Winkel bildend, in dessen Hintergrund sich ein mäßig großes Thor befindet, der Eingang zur Alhambra. Wer sich vom Schlosse der maurischen Könige zuvor ein Bild gemacht, und dabei seine Phantasie von dem Ausdruck Palast und von Erinnerungen an orientalische Mährchen oder Beschreibungen hinreißen ließ, findet sich hier sehr enttäuscht; wer aber, wie ich, die Wunder der Stadt Damaskus gesehen, mit ihren fabelhaft prachtvollen Häusern, die aber an der Straße nur eine zerfallene Lehmwand mit schlechtem Thore und schießschartenähnlichen Fenstern haben, der konnte schon geduldig, wenn gleich mit klopfendem Herzen warten, bis sich die Thür in der Mauer vor uns geöffnet. Befinden wir uns ja nicht vor einem Tempel oder Palast der Griechen, Römer oder Egypter, die ihre Bauwerke mit auf äußeren Effect berechneten. Hier aber sind wir auf einem orientalischen Schlosse, das seine Wunder hinter festen Thürmen und hohen Mauern verbirgt, denn der müßige Spaziergänger soll sich ja nicht daran erfreuen, nur

er, der Besitzer, ruhend an den murmelnden Wassern seines Feenhofes unter kühlen Säulengängen und duftenden Orangen.

Die Thür öffnet sich langsam und wir treten ein. Was wir aber hier sehen, können Worte nicht schildern. Kann man ja auch nicht die wunderbaren Klänge der Musik beschreiben, oder vielmehr nicht ihre Wirkung, nachdem sie uns im Innersten ergriffen und gerührt. So auch hier. Gewöhnlich wird eine gespannte Erwartung nicht befriedigt; aber hier in der Alhambra wird sie übertroffen. Das Thor hat sich hinter uns wieder geschlossen, tiefe Stille umgibt uns und wir befinden uns in einer andern, einer Mährchenwelt. So muß es den fahrenden Rittern zu Muthe gewesen sein, die sich kämpfend und siegend durch alle Hindernisse durchschlugen und jetzt endlich das Feenschloß erreichten, in dessen Räumen das kostbare Gut zu finden ist, dem sie nachgestrebt. — Das Schwert entsinkt ihrer Hand, sie können nur staunen und bewundern.

Wir befinden uns nach Durchschreitung eines dunkeln Vestibules in einem Hofe, den die Mauren Mesuar nannten, jetzt aber heißt er de los Arrayjanes, Hof der Myrthen, oder Patio de la Alberca, der Hof des Teiches; vor uns haben wir ein etwas über hundertzwanzig Fuß langes und etwa dreißig Fuß breites marmornes in den Fußboden eingelassenes Becken, der Länge nach auf beiden Seiten bekleidet mit Rosenhecken und Gesträuch; der Teich ist mit klarem Wasser gefüllt, das von Goldfischen belebt ist, und die rings um die Pflanzenbeete herlaufenden Gänge sind mit breiten Platten von weißem Marmor belegt. Zu unserer Rechten, sowie zu unserer Linken befinden sich an den schmalen Seiten des Hofs zwei offene Hallen von je sieben Bogen und von schlanken Marmorsäulen getragen, die Bogen sind im Halbkreis geschlossen und die filigranartigen in Stuck ausgeführten Ornamente über und an den Bogen sind noch vortrefflich erhalten, die Decken der hinter diesen Bogen hinlaufenden Hallen glänzen uns in ihrer Farbenpracht und in ihren wunderbaren Arabesken wie ein geöffnetes Schatzkästlein entgegen; das leuchtet und strahlt durch einander, und

das Auge ist lange nicht im Stande, irgend etwas mit gehöriger Ruhe zu betrachten. Alles ist mit Skulpturen bedeckt, die in Roth, Blau, Gelb und Grün gemalt sind, vom Fußboden bis zur Höhe der Lambris erheben sich glänzende Fayenceplatten, Azulejos, das Ganze mit einem Netze der phantastischsten Fäden überziehend, welche bald die wunderbarsten Arabesken darstellen, bald in zierlichen Buchstaben arabische Sprüche. Hier im Hofe des Teichs findet man häufig den Spruch: „Và le ghalibile Allah,“ Gott allein ist Sieger; der Wahlspruch von Aben-Hamar, den er seinem Volke entgegenrief, wenn sie ihn Ghalib, Sieger, nannten. Man findet ihn unzählige Male, meistens auf Fayenceplatten, die einen blauen Balken im silbernen Felde zeigen. Die beiden Langwände, die diesen Hof umschließen, von gleicher Höhe wie die Bogenstellung der Hallen, sind nur von wenigen Thüren und kleinen darüber angebrachten Fenstern, die das obere Stockwerk beleuchten, durchbrochen und machen einen sehr wohlthätigen ruhigen Eindruck, aber jede dieser einzelnen Oeffnungen ist in so wunderlieblicher Weise durch die sie umgebenden ornamentirten Rahmen eingefaßt, und wird durch die über den Marmorboden hinlaufenden Lambris von bunten Fayenceplatten mit den andern verbunden, daß sie das innigste Wohlgefallen erwecken. Nachdem wir uns in der bei unserem Eintritt zu unserer Linken gelegenen Bogenhalle sattsam umgesehen, uns in den an ihren beiden Enden angebrachten, mit den zierlichsten Azulejos ausgetäfelten Nischen niedergelassen, erkennen wir erst den neuen Reiz der an den Palast Karls V. angelehnten gegenüberliegenden Seite, die sich in entzückender Weise in dem Wasserbecken abspiegelt, und die auf der untern Bogenreihe noch ein kleines Halbstockwerk, und darüber eine zweite Reihe von Arcaden, den untern ähnlich trägt, und so das schwerfällige Nachbargebäude verdeckt. Ein sehr feines Gefühl ließ die Araber den mittlern untern Bogen diesseits und jenseits größer als die übrigen machen, um dem springenden Strahl aus der im Boden senkrecht je unter dem Mittelbogen befindlichen Schale Platz zu geben und die

Uebersicht über den Hof, unter der Thüre, die in den anstoßenden Raum führt, noch freier und unbeengter zu gewähren.

Dieses hinter den Arcaden liegende lange und schmale Gemach, parallel mit der Halle laufend und von gleicher Länge, Sala de la barca oder Halle des Segens genannt, dient als Vorzimmer zum Saal der Gesandten. Rechts und links in der Mauer vor der Eingangsthür befinden sich kleine Nischen, wo diejenigen, welche vor den König traten, ihre Pantoffeln ablegten. Eigenthümlich ist eine Inschrift, die sich hier befindet, und die von dem Hofe und Saale sprechend, in Versen sagt: „Wenn Du meine Schönheit anschaust, ohne Beziehung auf Gott, so muß ich Dir sagen, daß es eine große Thorheit ist, Deine Bewunderung nicht zu Gott zu erheben, der Dir den Tod geben kann. Und wer diese kunstreiche Arbeit betrachtet, von ihrer Schönheit angezogen, der lege zu seinem Schutze und damit er gesund bleibe, die fünf Finger seiner Hand zusammen." Es ist dieß der Schutz gegen das böse Auge, das Gettatore, dessen sich auch heute noch die Italiener bedienen.

Eine wunderschöne Holzdecke, fast noch mannigfaltiger in der Verschlingung der einzelnen Formen als diejenigen der hinter uns liegenden Bogenhalle zieht sich über die Sala de la Barca hin, aus den glatten Deckenflächen wölben sich einzelne Kuppeln heraus, und die nahe an beiden schmalen Enden quer über den Raum gesprengten Gurtbogen vermählen sich mit dem Deckenwerk in der reizendsten Weise; die Azulejos der Lambris, die Stuckbekleidung der Wandungen, die liebliche Harmonie der Färbung, die herrliche Arbeit der Thürflügel in tausendfältiger Verschlingung sternförmiger Grundformen steigern die Erwartung auf den Raum, zu dem wir hier nur gleichsam das Vestibule sehen, und in der That ist der nun folgende Saal der Gesandten, Sala de los embajadores, ein Prachtwerk, auf welches das bisher Gesehene nur annähernd vorbereitete.

Auf der Verlängerung der Mittellinie des Myrthenhofs gelegen und von drei Seiten frei als einer der Festungsthürme vor den andern

Gebäuden vortretend, ist dieser Thurm „des Comares" eine von außen schwerfällige krenelirte Masse, die schon beim Eintritt in den Myrthenhof zu unserer Linken hoch die übrigen Gebäude überragte, die unscheinbare Hülle eines kostbaren Inhalts. Im Gegensatz zu den in die Breite gestreckten Verhältnissen des Myrthenhofs und der Halle der Segnung, hat der Saal der Gesandten durch seine hoch aufstrebende schlanke Proportion eine imponirende Majestät erlangt und beweist die Feinheit des Verständnisses, die diese glückliche Steigerung herbeiführte. Dieser Prachtsaal, in dem die fremden Gesandten empfangen wurden, so lang als breit, und bis zur Gewölbspitze fast zweimal so hoch, ist von sehr dicken Mauern umschlossen, und in jeder der nach außen gekehrten Wände von drei Bogenöffnungen in der Höhe des Fußbodens durchbrochen, die so gleichsam besondere Kabinete bilden, von denen die mittleren je durch eine in der äußern Mauerfläche stehende feine Marmorsäule in zwei Theile gespalten ist; höher oben unter dem Kuppelanfang dringt in jeder Wand durch eine Reihe von je fünf kleinen Bogenfensterchen noch weiteres Licht in den auf diese Weise geheimnißvoll erhellten Raum. Dieser Saal, der größte bedeckte Raum der Alhambra, ist von einer ans Wunderbare gränzenden Ausschmückung, jede Erwartung, die man sich von dieser eigenthümlichen Schöpfung machen kann, übertreffend, seine Wände haben bis zur Höhe von etwa vier Fuß eine ringsumlaufende Lambris von glänzenden Azulejos mit blauen und grünen Verzierungen, Rosetten, Sterne und phantastische Blumen darstellend; darüber ist die ganze Wand mit erhaben gearbeiteten Arabesken bedeckt, die vermittelst einer Form aus dem weichen Gyps gedrückt und dann hellblau mit rothem Grunde gemalt wurden, über welche Vergoldungen rings umher ein phantastisches Netzwerk bilden. Arabesken im gewöhnlichen Sinne sind die Verzierungen in der Alhambra eigentlich nicht, denn sie bilden keine größeren zusammenhängenden Gegenstände, auch keine Blumen, Blätter oder Thiere, obgleich eine Andeutung an das vaterländische Lotosblatt sehr vielgestaltig und häufig vorkommt. Es ist, wie schon gesagt, ein

Netzwerk von bunten Farben und Gold, deren einzelne Fäden oder Ranken das Auge fast unmöglich verfolgen kann, in den eigensinnigsten Windungen springen sie hierhin und dorthin hinab, verschlingen und durchkreuzen sich, scheinbar im Chaos, das aber in gewissen Gränzen wieder die wunderbarste Symmetrie zeigt. Diese Verzierungen wiederholen sich an allen Wänden, nur über Fenstern und Thüren befinden sich breite Ränder mit andern Mustern, die hier eine Menge von Inschriften enthalten, welche einen Theil der Verzierung ausmachen, indem sie oft durch die Verschlingung der einzelnen Fäden gebildet sind. Der in polygonischen Abschnitten kuppelförmig gewölbte Plafond zeigt Boiserieen von prachtvoller Arbeit, welche Sterne und Achtecke in schönster Symmetrie bilden; wo sich das Gewölbe an die Wände anschließt, bildet es Steinfestons mit herabhängenden Bögchen, Zapfen vorstellend, die aus den Höhlungen herabtropfen und wie Versteinerungen erscheinen. Wunderlieblich ist von der dem Eingang gegenüber liegenden Fensternische die Aussicht auf die Stadt mit ihrer Ebene, auf das Thal des Darro und ins Gebirge hinein, aber nicht minder reizend der Rückblick durch die beiden herrlichen Thüröffnungen hindurch nach dem Saal der Segnung, durch die davor liegende Halle, und über den glänzenden Wasserspiegel des Myrthenhofs hinweg nach dem jenseitigen fernen Bogengang.

Nach längerem Verweilen kehrten wir wieder zu diesem Bogengang zurück, und von dort aus betraten wir das Allerheiligste der Alhambra, den Löwenhof, und waren wir vorher schon erstaunt und überrascht, so blieben wir bei diesem Anblick mit einem Ausrufe der Bewunderung auf der Schwelle stehen. Es gibt nichts Reizenderes und Zierlicheres in der ganzen Welt, als den Patio de lo leones; früher war es ein Garten voll blühender Gebüsche, Rosen, Oleander und Jasmin, jetzt steht er verödet und die Gewächse sind verdorrt; seine Längenaxe bildet einen rechten Winkel mit der des Myrthenhofs, und er umfaßt ein Viereck von hundert Fuß in der Länge und sechsundfünfzig in der Breite; zweiundachtzig schlanke weiße Marmorsäulen

tragen einen bedeckten Bogengang, der rings umher läuft, und sich in der Mitte einer jeden der beiden schmalen Seiten zu einem viereckigen Pavillon erweitert, der in den Hof vorspringt. Wir sind in der Mitte der schmalen Seite eingetreten, rechts und links von uns erstreckt sich die diesseitige Arkadenhalle, in deren Fußboden drei runde Wasserbecken eingelassen sind, und wir überblicken den sonnigen Hof durch den uns zunächst gelegenen Pavillon, den zweiundzwanzig der eben genannten Säulen im Quadrat umgeben, und der wieder ein rundes Wasserbecken im Fußboden umfaßt; gerade aus fällt der Blick auf den in der Mitte stehenden Löwenbrunnen, links überragt die achteckige Kuppel des Schwesternsaals, rechts die Erhöhung vom Saal der Abencerragen, die in zierlicher perspektivischer Flucht sich verlierenden Bogengänge der beiden Langseiten, und gegenüber öffnen sich die Bogen des Gerichtssaals gegen den Hof, der in diesem magischen dunklen Rahmen gefaßt ein in der That einziger Anblick ist. Die Säulen des Hofes sind glatt und stehen alternirend paarweise und einzeln, mit Ausnahme der Ecken, sowohl des Hofes als der Pavillons, wo sich drei oder auch vier gekuppelt befinden. Alle Capitäle derselben sind verschieden, aber eins immer zierlicher als das andere; die einzelnen Bogen sind über den Säulen getrennt durch senkrechte Friese, die, von ungleicher Breite, je nachdem die Säulen darunter einzeln oder paarweise gestellt sind, ziemlich hoch über die Bogenrundung hinauf reichen und einen eckigen Rahmen darum her bilden, der in Verbindung mit einem prachtvoll verzierten Band, das rings um den Hof herumlaufend, oben die aufsteigende Friese unter sich verbindet, das über jedem Bogen verbleibende, aufs Zierlichste durchbrochene Oberfeld nur noch eleganter erscheinen läßt, und durch das kunstvoll geschnitzte Hauptgesimse der ganzen Bogenreihe einen unvergleichlich schönen und edlen Abschluß verleiht. An den beiden Pavillons ist bei Ueberspannung der Säulen weiten die Form des Halbkreisbogens verlassen und stoßen die über den Säulen allmählich sich erbreiternden Massen in zwei gegen einander geneigten Linien zusammen, so daß die Bodenflächen gleichsam

vom Gesimse herabzuhängen und nur leicht auf den Säulen zu ruhen scheinen. Da sie aufs Kunstreichste durchbrochen sind, so daß man überall Tageslicht und Sonne durchflimmern sieht, so kann man sie mit kostbaren Spitzengeweben vergleichen, mit denen Hof und Säulen reich drapirt sind. Betrachtet man den Rand eines solchen Bogens genau, so muß man gestehen, daß man nichts Schöneres sehen kann, und daß es fast unmöglich ist, eine Beschreibung davon zu machen. Man könnte sagen, die unzähligen Höhlungen, mit welchen er durchbrochen ist, erscheinen uns wie die Zellengewebe der Bienen. Obgleich die Vertiefungen, die so gebildet werden, willkürlich durcheinander geworfen zu sein scheinen, so geben sie doch wieder ein festes System, haben dagegen, flüchtig betrachtet, ganz das Ansehen von Stalaktiten in Tropfsteinhöhlen. Die übrigen Bogen bilden nicht die vollständige nach unten einwärts gekrümmte Hufeisenform, sind vielmehr verhältnißmäßig zur Höhe etwas schmal, doch ist das Alles mit einem solchen Verständniß für Eleganz und Zierlichkeit ausgeführt, und paßt so harmonisch zusammen, daß hier auch gar nichts anders gestaltet sein dürfte. Die Decke des Säulengangs besteht aus kostbarer, eingelegter und reichbemalter Holzarbeit, wie die im Saale der Gesandten. Von den ehemaligen bunten und glänzenden Dachfliesen ist nichts mehr vorhanden und die Gebäude sind mit gewöhnlichen Ziegeln bedeckt. Wie muß dieser Anblick gewesen sein in jener Zeit, da die Alhambra noch vollkommen erhalten und bewohnt war, wo der so feenhaft umschlossene Garten selbst in dem höchsten Blumenschmucke prangte! Was wir überhaupt heute noch davon sehen, ist nur der Sommeraufenthalt der maurischen Könige; der Winterpalast befand sich da, wo jetzt das Schloß Karls V. steht.

In der Mitte des Patio de los leones befindet sich auf der Kreuzung der beiden Mittellinien der berühmte Löwenbrunnen; zwei übereinander stehende Marmorschalen, wovon die vieleckige große untere, deren Rand mit Inschriften bedeckt ist, durch zwölf sehr roh gearbeitete Löwen getragen wird, denen man eigentlich nur durch die Mähnen

ansieht, was sie vorstellen sollen. Da die Proportion dieser beiden Schalen und alle übrigen Verhältnisse so schön und richtig abgewogen sind, so ist das Zerrbild der Löwen durch den Mangel an Uebung der Nachbildung lebender Wesen, welche den Orientalen eigentlich verboten war, zu entschuldigen. Jetzt steht dieser Brunnen staubig und trocken, ehemals sandte er einen reichen Wasserstrahl hoch über die Dächer hinaus, so wie dieses auch aus den Rachen der zwölf Thiere hervorsprudelte, und das herabstürzende Wasser lief aus der Marmorschale in Rinnen, die sich heute noch am Fußboden befinden, welche den klaren Quell durch den ganzen Garten und die anstoßenden Gemächer führten, den Pflanzen Nahrung bringend, den Menschen Kühle und Frische.

Da wir vom Myrthenhofe hereingetreten sind, haben wir auf der linken Seite im Patio de los leones den Saal der zwei Schwestern, de las dos hermanas, der seinen Namen hat von zwei gleichen Marmorplatten von ausgezeichneter Größe und Weiße, die in den Fußboden eingelassen sind. Dieser Saal, durch einen schmalen Vorraum etwas abgerückt von der Colonnade des Löwenhofs und um einige Stufen gegen dieselbe erhöht, ist ein Gemach von etwa fünfundzwanzig auf dreißig Fuß mit zwei sich gegen dasselbe in weiten Bogen öffnenden dunkeln Seitenkabineten, an deren schmalen Enden besondere Stücke, unverkennbar für Bettnischen abgeschnitten sind. Rückwärts dem Saaleingang gegenüber öffnet sich ein vierter Bogen als Zutritt zu einem Corridor, der so lang ist als der Saal und die beiden Kabinete zusammen, und über den an seiner langen Außenwand als Schluß dieser, mit dem Myrthenhof parallelen Enfilade ein kleiner Erker, das Kabinet der Infanten genannt, nach außen frei hervorragt.

Die Mitte des Fußbodens zwischen „den beiden Schwestern" nimmt wieder ein rundes Wasserbecken ein, dessen Ueberfluß nach dem Löwenbrunnen abwärts läuft. Die Anlage dieses Appartements, obwohl von außerordentlicher Einfachheit, hat einen unsagbaren Reiz; die drei auf-

einanderfolgenden Räume sind von ausnehmender Schlankheit und einer unbeschreiblichen Eleganz des Details; von unten herauf ist der Saal mit Azulejos getäfelt, die obern neben den vier Bogenthüren übrig bleibenden quadratischen Felder jeder Wand von den originellsten Dessins und äußerst harmonisch gefärbt, höher hinauf übergeht der Raum nach und nach in's Achteck und sind die Ecken durch zierliche an der Wand klebende Marmorsäulchen gefaßt; ein breiter Fries zieht sich rings unter den obern kleineren Fensterchen umher, deren sechszehn wieder durch ganz feine Säulchen getrennt, ein träumerisches Licht in das Innere ergießen, und der aus einer Menge kleiner Kuppelnischen der verschiedensten Gestalt, bestehend in tausend abwechselnden Bienenzellenformen der Spitze zustrebende Deckenwölbung eben so viel Licht zuführen, um den Beschauer einzuladen, diese fabelhaften Durchdringungen der mannigfachen Formen mit dem Auge zu verfolgen und zu enträthseln, um ihn recht die Unmöglichkeit seines Beginnens fühlen zu lassen. In gleicher Zierlichkeit und Feine strahlen die anstoßenden Gemächer, der Corridor und das Kabinet der Infanten sich wechselsweise an Reiz der Erfindung überbietend. Zahlreiche Inschriften bedecken überall die Wände. Fast alle ermahnen zur Anbetung Gottes und zum Lobe des Propheten. Eine größere in Versen preist in der erhabenen und glühenden arabischen Ausdrucksweise die Schönheit des Löwenhofes:

„Ein Garten bin ich der Wonne, zusammengesetzt aus allen Schönheiten. Anmuth und Zierlichkeit sind in mir niedergelegt. Kein Werk mag neben mir bestehen und der Blick sagt dir, wie vielfach meine Schönheiten sind; ein ruhiges Gemüth wird nirgends erquickendere Kühle finden, als bei mir. Ich enthalte ein kostbares Gemach, dessen Anfang und Ende sehr rein ist. Das Zeichen der Zwillinge allein deutet die schöne Verzweigung meiner Zierrathen, welche ihnen ein Scheindasein gibt, sehr ähnlich der Wirklichkeit. Auch der Mond am Himmel muß mir weichen, weßhalb schöne Frauen zu meinem Reiche gehören mögen. Wenn die Sonne in ihrem Laufe ruhete, so wäre es

nicht zu verwundern, denn sie hält sich auf, um meine Klarheit zu sehen; da ich, ein Gemach, den Himmel verdunkle und alles Schöne von mir Dasein erlangen könnte. Und wer mich recht ansieht, der wird mich betrachten mit der Ruhe und Sorgfalt, die ich verdiene. Die Kreise des Himmels scheinen neben mir verdunkelt und mit Wolken bedeckt. Ich entfalte auch weiße Säulen von großem Werthe, ihre Gestalt ist schlank und frei, und der Schatten, den sie geben, ist gleich einem hellen Strahl, und an ihnen sind Perlen ohne Gleichen. Und wer sie errichtet hat, kann sich über alle erheben. Unvergleichlich ist ihre Pracht und ihr Leben, und Niemand vermag ihren Preis zu nennen. Und wenn die untergehende Sonne ihre Strahlen ausbreitet und dieses Gemach trifft, entsteht ein Glanz ohne Gleichen, dem du weder an Form, noch an Farbe etwas vergleichen kannst. Was mir aber meinen größten Werth gibt, ist der Glaube, der in mir sich in seinem vollsten Glanze zeigt und in ihm vereinigen sich alle meine Schönheiten."

Von dem Saal der zwei Schwestern gehen wir durch den Bogengang des Hofes nach dem Hintergrunde desselben in den Saal des Gerichtes. Rechts und links von dem Säulenpavillon, der vor ihm in der Mitte liegt, sowie gegen diesen selbst öffnet sich der Saal mit drei großen Bogenportalen gegen den Löwenhof; jedes derselben ist aber an und für sich durch zwei freistehende Marmorsäulen wieder zu drei kleineren Arkaden abgetheilt, vor deren mittleren jedesmal ein rundes Wasserbecken den Fußboden der Bogenhalle unterbricht. Der Saal ist neunzig Fuß lang und sechszehn breit, also mehr eine Gallerie als ein Saal; den drei Portalen, die ihm allein Licht zuführen, entsprechen jedoch an seiner Rückwand drei große Nischen oder Divans, die ihn auf fünfundzwanzig Fuß erbreitern. Sechs prachtvolle Querbogen sind von der vordern nach der Rückwand gesprengt und über denselben wölben sich drei hohe Kuppeln, wetteifernd an Zierlichkeit mit der des Schwesternsaals. Es ist leicht zu erachten, welchen reichen Anblick sein Inneres durch diese vieltheilige Disposition gewähren und wie poetisch der dämmerige Raum den Bewohner stimmen muß.

In den Divans sind, abweichend von der übrigen Verzierungsweise die Deckengewölbe mit bildlichen Darstellungen auf Goldgrund geschmückt; die an den Enden etwas abgelöste Bildfläche zeigt, daß die Gemälde auf Leder aufgetragen sind und die mittlere Darstellung einer Versammlung von zehn bewaffneten Greisen in zwei sich gegenüber stehenden Gruppen, worin man eine Rathsversammlung erblickte, hat dem Saal den Namen sala del Tribunal verliehen; die Bilder in den beiden anderen Nischengewölben stellen Jagden und Kämpfe dar und trage ich nach der ganzen Behandlungsweise kein Bedenken, die Bilder für ächt arabisch zu halten.

Gegenüber dem Saal der beiden Schwestern befindet sich nun der Saal der Abencerragen, den wir zuletzt betreten. Eine in der schon beschriebenen Form reich geschmückte Bogenthüre führt wie jenseits zuerst in ein sehr schmales Vorzimmer, gegen das der Saal um etwas erhöht ist. Er ist länglicht und sind von demselben zu beiden Seiten durch zwei Bogenwände, die je auf einer freistehenden Marmorsäule ruhen, zwei Alkoven abgeschnitten, so daß der Mittelraum wieder in's Quadrat gerückt wird. Ein breiter reicher Fries lauft an allen Seiten darüber hin und von dort nimmt durch bienenzellenartige Uebergänge höher und höher hinauf der Saal die Grundform eines viereckigen Sternes an, in jeder Seite von einem kleinen, halbrund geschlossenen Luftfenster durchbrochen; die spitzig nach oben darüber zusammenlaufende Decke, den ein- und ausspringenden Winkeln des Sternes folgend, ist eine so staunenswerthe Combination, daß alle Beschreibung unzureichend wird. Durch und durch reizend und aller Schwere beraubt, baut diese luftige Architektur sich bei jedem veränderten Standpunkt kaleidoscopartig zu immer neuen überraschenden Effecten in wirklich den Beschauer verwirrender Weise zusammen.

Hier hat man eine der wunderbaren Wände, nach dem Vorbild einiger noch fast ganz wohlerhaltener Stellen, wiederhergestellt, indem man Farben und Vergoldung auffrischte, und sieht nun deutlicher, wie überaus reizend diese unendlich verschlungenen arabischen Dessins

gewesen sind. Die Herzogin von Montpensier, welche in Sevilla wohnt, gibt jedes Jahr eine bedeutende Summe zur Herstellung der Alhambra, und diese rühmenswerthe Munificenz hat die Behörden von Granada in den Stand gesetzt, Bedeutendes für die Unterhaltung, ja Wiederinstandsetzung der Alhambra zu thun.

Auch an den Gallerieen des Löwenhofs ist man beschäftigt, die Stukkatur-Arbeiten zu erneuern, zu welchem Zwecke man von den alten Verzierungen neue und sehr genaue Formen gemacht hat, in welche die weiche Gypsmasse gegossen wird und so die neuen Arabesken den alten vollkommen ähnlich werden. Um den Löwenhof aber vollständig zu restauriren, brauchte man ziemlich bedeutende Mittel, denn von den Säulen sind manche aus ihrer ehemaligen Lage gewichen und einige der prachtvollen durchbrochenen Bögen mußten durch starke Eisenstangen befestigt und so vor dem Zusammenstürzen bewahrt werden. Da während unseres Besuches auf der Alhambra gerade an den neuen Wandverzierungen gearbeitet wurde, so gelang es uns, freilich zu ziemlich theuren Preisen, von den alten herabgenommenen ein paar Stücke zu erlangen, die wir als kostbare Andenken mit uns nahmen.

Nahezu in der Mitte des Fußbodens des Saales der Abencerragen befindet sich nun die große Marmorschale, welche den blutigen Mittelpunkt jener romantischen Geschichte bildet, die unter den Lorbeergängen der Cypressen auf der Xeneralife entstanden und mit dem früher erwähnten Gotteskampfe auf der Bivarrambla, sowie mit dem Untergange Granadas endigte.

Es waren vier Zegri, welche, um den verhaßten Stamm der Abencerragen zu verderben, sich eines Tages zum Könige Boabdil begaben und ihm zuschworen, daß sie mit eigenen Augen gesehen, wie seine Gemahlin im Garten der Xeneralife mit dem Abencerragenritter Abin-hamad eine Liebesnacht gefeiert. Dieß sei geschehen, gaben die Zegri an, bei einem nächtlichen Fest auf der Xeneralife, die Königin habe ihre Frauen verlassen und sich allein unter das Cypressendunkel

begeben, wohin nun Abin-hamad von einer andern Seite gekommen. Dort vernahmen wir, so reizten sie den schon wüthenden König, innige Seufzer und feurige Küsse, und als der Abencerrage nach einiger Zeit glühend vor Lust und Freude zurückkam, trug er auf seinem Kopf denselben Kranz von rothen Rosen, den die Königin früher in ihrer Hand gehalten. — Daß Boabdil auf diese Anklage sehr blutig und summarisch verfuhr, ist wohl begreiflich. Er entbot dreißig der edelsten Abencerragen-Ritter, worunter Abin-hamad, der sein eigener Schwager war, in die Alhambra, und als sie im Myrthenhof versammelt waren, ließ er den Palast schließen und sie einzeln in den Saal treten, in welchem wir uns gerade befinden und wo am Boden die Marmorschale das Blut der ermordeten Abencerragen aufnahm, die niedergemetzelt wurden, so wie sie einzeln das Gemach betraten. Diesen Dreißig, die sich diensteifrig zuerst einstellten, sollten noch viele Andere folgen; doch: „Gott wollte es nicht," erzählt der arabische Chronikenschreiber, „daß diese Grausamkeit weiter ginge, und es begab sich, daß der junge Edelknabe eines der Ritter, ohne daß es Jemand gewahr wurde, mit seinem Herrn hineinkam, und sah, wie sein Herr und die übrigen Ritter enthauptet wurden. In dem Augenblick, daß die Thür geöffnet ward, um einen andern zu rufen, schlüpfte der Edelknabe hinaus. Voller Angst um seinen Herrn weinend begegnete er bei der Quelle der Alhambra, wo noch jetzt die Pappeln stehen, den Rittern Malike Alabez, Abenamar und Sarrazino, die zur Alhambra hinaufstiegen, um den König zu sprechen; und sagte ihnen weinend und zitternd: „„Ach, ihr Herren Ritter, beim heiligen Allah gehet nicht weiter, wenn ihr nicht bösen Todes sterben wollt!"" So wurde die blutige Justiz des Königs bekannt, und der größte Theil der Abencerragen konnte sich retten.

Daß man heute noch in dem weißen Marmor der Wasserschale am Boden röthliche Flecken und Streifen sieht, kann ich bezeugen, ohne aber behaupten zu können, ob es natürliche Flecken des Steins, oder Blutspuren sind. Unser Führer ben Saken und ebenso manche

Reisende, die den Saal der Abencerragen besucht, sind der letztern Ansicht. Doch ist über diese ganze Sache schon so viel geschrieben und in Romanzen gesungen worden, daß man nicht weiß, wo die Gränze zwischen Wahrheit und Dichtung ist. Wollen doch spätere Bewohner der Alhambra nächtlicher Weile im hellen Mondlicht gespenstige Schatten im Löwenhof bemerkt haben, weiße, flatternde Gewänder, die aus dem Saal der Abencerragen zu fliehen schienen. Erzählte mir doch ein glaubwürdiger Bekannter, er habe längere Zeit auf der Alhambra gewohnt und in stillen Nächten oftmals ein leises Geflüster und seltsame Klagetöne gehört. Doch ist dieß leicht zu erklären; wenn das zierliche Durcheinander der unzähligen Säulen mit ihren schneeweißen Steinbroderien vom bleichen, zitternden Mondlichte beschienen ist, so kann sich eine erhitzte Phantasie bei diesen, im Halbdunkel unbestimmteren und darum noch wunderbareren Formen wohl gespenstige Vorstellungen machen.

Wenn man aber hier in diesem Feenhofe wandelt, so glaubt man unwillkürlich an alle Wunder, an alle diese poetisch schönen Geschichten, welche uns Chronikenschreiber und Romanzen erzählen. Ich habe da eine überaus glückliche Natur und es wird mir zu einem wahren Bedürfnisse, solche merkwürdige Stellen mit Gestalten und Sagen aus ehemaliger Zeit zu bevölkern, deßhalb glaube ich auch an das unverschuldete Unglück der schönen maurischen Königin, an die Rache Boabdils, an die dreißig ermordeten Abencerragen, an die Blutflecken im Marmorbassin, sogar an die nächtlich flüsternden und klagenden Stimmen im Löwenhofe und an die gespenstigen Schatten, welche dem Saal der Abencerragen entflattern. Ja, als wir jetzt wieder zurückkommen in den Saal des Komares, so bin ich fest überzeugt, daß es der Platz dort links am Fenster war, wo man die wunderbare Aussicht auf die Ebene hat, von dem die Romanze singt:

In dem Zimmer von Komares
Einst die schöne Galiane

Mit Geschicklichkeit und Mühe
Stickte einen reichen Aermel,
Für den tapfern Sarrazino,
Welcher treibt für sie das Rohrspiel.
Solchen Werth hat dieser Aermel,
Daß er keine Schätzung findet.

Uebrigens sind wir der schönen Galiane zu Liebe nicht hieher zurückgekehrt, sondern vom Saal der Gesandten führt in der Dicke der Mauer eine Treppe zu einer hoch auf dessen Zinnen liegender, eine prachtvolle Aussicht gewährender Terrasse, eine andere geräumigere Treppe aber zu einer beiderseits freistehenden, von den christlichen Königen auf die Höhe der Festungsmauer angelegten Gallerie, deren Dach von arabischen Marmorsäulen getragen ist. Von hier hinab blicken wir in tiefe düstere Höfe, die sich noch ein Stockwerk unter dem Patio de los leones an der Umfassungsmauer befinden, aber auch in den hübschen Garten der schönen Maurin Lindaraja, der freilich sehr verwildert ist und nichts Gartenähnliches mehr hat. Bemerkenswerth ist hier nur eine geschuppte Brunnenschale von ganz außerordentlich schöner Arbeit. Unangenehm fällt dem Beschauer eine seitwärts liegende Fortsetzung dieser Gallerie auf, die von oben bis unten mit eisernen Stäben vergittert ist und zum Aufenthalt der tollen Johanna gedient haben soll, die hier bis zu ihrem Tode verwahrt wurde. Doch wollen wir alle trüben Gedanken an Wahnsinn und Kerker hinter uns lassen, denn wir haben einen der viereckigen Thürme erreicht, die sich kühn und trotzig aus der Schlucht erheben, in welcher tief unten der Darro braust. Auf diesem Thurme aber befindet sich einer der schönsten und wunderbarsten Punkte der Alhambra, ein kleiner, viereckiger, ganz isolirter Pavillon, auf jeder Wand von drei Oeffnungen durchbrochen mit einem äußeren, ringsumlaufenden Gange, der auf drei Seiten frei, von acht schlanken, weißmarmornen Säulchen getragen wird, welche durch leichte, reich verzierte Bogen

verbunden sind. Es ist dieß das sogenannte Boudoir der Maurenkönigin el tocador de la reyna mora. Wände und Decke sind mit Frescogemälden aus der Zeit Karls V., Arabesken, Landschaften, Blumen und Früchte vorstellend, bedeckt; wenn aber auch diese Wandmalereien noch schöner wären, als sie sind, so ist doch die Aussicht von hier oben so großartig und prächtig, daß wir zum Betrachten der Wände kaum die Zeit finden und uns immer wieder an eins oder das andere der Fenster hingezogen fühlen. Vor uns auf grüner Bergwand lauscht die zierliche Xeneralife zwischen ihren Cypressen hervor, neben welcher die zackigen Felshörner der Sierra Elvira in weiter Ferne heraustreten, auf ziemliche Strecke die fruchtbare Vega umspannend und zu gleicher Zeit Granada, das weit ausgebreitet zu unseren Füßen liegt, stolz und herrisch, grau und ehrwürdig und dabei wieder so jugendfrisch durch den grünen Kranz der Granaten- und Orangenbäume, wie das ewig lebendige, murmelnde Wasser des Darro und Xenil, welches sie umströmt. An einem andern Fenster haben wir die Schneegipfel der Sierra Nevada vor uns und hier ist der Anblick wahrhaft zauberisch. Ist die Aussicht nach der Vega sanft und lieblich, so ist diese hier stolz und majestätisch, denn hoch über den weißen Schneeflächen erheben sich die mit Eis bedeckten Hörner des Mulahacen und Picacho de la Veleta, und da die Luft so unbeschreiblich klar und rein, der Himmel aber tiefblau ist, so treten diese Bergriesen so eigenthümlich nah vor uns hin, daß man glaubt, sie mit einem Steinwurfe erreichen zu können, und den angenehmen kalten Hauch zu fühlen, den der Wind, über sie dahinstreichend, herüber trägt.

Daß unberufene Finger die Wände dieses himmlischen kleinen Ortes mit höchst prosaischen Bemerkungen und Namen bekrizelt, ist recht traurig und that uns um so weher, als auch Mancher sich nicht gescheut hatte, mit seinem eigenen unbedeutenden Namen durch irgend eine Arabeske zu fahren.

Vom Tocador betreten wir eine unregelmäßige Folge von Gemächern aus der Zeit Karls V., welche für ihn und seinen Hof ein-

gerichtet waren. In manchen derselben hat man mit wenig Geschick die maurischen Wandverzierungen aus den andern Theilen der Alhambra nachzuahmen versucht und sieht man auch hier buntfarbige Azulejos, gleichsam eine Uebersetzung derselben in Renaissanceformen, aber gegen jene arabischen von sehr dürftiger Zeichnung und Färbung. Unzählige tragen den Wahlspruch des so rastlos strebenden Kaisers: „Plus oultre!" Schade ist es überhaupt, daß bei den späteren vielen Restaurationen auch der Haupträume der Alhambra die früheren Azulejos nicht nachgeahmt, sondern andere willkürliche Dessins substituirt wurden.

Unter diesen Gemächern liegen die alten maurischen Bäder, zu denen man von einem kleinen Hof über einige abwärts führende Stufen gelangt. Hier finden wir wieder Spuren der Wandverzierung wie sie uns im Saal der Gesandten entzückten. Die Decken der Badekammern sind aus zierlichen Gewölben gebildet mit vielen sternenförmigen Oeffnungen, die wohl mit buntem Glase verschlossen waren und durch welche das hereindringende Licht freundliche, bunte Reflexe auf den weißen Marmor der Fußböden, der Badewannen, der Säulen und Pilaster warf. Sehr schön ist der daran stoßende Ruhesaal, luftig, schlank, rings von Altanen umgeben und mit einer großen Brunnenschale in der Mitte. Bei der sehr bewegten Grundform, der Abwechslung von hohen und niederen Säulen, weiten und engen Bögen, den vielen Vor- und Rücksprüngen der Wände und der eigenthümlichen hoch oben hereingeführten Beleuchtung ist derselbe ein sehr lebendiger, interessanter Raum.

Vom vielen Schauen ermüdet, kamen wir durch verworrene Treppen und Gänge und halbverfallene Gemächer wieder nach dem Löwenhofe, den wir unmöglich schnell wieder verlassen konnten. Ben Saken hatte unterdessen für einige Erfrischungen gesorgt. Der Hüter der Alhambra war so freundlich, uns eine Guitarre zu leihen, und so lagerten wir uns in dem Saal der Schwestern, die Gläser klangen und altspanische Romanzen, von der wunderbaren Pracht der Alhambra er-

zählend, von Liebe, Kampf und Sieg erklangen durch die stillen Räume des Löwenhofes. -- Das war eine unvergeßliche Stunde.

Am andern Morgen in der Frühe waren wir schon wieder auf der Alhambra, schritten mit demselben Staunen, wie gestern, durch den hochgewölbten Bogen unter der gewaltigen Masse des Gerichtsthurmes hindurch und pochten wieder an die bescheidene Pforte, die so viel Kostbares verschließt. Nachdem wir die längs dem Myrthenhofe hin sich erstreckenden sogenannten Zimmer des Archivs sowie den Hof der kleinen Moschee und diese selbst, die durch die Christen zu einer Kapelle umgewandelt wurde, besichtigt und theilweise sehr vernachlässigt und herabgekommen gefunden, auch die in einem der Archivzimmer sehr unsorgfältig aufbewahrte kostbare Porzellan-Vase aufgesucht, kehrten wir wieder um, ließen dießmal den Palast Karls V. links liegen, gingen die breite Straße am Weinthore hinauf, längs den zerstreut liegenden Häusern bei der Pfarrkirche vorbei und kamen endlich auf einen großen wüsten Platz, der aber noch innerhalb der mächtigen Ringmauern liegt. Hier waren zur Maurenzeit ebenfalls Gebäude und Gärten, doch ist jetzt Alles, bis auf die letzte Spur zerstört. Der Boden ist uneben und weit umher mit Mauertrümmern und Schutt bedeckt. Es ist eigenthümlich, daß dieser wüste Platz auf der Alhambra fast der einzige Ort in ganz Spanien ist, den man zur Mitternachtsstunde von übernatürlichen, gespenstischen Wesen bevölkert glaubt, was man bei uns in Deutschland von fast jedem Kreuzwege sagt. Hier, so erzählen sich furchtsame Leute, sieht man Kämpfe zwischen schattenhaften Mauren und Christen, hier über die Fläche jagt zuweilen ein einsamer Reiter, Mann und Roß ohne Kopf, verfolgt von einem feurigen Stiere und was dergleichen Thorheiten mehr sind. Etwas Unheimliches hat dieser Platz allerdings, wenn man so entfernt von jeder menschlichen Wohnung über ihn dahinschreitet; doch würde ich zur Nachtzeit mich weniger nach Gespenstern, als nach Rateros umschauen, denen es schwer wäre, hier zu entgehen, denn man mag flüchten, wohin man will, so stößt man immer wieder auf die gewal-

tigen Ringmauern der Alhambra, die Einem ein gebieterisches Halt! zurufen. Es gehört schon am hellen Tage Kenntniß des Terrains dazu, um von hier aus den Eingang zur Schlucht zu finden, welche den Berg der Xeneralife von dem der Alhambra trennt. Zwischen zwei starken Thürmen befindet sich eine kleine Pforte, welche früher mit einer eisernen Thür verschlossen war, jetzt besteht aber ihr einziger Schutz aus wehenden Schlingpflanzen, die vom Thorbogen herabhängen. Hinter dieser Pforte befinden wir uns außerhalb der Ringmauern der Alhambra, die sich hier in gewaltiger Höhe und von viereckigen Thürmen unterbrochen, dort die Schlucht hinauf und hier abwärts zum Darro hinziehen. Es gibt aber nicht leicht etwas Malerischeres, als hier diese alten Mauern und Thürme; in ihrer röthlichen Färbung mit den schlanken arabischen Zinnen blicken sie so angenehm und überraschend schön zwischen den grünen Bergwänden hervor; jeder Schritt, jede Biegung des Weges zeigt uns ein neues Bild, das der Maler, gerade so wie es da vor ihm steht, auf die Leinwand bringen könnte. Von den Höfen und Gemächern der Alhambra gibt es unbeschreiblich viele Abbildungen und leider so wenige von diesen nächsten reizenden Umgebungen des alten Maurenschlosses. Ein schönes Bild hievon befindet sich in der Gemäldesammlung des Königs von Württemberg, welches ich häufig mit großem Interesse betrachtet. Es stellt ein kleines reizendes Gemach im maurischen Style vor, welches sich im sogenannten Torre de la Cautiva befindet. An der Brüstung des weiten und hohen Bogenfensters lehnt ein wunderliebliches Mädchen, den Kopf auf die Hand gestützt und blickt hinaus; vor dem Fenster aus der Tiefe steigen die hohen Ringmauern der Alhambra empor, hinter ihnen erblickt man die üppig und wild verwachsene Schlucht und weithin am Horizonte ragen die schneebedeckten Häupter der Sierra Nevada.

Da wir uns auf unserer Wanderung gerade am Fuße des Torre de la Cautiva befanden, so machte ich den Vorschlag, in demselben das kleine maurische Gemach aufzusuchen, das gewiß sehenswerth sei. Nach langem Umherklettern überstiegen wir einige zerbrochene Treppen-

stufen, erreichten die Eingangsthüre zum Thurme, die wir aber verschlossen fanden. Nach mehrmaligem Klopfen wurde sie uns von einer alten Frau geöffnet, die uns freundlich eintreten hieß und auf einer schmalen, in den dicken Mauern ausgesparten Treppe wirklich in das kleine reizende Gemach führte. Da die armen Leute, welche es bewohnen, einen kleinen Erwerb daraus machen, es den Fremden zu zeigen, so ist es glücklicherweise, die vom Rauch geschwärzte Farbe abgerechnet, noch recht gut erhalten; von den Azulejos, welche die Lambris bilden und die hier von wunderbar verschlungener Zeichnung waren, fehlten sehr wenige, auch prangten die Wände noch da und dort in ihren alten Farben. Das große, weite Bogenfenster fehlte ebenfalls nicht und um das ganze Bild vollständig zu machen, saß ein junges Mädchen von prächtiger Gestalt und reizendem Kopfe in dem Erker, den die tiefe Mauer hier bildete. Sie gab uns freundlich einen frischen Trunk Wasser und einen großen Strauß herrlich duftender Veilchen, die sie am Fuß der Mauern gepflückt. Wer diesen Thurm mit seinem Gemache und seiner Aussicht zu uns verpflanzen könnte!

Aus der Schlucht am Fuß der Mauern führt ein steiler Pfad zur Xeneralife empor, dessen zierlicher Anblick uns schon gestern den ganzen Tag gereizt, dessen Schönheiten so oft besungen wurden, und über welche jeder Reisende in Entzücken gerathen muß. Die Xeneralife, zunächst der Spitze des Elenaberges gelegen, war ein kleines Sommerschloß der maurischen Könige, ein Zaubersitz, der Alles bot, was die üppigste Phantasie nur verlangen kann. Auf allen Seiten die wunderherrlichste Aussicht, eine üppige Vegetation, getränkt durch eine reiche Quelle des besten eiskalten Wassers, la fuente de las azucenas, die Lilienquelle, welche oberhalb des Gartens der Xeneralife entspringt, und reich fluthend den kleinen Park derselben durchströmt. Der kleine Palast bildet ein längliches Viereck von zwei geräumigen Zimmern an beiden Enden und einem Mittelsalon, vor dem eine Bogenhalle mit Marmorsäulen liegt; er ist zweistockig und zu oberst gekrönt durch ein luftiges Belvedere, das von zierlichen Säulen umgeben zum Genuß der unver-

gleichlichen Aussicht einladet. Ein ähnlicher kleinerer Pavillon liegt dem ebenbeschriebenen auf der Seite des Eingangs gegenüber mit einer fast gleichen Bogenhalle. Zwischen beiden befindet sich langgestreckt der Garten, nahezu wie im Hofe der Alberca. Beide Pavillons sind auf der dem Thal zugekehrten Langseite des Gartens durch eine beiderseits offene Gallerie von Arcaden auf viereckigen Steinpfeilern ruhend und von einer hohen Terrassenmauer getragen, mit einander verbunden und bildet diese Gallerie am Rand des steilen Abhangs gelegen, den entzückendsten Spaziergang, welcher nur denkbar ist. Alles ist hier vollkommen fest und gut erhalten und ausgeführt im reichsten anmuthigsten Styl der maurischen Baukunst, der uns an die Wunder des Löwenhofes erinnert. Die Säulenhallen mit ihren arabischen Bogen, mit ihren Basreliefs und Filigrandessins, sowie die inneren Räume prangen aber leider nicht mehr in ihren glänzenden Farben, sind vielmehr mit einer weißen Tünche bedeckt worden, durch welche man kaum noch die zierlichen Formen der Wandverzierungen erkennt. Umschlossen von den Gallerien und Hallen liegt nun der kleine Garten, der das Poetischste und Schönste ist, was ich in meinem ganzen Leben gesehen. Der Länge nach wird er durchströmt von dem Abfluß der reichen Lilienquelle und obgleich die klare Fluth durch ein Becken von weißem Marmor fließt, so rauscht sie doch dahin wild und üppig wie ein freies Bergwasser ringsumher eine herrliche Kühlung verbreitend. — Und welche üppige Vegetation hat dieser kleine, wunderbare Garten! Hier sind dichte Laubengänge von Orangen und Granaten, an der einen Gallerie erheben sich gewaltige, schwarze Cypressen und über das ganze Wasserbecken wölbt sich eine schattige Lorbeerlaube, untermischt mit Cypressen, die nach der Mitte zusammen geneigt, sich zu spitzigen Bogen vereinigen. Wenn man sich in die offene Halle des Pavillons setzt, und auf das murmelnde Wasser blickt, wie es dahinströmt unter dem grünen Blätterdach, hie und da geküßt von einem kleinen, zitternden Sonnenstrahle, so muß man gestehen, daß es keinen Punkt der Erde gibt, wo man seliger träumend ruhen könnte

in glücklicherer Selbstvergessenheit, als hier im Zauberhof der Xeneralife.

Dabei ist Schloß und Garten zierlich und nicht so ausgedehnt, an den Bergen erhebt sich der Park terrassenförmig, eine phantastische Schöpfung, wie man sie sich wohl träumend in heißen Nächten ausdenkt, wenn durch die offenen Fenster herein ein kühler Luftzug die glühende Wange fächelt. Das Ganze hier ist fast eine einzige, dichte, hochgewölbte Laube von Orangen, Granaten und Lorbeer, durchzogen mit den üppigsten Rosenhecken; dazwischen hie und da eine kleine Allee, gebildet durch majestätische Cypressenwände, unten mit dicht verschlungenen Reben und Epheu, welche so zierlich abstechen von den hellen Stämmen der riesenhaften Bäume, oben aber ihre fast schwarzen Häupter hoch in die Wolken erheben. Unter dieser riesenhaften Parklaube winden sich gut erhaltene Wege von weichem Sande schlangenförmig hin und her, die Terrassen sind durch Treppen, theils von Marmor, theils von kleinen Kieseln verbunden, welche bequem bis auf die Höhe des Berges führen, und von dort herab stürzt das reiche Wasser der Lilienquelle, mit liebender Sehnsucht in das Blätterdickicht hinein, hier wie ein fröhliches Bächlein, dort in wilder jauchzender Lust als Fontaine hoch empor spritzend; und überall hin leitete der arabische Gärtner das Kühlung bringende Wasser, wo wir uns hinwenden, murmelt und rauscht es uns entgegen, ja die Geländer der Marmortreppe haben tiefe Rinnen von grün glasirten Ziegeln, durch welche ein Strahl des erfrischenden Quells hinabrauscht, so geschickt angebracht, um eine heiße Hand zu kühlen oder eine glühende Stirne, und dabei ist das Wasser so eiskalt und frisch, daß man es überall schöpfen und mit Begierde trinken kann.

Unser Führer, ben Saken, der auf das Liebesverhältniß der Sultanin Zaide mit dem Abencerragen Aben Hamad schwur, führte uns unter die viele hundert Jahre alten Cypressen, nach der dichten Lorbeerlaube, wo die schöne Maurin ihre Liebesnacht gefeiert. Unten auf der Bivarrambla und am blutbefleckten Marmorbecken im Saal

der Abencerragen glaubte ich fest an die Tugend der schönen Königin; hier oben aber in der Wunderpracht der Xeneralife, welche die Sinne bestrickt und das Herz erwartungsvoll und ängstlich schlagen läßt, wo die Blüthen so wollüstig duften, wo die Quellen so geschwätzig murmeln und das Plätschern der Springbrunnen alles andere Geräusch verdeckt, und auf diese Art ein glücklich liebendes Paar sicher macht, hier ist mein Glaube wankend geworden und ich denke fast, König Boabdil hatte nicht ganz Unrecht, als er sich so blutig am Stamm der Abencerragen rächte.

Vor nicht zu langen Jahren wurde die Xeneralife mit ihrem herrlichen Garten um einen sehr mäßigen Preis von einer italienischen Familie gekauft. Obgleich es nun lobenswerth ist, daß sie zur Unterhaltung des Ganzen jährlich eine ziemliche Summe anweist, so ist doch noch nie einer der jetzigen Besitzer oben gewesen, was uns der Hüter des kleinen Schlosses bedauernd erzählte. Für Jeden, der diesen lieblichen Sitz gesehen hat, ist das unbegreiflich, aber ich bin überzeugt, daß, wenn der jetzige Eigenthümer einmal da war, er sich für immer hier niederlassen wird. Ich wenigstens möchte da oben unter den dunkeln Cypressen mein Leben beschließen.

Nachdem wir die Xeneralife endlich verlassen, blickten wir noch oft zurück nach dem lieben weißen Schlößchen, das gleich schön und reizend bleibt, ob man es von Weitem sieht oder in der Nähe. Das schönste und bezeichnendste Bild desselben gibt Hailbronner in wenigen Worten, wenn er entzückt ausruft:, „Diese weiße Saracenenpracht in dem grünen Frühlingsschmucke stand vor uns, rührend und einnehmend, wie ein schönes blasses Mädchen, das im seidenen Spitzengewand und Brautschleier, Rosen und Myrthen durch das dichte Haar geschlungen, sittsam und ergeben am Altare den glücklichen Bräutigam erwartet.“

Auf einem anderen bequemeren Fahrwege kehren wir zur Alhambra zurück auf den Platz der Algiven. Schon bei unserem ersten Besuche hier sprach ich von einem Eingang unfern des Weinthors, der

an der torre quebrada vorbei zur alten Festung „Alcazaba“ führt und in deren Mitte der Thurm der Vela auf dem äußersten Vorsprung gegen die Stadt zu liegt.

Die Pforte ist unscheinbar, ihre rohen Holzflügel mit großen Nägeln in der Form von Muscheln aus Bronze beschlagen: hinter dieser Thür aber befindet sich ein Garten, der mit großem Unrecht weniger bekannt ist, als die übrigen Theile des Maurenschlosses. Dieser Garten, parador de la Sultana genannt, ist eigentlich eine langgestreckte Terrasse, deren eine Seite von der im rechten Winkel fortlaufenden Mauer des zerbrochenen Thurmes gebildet wird und die andere von der mit ihr parallelen, aus dem tiefen Thalgrund aufsteigenden Ringmauer der Alhambra. Es ist ein kleiner, einfacher Platz mit Lorbeerlauben, fließendem Wasser, schmalen Blumenbeeten und dazwischen Wege aus farbigen Kieseln bestehend, die mosaikartig zusammengesetzt sind. Die hohe Mauer, welche den Parador von der Alcazaba abschließt, hat bis oben hinauf reiche Citronenspaliere. Die Brüstung auf der Ringmauer am Abhange der Stadt zu ist vielleicht drei Fuß hoch und mit kunstlosen Blumengefässen aus gebrannter Erde besetzt. In der Mitte des Gartens erhebt sich ein einzelner, vielhundertjähriger Weinstock mit über fußdickem Stamme. Schon sein Ansehen gibt der Sage Recht, welche ihn weit in das arabische Zeitalter hinaufreichen läßt. Seine Zweige und Ranken, durch einfache Veranden gestützt, überspannen das ganze Gärtchen, so eine ungeheure Laube bildend.

Was diesen Parador wirklich interessant macht, ist die ursprüngliche Gestalt, in der er seit der Maurenzeit geblieben. Dort auf derselben Steinbank, die wir heute noch sehen, saß die Sultanin, von demselben Weinstock pflückte sie ihre Trauben, und lehnte so wie wir an der Brüstung, dieselbe unermeßliche Aussicht betrachtend. Und welche Aussicht hat man hier auf die Vega, auf Granada, auf die Sierra Nevada bis zu den Gebirgen hin, wo die lachende Ebene be-

ginnt. Im Halbkreise vor uns aufgerollt liegt eine illustrirte Geschichte der letzten Zeiten Granada's. Dort in der Ebene sehen wir Alhama, nach dessen Falle sich die christlichen Heerschaaren in die Vega von Granada wälzten.

Durch die Straßen von Granada
Einst der Mohrenkönig ritte,
Von dem Thore von Elvira
Bis zu dem von Bivarrambla.
Wehe mir! — Alhama! —
Kamen Briefe an den König:
Daß Alhama sei gefallen:
Warf die Briefe in das Feuer,
Und den Boten hieb er nieder.
Wehe mir! — Alhama! —

So heißen die ersten Strophen der bekannten schönen Romanze, die ich hier oben so gerne las. Weiter rechts und näher zur Stadt sehen wir Santa Fe, das ehemalige Lager König Ferdinands, dessen Straßen heute noch gerade so sind, wie damals die Zeltgassen liefen. In einer Nacht, erzählt der arabische Chronikenschreiber, entstand das Lager aus vier Theilen, deren Straßen die Gestalt des Kreuzes bildeten. Ja, als am andern Morgen die Mauren staunend hinüberblickten, sahen sie es mit Zinnen und Thürmen umgeben, die wie aus Quadersteinen erbaut schienen; doch waren dieß nur kunstreich angemalte Holzverschläge.

Rund herum sind viele Zelte,
Seiden und mit Gold gesticket,
Herzoge sind da und Grafen,
Viele Herren großen Standes,
Und Feldherren viele andere,
Ferdinand, der König, führt sie.

Fern am Horizonte bemerken wir einen leichten Gebirgszug, von wo König Johann auf die Stadt niederblickte, wie die Romanze sagt, also zu ihr sprechend:

O Granada, wenn Du wolltest,
Würd' ich mich mit Dir vermählen,
Geben Dir zur Morgengabe
Cordova und ganz Sevilla.

worauf Granada antwortete:

Bin schon, Don Johann, vermählet,
Bin vermählet, keine Wittwe,
Und der Maur, der mich besitzet,
Jener Große sehr mich liebet.

Daß trotz dieser stolzen Entgegnung das schöne Granada doch seinem maurischen Liebhaber die Treue brach und sich von den Christen einnehmen ließ, ist nicht zu läugnen. Blicken wir nach jenem kleinen spitzen Hügel, die letzte Höhe eines Ausläufers der Alpujarras, der sich auf der Bergkette so sichtbar abhebt, so haben wir den Ort vor uns, wo der wegziehende König Boabdil noch einmal rastete, um einen letzten traurigen Blick auf sein verlorenes Paradies zu werfen.

Ach, bei diesem Anblick brachen
Aus des Königs Brust die Seufzer,
Thränen überströmten plötzlich
Wie ein Sturzbach seine Wangen.

Düster von dem hohen Zelter
Schaut herab des Königs Mutter,
Schaut auf ihres Sohnes Jammer,
Und sie schalt ihn stolz und bitter.

„Boabdil el Chico," sprach sie,
„Wie ein Weib beweinst du jetzo
Jene Stadt, die du nicht wußtest
Zu vertheid'gen, wie ein Mann."

Heute noch heißt dieser Berg el sospiro del Moro, der Seufzer des Mohren.

Mir war der Parador de la Sultana ein so lieber Ort, daß ich manche Stunde hier oben zubrachte. Der Gärtner, welcher den kleinen wunderbaren Platz in Ordnung hielt, gab mir mehrere Sämereien, hier gewachsen, die ich später zu Hause pflanzte und die auch recht gut aufgingen. Wenn dieß aber auch nur ganz gewöhnliche Blumen waren, so freut mich doch noch heute ihr Nachwuchs, da der Same auf der göttlichen Alhambra gediehen. Am Tag vor unserer Abreise schwelgte ich noch einige Stunden hier oben im Anblick der herrlichen Stadt und ihrer prachtvollen Umgebungen, von der ein neuerer Dichter so wahr und treffend sagt:

Regocijate tu, Granada bella,
Ciudad hija del sol, huerta florida,
Que entre nieves estériles descuella;
Taza de nardos, de palomas nido,
Diamante pura que su luz destella,
Paraiso entre rocas escondido!

Freue dich, du schönes Granada, Tochter der Sonne, die ein blühender Garten aus einer Schneewüste hervorprangt. Du bist eine Schale voll köstlicher Wohlgerüche, ein Taubennest, ein Diamant, der funkelndes Licht ausströmt, ein Paradies, in Felsgebirgen verstecket!

Leider war die Jahreszeit noch nicht so weit vorgerückt, daß wir hätten das eigenthümliche, so schöne Leben genießen können, das sich hier an warmen Frühlings- und Sommerabenden auf dem Hauptspa-

ziergange von Granada, dem Paseo, entwickelt; aber auch jetzt schon, beim ersten Knospen des Grüns, beim Anblick einzelner Rosen, die sich schüchtern hervorwagen, ist dieser Spaziergang das Reizendste, was man sehen kann. Bei dem Platze del Lobo, wo unser Gasthof lag, in der Verlängerung der Carrera del Darro, beginnt er und führt bis zur Brücke über den Xenil, einem Bauwerke, das über die Römerzeit hinausreicht. Wenn man sich dort aber links wendet, so ist man wirklich überrascht, hier eine noch viel längere Fortsetzung des Paseo zu finden. An der Brücke befindet sich der sogenannte Salon, ein fünfzig Fuß breiter, mit feinem Kies bestreuter Platz; er hat an jeder Seite zwei Reihen Ulmen und Akazien, unter denen sich zierlich eingehegte Gebüsche, Rosen, Oleander und Granaten befinden; überall stehen steinerne Bänke, und von hier aus setzt sich der Paseo über dreihundert Schritte weit am rechten Ufer des Xenils hin fort, beschattet von einer vierfachen Reihe hoher Schwarzpappeln, und begränzt von einem Rosengarten, wo die Rosensträuche auf Mannshöhe zu reichen Bouquets und Pyramiden zusammengebunden sind. Am Ende des Paseo erhebt sich ein hoher marmorner Springbrunnen, der einen dicken Wasserstrahl so hoch emporschleudert, daß die Tropfen rings umher stäuben und die ganze Umgebung in heißen Sommernächten so köstlich erfrischen und abkühlen. Eigenthümlich ist an diesem Brunnen, daß das Wasser, nachdem es der obern gefüllten Schale entquollen, nicht von einem untern Becken aufgefangen wird, sondern auf ein treppenförmiges Piedestal niederstürzt, wo alle Tropfen abprallen und weit hinaus einen feuchten Kreis beschreiben. Hinten an den Spaziergang schließt sich ein dichtes Gehölz, das sich über den Xenil und die schmalen Fußwege wölbt, welche sich an seinem Ufer hinziehen, und der Fluß braust hier, ein wilder Gebirgsstrom über Felsstücke dahin; links von ihm erheben sich terrassenförmig Häuser, Gärten und Weinlauben neben einzelnen schwarzen Cypressen, bis zur Höhe des Berges, auf dem die Alhambra liegt, über welchen hinaus sich dann allmählig wieder die Sierra Nevada erhebt, bis hoch zur

ihren schneebedeckten Gipfeln. In heißen Sommernächten, wo dieser Spaziergang von Tausenden von Männern und schönen Weibern und Mädchen bedeckt ist, die lachend, plaudernd und Fächer wedelnd bis nach Mitternacht hier umherwandeln; wo unter dicht belaubten Bäumen die herrlichste Kühle herrscht, wo Tausende von Rosen duften, wo die Brunnen plätschern, der Xenil schäumend vorbeirauscht, wo das volle Mondenlicht in den glänzenden, melancholisch schwärmenden Augen der Andalusierinnen zittert, muß der Paseo ein wahrhaft himmlischer Aufenthalt sein.

An der alten Brücke, von der ich vorhin sprach, befindet sich eine kleine Kapelle, die dadurch merkwürdig ist, weil hier nach der Uebergabe von Granada König Ferdinand und Isabella den Abzug der Mauren erwarteten. Tausende der christlichen Soldaten und der Einwohner der Stadt blickten erwartend auf den Berg der Alhambra empor, und ein Jubelruf zerriß die Lüfte, als mit Einem Male oben auf der Zinne des Torre de la Vela der Cardinal Don Pedro Gonzales de Mendoza und neben ihm der Graf von Tendilla erschienen und dort die Fahnen mit dem Kreuze, sowie das königliche Banner von Castilien aufpflanzten. Unter dem Schmettern der Trompeten erschallte der Ruf der Herolde: „Granada! Granada! für die ruhmgekrönten Könige von Castilien, Ferdinando und Isabella!“ Das ganze Heer sank auf die Kniee; das königliche Paar aber rief: „Non nobis, domine, sed tibi sit gloria!“ und seit langer, langer Zeit wieder ertönte in der kleinen Kapelle ein feierliches Tedeum.

Auf unsern häufigen Spaziergängen durch die Stadt, bei denen wir theils den Spital San Juan de Dios mit seinem herrlichen Treppenhause und der unnachahmlichen darüber gespannten vergoldeten Holzdecke, theils die arabischen Reste auf dem Albaycin, theils die maurischen Bäder an der Carrera del Darro zum Ziele nahmen, führte uns ben Saken eines Tages zu einem kleinen Hause am Fuße des Berges, im Garten des Dominikanerklosters gelegen, von dem er sehr viel Rühmens machte und daß er Cuarto real oder Casa de

Boabdil nannte. Wir kamen durch ein ärmliches Stadtviertel, dann durch einen öden Weg, der mit großen, halbverfallenen Mauern eingefaßt war und gelangten aufwärtssteigend in einen verwilderten Garten auf der Höhe von einer dieser Mauern gelegen. Es war eigentlich ein Ackerfeld, doch sah man an zertrümmerten steinernen Wegeinfassungen, sowie an Ueberresten eines marmornen Springbrunnens und an andern Schutthaufen, daß es hier einstens wohl anders ausgesehen habe. Jetzt war das Feld mit Maulbeerbäumen bedeckt, von Reben umrankt, die weite Guirlanden durch den ganzen Garten zogen. Nachdem wir dieses Feld durchschritten, erreichten wir eine kleine Thür, die einen andern Garten voll undurchsichtiger Gebüsche verschloß. Eine alte Frau ließ uns ein, und zwischen dichten Laubgängen sahen wir hier schon deutlich Spuren ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Da waren kleine Terrassen mit zerfallenen Treppenstufen und großen Wasserbassins, die aber leer waren und ebenfalls halb zertrümmert. Bei einer Biegung um das Gehölz aber hielten wir mit einem Ausruf der Ueberraschung an, denn vor uns zeigte sich ein breiter Weg, der von einer kolossalen Lorbeerlaube überwölbt war, an beiden Seiten mit fortlaufenden Steinbänken besetzt und gerade auf ein Gebäude führte, das an Zierlichkeit und Reichthum mit dem schönsten auf der Alhambra wetteifern kann. Es war ein maurischer Pavillon mit einer gewölbten Vorhalle, die auf vier schlanken Säulen ruhte und eine Loggia mit Bogen darüber. Hinter der Halle befand sich ein großer Salon mit einem Mittelfenster als ajimez und zwei kleinen zu beiden Seiten von derselben reichen und zierlichen Construktion, wie die im Saale des Komares. Die hufeisenförmige Eingangsthüre war reich mit Inschriften versehen und prachtvolle Azulejos bedeckten den untern Theil der Wände, und die übrigen obern Felder waren wie die schönen Gemächer der Alhambra, mit reichen Basreliefarabesken verziert. Dieß kleine Haus, sowie der wahrhaft poetische Garten, sehr an die Gesammtanlage der Xeneralife erinnernd, wäre mit wenig Kosten zu restauriren und gäbe eine köstliche Wohnung.

Ich habe die Casa de Boabdil nur in Griault de Prangey's Werke erwähnt gefunden; Oberbaurath Leins, der von der Form und Ausführung entzückt war, zeichnete das Ganze und einige Details, wobei ich ihm so gut als möglich half, indem ich Pflanzenpapier auf die Wände heftete und dann mit dem Bleistifte den unbeschreiblich verschlungenen und in unglaublich kleinem Maßstab ausgeführten Zeichnungen der Fayenceplatten folgte. Auch sind das uns heute noch liebe Andenken, man kann aber auch nichts Zierlicheres und dabei in der Form Strengeres sehen.

Wir hatten in Granada nicht das Glück, öffentliche Feste, wie Stiergefechte oder stark besuchte Theatervorstellungen zu sehen, denn zu den ersteren war die Saison noch nicht angebrochen und letztere meistens leer, da die Oper schlecht und das Ballet ziemlich mittelmäßig war. Eine wohlbeleibte Tänzerin, Senora Vargas, arbeitete mit wenig Grazie, aber außerordentlicher Körperkraft. Sie warf die Füße und Arme von sich, als hätte sie sich derselben entledigen wollen, und ließ uns Blicke in ihr spanisches Innere thun, welche alles bisher Gesehene in jeder Hinsicht weit übertrafen. Pepita de Oliva, die hie und da bei uns durch ihren Tanz einigen Anstoß erregte, hätte dagegen für eine wahre Vestalin gegolten. Obgleich Senora Vargas, — dieser Name ist übersetzbar und bedeutet im Spanischen einen Zerschläger, eine Bezeichnung, welche für diese Dame recht passend war — bei den männlichen Zuschauern eine große Partei hatte, welche sie auch mit Kränzen und Blumen bediente, so waren doch die Damen nie stark vertreten, weßhalb wir hier nicht das Glück hatten, einen gewählten Kreis der schönen Andalusierinnen zu sehen. Wir wurden aber dafür bei dem Feste entschädigt, welches zu Ehren der heiligen Cäcilie in einer Wallfahrt nach der Kirche des Sacro Monte bestand, und der wir uns, wie viele Hunderte andere Spaziergänger anschlossen. Der Weg führte uns aufwärts durch die Darroschlucht zum Albaycin, wo sich noch einige sehr schön und vollkommen erhaltene maurische Wohnhäuser mit reizenden Höfen versehen befinden; worunter das

Haus Chapie besondere Erwähnung verdient, im Uebrigen ist diese ehemalige Rittervorstadt, namentlich der Theil, der der Alhambra zugekehrt liegt, ein trauriger Schutthaufen, und nur malerisch und interessant durch die vielen seltsamen Wohnungen der hier hausenden Zigeuner. Die meisten leben in Erd- und Felsenhöhlen am Abhange des Berges, wo sie vor dem Eingang eine kleine Mauer von Steinen aufgeführt haben mit einer Hausthür und einem Vordach aus alten Brettern, Steinen und Rasenstücken bestehend; andere haben sich auf die kunstloseste Art Lehmhütten gebaut, bei denen die Fenster als verschwenderisch vermieden sind und der Rauch zum Dach oder zur Thüre hinaus dringt, die freundliche Vegetation aber, welche ganz Granada schmückt, hat sich auch der Zigeunervorstadt freundlich angenommen und Armuth, Schmutz und Elend mit freundlichem Grün zugedeckt. Lorbeeren und Granaten nicken überall zwischen den Steinen und Erdhütten herab, riesenhafte Aloen mit hohem Blüthenstengel bilden die Verzierungen und mannshohe Cactushecken, mit den hellgrünen stachelichten Blätter gewähren undurchdringliche Mauern.

Der Himmel blickt klar und heiter auf das Fest der Wallfahrt herab. Durch den Albaycin erreichten wir wieder das steile Ufer des Darro, der tief unten in seiner Schlucht dahin brauste, und gegenüber erhob sich der grün bewachsene Bergabhang, auf dem Alhambra und Xeneralife liegen, ein Anblick, wie von überall, so auch von dieser Seite entzückend schön. Die rothen gewaltigen Thürme des Maurenschlosses, sich von der grünen Wand scharf abhebend, zogen sich mit ihrer Verbindungsmauer hier tief hinab und stiegen dort wieder am Abhange hinauf. Von der Höhe glänzten die zierlichen Hallen der Xeneralife blendend weiß. Und wie war die Straße, auf der wir gingen, so mannigfaltig und schön belebt; Wagen, Reiter und Fußgänger folgten einander, umschwärmt von zahllosen Zigeunerkindern, die mit ausdauernder Zudringlichkeit Blumen zum Verkauf anboten oder Purzelbäume schlugen, um eine kleine Gabe zu erlangen; andere dieses industriellen Volkes hatten sich auf den hohen Rändern des

Weges gelagert und machten dort mit Guitarren und Panderos unter dem Schmettern der Castannelos und den brummenden schnarrenden Tönen der Zambomba eine häufig sehr barbarische Musik. Was soll ich aber sagen von den Hunderten in der That überraschend schönen Weibern und Mädchen, die in einem nicht enden wollenden Zuge lachend und plaudernd die Höhen hinanstiegen, auf welchen das Kloster der Heiligen liegt. Dicht vor demselben verengt sich der Weg und windet sich ziemlich steil durch ein dichtes Gebüsch hinauf, und in einer solchen Biegung der Straße ließen wir uns auf einem alten umgestürzten Baumstamme nieder, um da ausruhend die schöne Damenwelt Granada's an uns vorüberziehen zu lassen. So was hatten wir in der That bis jetzt in Spanien noch nicht erlebt. Ein wunderschönes Mädchen folgte dem andern, nicht blos mit schwarzen glänzenden Augen in dem reizenden Gesichte, mit dichtem glänzendem Haar, blühenden Lippen und weißen Zähnen, sondern auch mit der elegantesten und graziösesten Taille und den zierlichsten kleinen Füßen stiegen sie plaudernd und schäckernd leicht und gewandt wie Gemsen den Abhang hinan, um droben zwischen dem Grün zu verschwinden. Und nicht nur war hie und da Eine wirklich schön, nein, Alle, Alle; ja und unter vielleicht tausenden, die hier vorbei kamen, befanden sich nicht ein halbes Dutzend, bei denen man nicht hätte ausrufen mögen: Wie reizend! wie schön! Wir sahen nur staunend einander an und lachten immer herzlicher, so oft eine neue Gruppe sichtbar ward. Unsere Fröhlichkeit und die augenscheinliche Freude, mit der wir die Mädchen anstaunten, schien aber die schönen Spanierinnen nicht im Geringsten zu verletzen. Ebenfalls uns entgegenlachend zeigten sie ihre blendenden Zähne und blitzten uns unter Mantille und Fächer hervor mit ihren gefährlichen Augen an. Schwer ist es dabei zu sagen, worin eigentlich die andalusische Schönheit besteht. Auch an andern Mädchenköpfen findet man dieselben dunkeln Haare, ebenso strahlende Augen, frische Lippen und schöne Zähne, und doch macht das Ensemble nicht die überwältigende Wirkung, wie bei diesen Südspanierinnen. Liegt

dieser unnennbare Reiz in dem zauberhaften Teint, der, obgleich weiß und blendend, doch einen bräunlichen Anflug hat, durch welchen wieder ein wunderbares Roth hervorbricht; liegt er in den schwarzen prächtig gewölbten Brauen und den langen seidenen Wimpern, welche fast schläfrig über die Augen herabhängen? Aber diese Augen! Sie sind es wohl, sie, die wahrhaft sengend hervorblitzen, die so unaussprechlich beredt sind, worin das eigenthümlich Reizende dieser Spanierinnen besteht. Freilich ist auch die andalusische Tracht so schön und kleidsam, als irgend eine in der Welt, die dunkelseidene Basquina, die den Körper umspannt und die vollen, reichen Umrisse desselben, die sie verhüllen soll, erst recht zeigt, und vor Allem die Mantille! Hier durch einen niederen Kamm auf den dichten Flechten des Hinterkopfes gehalten, fällt ihr Spitzenrand leicht auf die Stirn, der längere Theil aber über Nacken und Rücken, sowie an den beiden Seiten des Kopfes herab, wobei es die Andalusierin so meisterhaft versteht, mit dem dünnen Gewebe bald die Gluth des Auges zu verdecken, bald die vollen Strahlen hervorbrechen zu lassen. Zu diesem gefährlichen Spiele kommt noch der stets bewegliche, goldglänzende Fächer, der hier dazu dient, einen allzukühnen Blick abzuwehren, dort ein Zeichen gibt, oder zusammenfallend die ganze Gluth der Augen auf einen geliebten Gegenstand ausströmen läßt. Für die ganz wunderbare Erscheinung einer schönen Andalusierin mit ihrem so unbeschreiblich liebenswürdigen und koketten Wesen, mit der Elasticität und Grazie ihres Körpers, worin eine spanische Maja die eleganteste Pariserin weit übertrifft, gibt es im Spanischen einen unübersetzbaren Ausdruck; sal andaluz, andalusisches Salz. Vor einem reizenden Mädchen ruft der Spanier entzückt aus: tiene mucha sal, sie hat viel Salz oder es muy salada: sie ist sehr gesalzen; das klingt freilich in der Uebersetzung eigenthümlich und läßt sich nur dann verstehen, wenn man es am richtigen Ort angewendet gehört hat. Die zärtlichsten Ausdrücke des Andalusiers für seine Geliebte beziehen sich auf sal und salero. So ruft er ihr leidenschaftlich zu: salero del alma: Salzfaß meiner

Seele! Das scheint für uns übertrieben, hat man aber den Gruß gehört, womit der Majo die Maja anredet, seinen leidenschaftlichen Ausruf: Gott segne die Mutter, die dich geboren hat! Möge die heilige Jungfrau deine schwarzen Augen bewahren, Königin! Ha! Gottes Leben, welch ein Gang! Dann wird man sich nicht wundern, wenn noch eine Steigerung erfolgt, viva la sal andaluz! — Uebrigens ist la gracia andaluz in ganz Spanien sprichwörtlich, und von den Schönheiten anderer Länder sagt der Spanier: son bonitas, pero no tienen gracia, schön sind sie wohl, aber ihnen fehlt die Grazie. Engländerinnen und Französinnen mißfallen im Allgemeinen dem Spanier, erstere sind ihm zu weichlich und prüde, die letzteren haben zu viel von den Schönheiten seines eigenen Landes, ohne diese jedoch erreichen zu können; die deutschen Frauen dagegen denkt sich mancher Spanier als Ideale von Sanftmuth, blonden Haaren, blauen Augen und einem frischen Teint von Rosen und Lilien, und sagt von ihnen: han de ser muy dulces las Alemanas, sie müssen wohl recht sanft sein, die Deutschen.

Nachdem wir lange genug geschaut und der Strom der Spaziergängerinnen immer noch nicht enden wollte, stiegen wir zwischen einer ausgesuchten Gruppe hinauf, nicht ohne uns häufig vergnügt lachend umzusehen; das nahmen aber diese schönen Kinder durchaus nicht übel, ja, wenn irgendwo ein paar zwischen den Bäumen standen und auf den so dicht bevölkerten Zickzackweg hinabschauten und Einer von uns vielleicht in die Worte ausbrach: Welche Schönheit, welche Augen! so war das für die schöne Andalusierin kein Grund, um wegzuschauen, wie es die Tochter einer andern Nation augenblicklich gethan hätte, sondern diese hier blickte uns mit gesenktem Fächer fest in's Gesicht, als wenn sie sagen wollte: Schön bin ich, das weiß ich; betrachtet mich nur nach Herzenslust, das wird mir und euch keinen Schaden bringen.

Dabei erwiederten Weiber und Mädchen augenblicklich unsere Grüße auf's Freundlichste und grüßen mußte man nach allen Seiten,

denn das Gedränge war oft so dicht, daß man sich häufig im wahren Sinne des Wortes zwischen den reizenden Andalusierinnen durchdrängen mußte. Ich weiß nicht, wie ich darauf verfiel, als wir bei einer Familie vorbeikamen, bestehend aus einem ernsten Herrn, einer etwas finster blickenden Mutter und zwei wunderschönen Mädchen von fünfzehn und sechzehn Jahren, daß ich mir beifallen ließ, in einem wahrscheinlich sehr schauderhaften Spanisch die prachtvollen Veilchenbouquets zu loben, welche Mutter und Töchter in den Händen trugen. Hatte ich nun einen falschen Ausdruck gebraucht oder klang die Sprache gar zu hart und komisch, genug, der alte Herr grinste freundlich, die Mutter lächelte, beide Töchter aber lachten fröhlich hinaus und Eine bot mir ihren Strauß mit den Worten: „Nehmen Sie, wenn es Ihnen Vergnügen macht. Es sind Veilchen von Granada, die schönsten der Welt.“ Wer aber nach solchen Zügen, die nur Herzensgüte und Freundlichkeit athmen und nur Beweise sind einer übersprudelnden geistigen Kraft und eines warmen innigen Gefühls, sich einbilden wollte, er habe den Anfang zu einer intimen Bekanntschaft gefunden, und dürfe es nächstens schon wagen, sich einige Freiheiten herauszunehmen, der würde sich gewaltig wundern. Freilich gibt es Reisende, die eitel genug sind, vielleicht an ihre Unwiderstehlichkeit glaubend, in Erzählungen durchblicken zu lassen, wie wenig Mühe es ihnen gekostet, mit den anständigsten spanischen Damen ein Verhältniß anzuknüpfen. Was aber von dergleichen Geschichten zu glauben ist, weiß jeder Unbefangene, namentlich hier in Spanien, wo in dieser Richtung der Schein so gewaltig trügt. Man findet ein paar spanische Damen auf dem Paseo oder im Theater, man redet sie freundlich und ehrerbietig an und sie werden liebenswürdig und herzlich antworten. Sie werden sich nach beendigtem Gespräche mit Blicken entfernen, worin eine ganze Welt liegt. Ja, sie werden am folgenden Tage den Bekannten von gestern vielleicht zuerst und auf's Freundlichste grüßen und das wochenlang so fortsetzen. Hiemit ist aber auch die Gränze aller Annäherung erreicht, es sei denn, daß eine Spanierin selbst ein Verhältniß anknüpfen

will; dann freilich folgt sie ihrem festen Willen, aber auch dann läßt sie sich nicht lieben, sondern sie liebt.

Auf dem Platze vor dem Kloster war nun ein buntes und bewegliches Leben; es war hier zu gleicher Zeit ein kleiner Jahrmarkt und zu Ehren der Heiligen wurde gegessen, getrunken, gesungen und getanzt. Weit auf der ganzen Anhöhe herum sah man zahlreiche Gruppen zerstreut, meistens lagerten befreundete Familien auf den Abhängen des Darroufers, der hier ein paar hundert Fuß tief unter uns floß. Auch wir legten uns in das frische Gras im warmen entzückenden Sonnenschein, über uns der tiefblaue andalusische Himmel, rings um uns her Geplauder, Gelächter, der Klang der Guitarren und das Klappern der Castagnetten. Und welch herrliche Aussicht hatten wir hier oben, abgesehen von den schönen Andalusierinnen, die in allen Lagen und den vielgestaltigsten Gruppen überall den grünen Rasen einnahmen und deren Augen und Fächer um die Wette glänzten und blitzten; vor uns tief im Thale sahen wir über Granada weit in die Vega hinein bis zu den grauen Gebirgen der Sierra Elvira, neben uns auf hoher Bergwand die Alhambra und Xeneralife, welche beide auf so verschiedene und eigenthümliche Art den letzten Kuß der Sonne empfingen. Während die gewaltigen Thürme der ersteren rothglühend majestätisch und trotzig aus dem Grün hervorragten, sah der weiße luftige Bau der Xeneralife aus wie mit Silber übergossen und erschien in seinem Walde von Cypressen und Lorbeeren wie ein Bouquet weißer, duftiger Maiblumen zwischen ihren grünen glänzenden Blättern.

O, wie wahr ist das spanische Sprüchwort:

„El que no ha visto Granada,
no ha visto nada.“

Wer Granada nicht sah, hat nichts gesehn. Ja, hier möchte ich mein Zelt aufschlagen und mein Leben beschließen!

Neunzehntes Kapitel.

Nach Cordova.

Abschied von Granada. Der Hombre vallente. Räuber und Räuberleben. Die Sierra Elvira. Alcala la Real. Der Lieblingsplatz des Räubers Jose Maria. Baena. Castro del rio. Anblick von Cordova. Wanderung durch die Straßen. Phantasieen. Die große Moschee. Der Alcazar. Eine Tertulla in Cordova.

Die letzte Nacht, die ich und wohl für immer in Granada zubringen sollte, ließ mich vielleicht gerade deßhalb zu keinem Ruhen und erquicklichen Schlummer kommen. Häufig zündete ich Licht an, um zu sehen, wie weit die Zeit vorgerückt sei, und als die Zeiger meiner Uhr endlich auf vier wiesen, stand ich auf und kleidete mich an; Horschelt folgte meinem Beispiele und bald war auch unser Oberbaurath munter. Um fünf Uhr sollten die Pferde kommen, und es war besser, daß wir auf sie warteten, als sie auf uns. Ich trat auf den Balkon vor dem Fenster, ganz Granada schien noch zu schlafen, in den benachbarten Straßen, sowie auf der Carrera herrschte tiefe Stille, die nur gleichförmig unterbrochen wurde durch das Plätschern der Springbrunnen und den Ruf eines Sereno, Nachtwächters, der schlaftrunken an einem Baume lehnte und die Witterung verkündigte. Glücklicherweise für uns konnte der Wächter sein Sereno, schönes Wetter, wovon er auch seinen Beinamen hat, mit vollem Recht erschallen lassen, denn der Himmel war klar und sternhell und versprach einen prächtigen Morgen. Von der Sierra Nevada her, deren schneebedeckte Spitzen blendend zu uns herüber blickten, vielleicht schon vom Lichte der für uns noch unsichtbaren Sonne beglänzt, wehte ein kalter Morgenwind; da wir aber im Februar waren, so konnten wir eine warme duftige Nacht nicht verlangen; doch war die Temperatur so angenehm, daß wir bei den offenen Balkonthüren unsern Anzug beendigen konnten, und wir blieben gerne so lange wie thunlich an

dem Fenster, um auf die schöne Stadt bis zum Augenblick der Abreise hinabzublicken. Ja Granada ist herrlich, das Paradies der Erde, und man gewinnt es lieb, wenn man, wie wir, auch nur ein paar Wochen und noch dazu in der ungünstigsten Jahreszeit hier verweilt. Auf dem Berge vor unsern Augen, der die Alhambra trägt, wird es heller und immer heller, so daß wir die Bergformen, die Bäume und endlich die stolzen rothen Thürme erkennen, und die alten prächtigen Mauern, zwischen denen wir so gerne umhergewandelt und wo wir manche kostbare Stunde verbrachten.

Lebe wohl, Granada!

Unten auf der Straße klirrten jetzt Pferdehufe auf dem Pflaster und gleich darauf öffnete unser getreuer ben Sacken die Thüre, um von uns Abschied zu nehmen. Er brachte Jedem noch eine Portion Papiercigarren, die wir zu seinem Andenken rauchen sollten. Dann übergaben wir ihm die zurückbleibenden Koffer, die er pünktlich zu besorgen versprach, und traten vor das Haus, um nach unsern Thieren zu sehen. Alles schien hier in Ordnung zu sein bis auf den Schimmel, den ich mir ausgesucht, und statt dessen man mir einen Falben gebracht, von dem der Pferdevermiether und unser Begleiter, der uns in der Dunkelheit vorgestellt wurde, versicherte, es sei das erste Pferd der Christenheit, und gegen den Schimmel ausgetauscht worden, weil dieser heute Morgen etwas gelahmt. Am Ende war das auch gleichgültig und der Falbe sah ganz respektabel aus, doch hatte man ihm noch einen andern Sattel aufgelegt, als den ich mir gestern ausgesucht, ein kleines Ding, ungefähr die Mitte haltend zwischen einem türkischen Sattel und einem ungarischen Bocke und dabei so enge, daß ich mich auch mit dem besten Willen nicht hineinzwängen konnte. Glücklicher Weise lag der Stall des Vermiethers auf unserem Wege, weßhalb wir ohne Zeitverlust einen Umtausch bewerkstelligen konnten. Ben Sacken gab uns bis hieher das Geleit und schaute noch einmal nach, ob unsere Provision, bestehend in hartgesottenen Eiern, Schinkenschnitten, Würsten, Brod und einem Kruge Wein, auch gehörig auf unseren Packthieren

befestigt sei; dann reichte er uns schweigend die Hand und wir werden ihn wohl nie wieder sehen.

Es ist auf den Landreisen in Spanien äußerst nothwendig, sich mit einigem Proviant zu versehen, wenn man nicht von Morgens früh bis Abends spät, d. h. von einem Nachtquartier zum andern fasten will. Auf unserem Ritte durch die Mancha hatten wir schon die über alle Beschreibung ärmlichen Venta's kennen gelernt, und da wir hier ebenso große Tagereisen hatten, so sahen wir uns vor.

So ritten wir durch die noch immer stillen Straßen Granada's, nur hier und da bemerkten wir einen der Bewohner in Mantel und Hut an der Hausthüre stehend und aufmerksam den Himmel betrachtend. Nur wenige kleine Laden, Kaffeeschenken oder Barbierstuben waren geöffnet, und man sah durch die offenstehende Thüre das Herdfeuer brennen oder die Leute ihr Tagewerk beginnen. Von einer Mantille oder von blitzenden Augen u. dergl. war noch keine Spur zu entdecken und so war es uns unmöglich, eine der schönen Andalusierinnen mit einem Gruß an das ganze reizende Geschlecht zu beauftragen.

Durch die uralte maurische Puerta Elvira zogen wir ins Freie; durch dasselbe Thor, zu welchem auch meistens die Mauren hinauszogen, um entweder im Zweikampfe oder in größern Gefechten den christlichen Rittern zu begegnen. Durch dieses Thor zog auch zuletzt der König von Granada, der schwache unglückliche Muley Boabdil, als das Volk bei seiner Unthätigkeit sich fast empörte und ihn so zwang, den Versuch zu machen, um Lucena wieder zu erobern, welches die Christen den Mauren abgenommen. Ja er zog hinaus, aber nicht um zu siegen, wurde vielmehr geschlagen, von Alonzo de Aguilar gefangen und vor den König Ferdinand gebracht, der ihn wohl wieder frei nach Granada entließ, aber unter Bedingungen, die später den Untergang des Königreichs herbeiführten.

Damals zogen die tapferen glänzenden Mauren durch dieselbe

Puerta Elvira, unter der auch wir in diesem Augenblick ritten. Ich konnte mich nicht enthalten, aufwärts an das Gewölbe zu schauen, wo sich ein hervorragender Stein befand, gegen den die Lanze des Königs so heftig anstieß, daß sie abbrach, — eine schlimme Vorbedeutung, die sich auch durch den unglücklichen Ausgang des Kampfes erfüllte.

Das war vor so viel hundert Jahren, und jetzt klirrten die Hufeisen unserer Pferde auf demselben Pflaster und es hallte der Thorbogen, wie er damals gethan. So gibt jeder Schritt in Granada, jede Straße, fast jedes Haus der Phantasie den reichsten Stoff, um sich lebendig in die alte gewaltige Zeit zurück zu versetzen.

Als wir in die Ebene hinaus kamen, die sich auf dieser Seite Granada's vielleicht eine Stunde weit erstreckt, war es bereits Tag geworden, und wir konnten nun unsere Cavalcade bei Tageslicht betrachten, vor Allem unseren Begleiter, mit dem wir die dreitäge Reise nach Cordova machen sollten. Es war das ein junger hübscher Bursche, fein und schlank gebaut, wie fast alle Andalusier, auch trug er die malerische Majotracht, gestickte Ledergamaschen, verschnürte Jacke und auf dem Kopf den andalusischen Hut mit der breiten aufrecht stehenden Krempe. Alles das war freilich durch den Gebrauch ein bischen unscheinbar geworden, sah aber nichtsdestoweniger malerisch aus. Unser Begleiter hieß Alonzo und hatte die vortreffliche Eigenschaft, daß er den ganzen Tag lustig und guter Dinge war. Meistens saß er nach der Quere auf seinem Maulthier, rauchte den ganzen Tag Papiercigarren und hielt auf die komischste Art an alle Leute, die uns begegneten, namentlich an die Weiber und Mädchen manchmal sehr eindringliche Reden, von denen wir aber leider nicht viel verstanden; dabei nahm er meistens seinen Hut in die Hand und machte mit demselben die lächerlichsten Pantomimen. Zur Abwechslung schien er sich dann wieder zu erinnern, daß er sich wohl vor uns eines gesetzteren Betragens befleißigen müsse, und dann nahm er die Zügel in die Hand, setzte sich ernsthaft auf seinem Maulthier zurecht und versicherte uns, wenn

schon jeder Andalusier natürlicher Weise ein ganz famoser Kerl sei, so wäre er selbst der Inbegriff aller menschlichen Tugenden, stolz, galant und tapfer wie ein Spanier, lebhaft wie ein Maure, kurz ein Hombre valiente, ein Hombre de Corazon, ja, wenn man ihn reize, ein Hombre tigre, d. h. ein Kerl wie ein Tiger. So sah er nun gerade nicht aus, und was den Muth anbelangte, so zeigte es sich später, daß er von dieser Tugend seiner Vorfahren gerade nicht zu viel geerbt.

Der Weg, auf dem wir ritten, war, um ihn mit einem Worte zu bezeichnen — spanisch — was könnte dieses herrliche Land bei guten Straßen sein. Die Vega von Granada ist eine der fruchtbarsten Ebenen, die es gibt, sie hat einen dankbaren Boden, auf dem die Vegetation in selten gesehener Ueppigkeit gedeiht, was hauptsächlich dem Ueberfluß an vortrefflichem Wasser zuzuschreiben ist, mit dem die schneebedeckte Sierra Nevada das Land aufs Freigebigste tränkt. Die nächste Umgebung der Stadt bilden herrliche Gärten, fast wie die aus der Huerta von Valencia, nur daß die wasserreichen Flüsse Darro und Xenil hier das künstliche Wässerungssystem unnöthig machen. Von Baum zu Baum ziehen sich die kräftigen Ranken von Reben und Melonen und die ersten in einer solchen Ueppigkeit, daß es Stellen gibt, wo sie einen Seitenarm des Xenil förmlich mit ihren Gewinden und Schößlingen überwölbt haben, so daß das klare Wasser unter einem natürlichen Laubdache dahinfließt.

Nachdem wir eine kleine Stunde in der Ebene fortgeritten waren, sahen wir links die Wiesen und Wälder des Soto de Roma, jenes unermeßlichen Landgutes, das Spanien als Nationalbelohnung dem Herzoge von Wellington gegeben. In der That, es sind wirkliche Wälder, die wir dort weit ausgestreckt liegen sehen, während wir langsam an den Abhängen der grauen Felsgebirge hinaufreiten, die Granada in einem weiten Halbkreise umgeben. Die ersten Wälder, die wir seit unserem Eintritt in Spanien gesehen, nicht lichte Anpflanzungen von Oliven, vielleicht mit Platanen und Johannisbrodbäumen vermischt, nein, Wälder nach unsern Begriffen mit gewaltigen Eichen,

mit Ulmen, Kastanien und einzelnen Gruppen von Alparobenbäumen mit ihren dunkeln, lederartigen Blättern. Ja, Granada hat Alles, was ein Menschenherz nur erfreuen kann, im Sommer Wärme genug, um Orangen und Limonen hervorzubringen, sogar einzelne Palmen, um namentlich in den engen Seitenthälern Granatbäume wachsen zu lassen mit dem saftigen Laube und der glühend rothen Blüthe, die sich so schön am Baume ausnimmt, aber auch nicht minder reizend im dichten schwarzen Haare der schönen Andalusierin, und dazu hat Granada wieder ein gemäßigtes Klima. Die sonst alles versengende Hitze wird abgekühlt durch die frischen Lüfte, welche von der Sierra Nevada herabwehen. Der durstige Boden wird angenehm getränkt durch die klaren Bergwasser, und läßt so neben Orangen und Palmen auch die königliche Eiche gedeihen — ja, Granada, du bist glücklich, und glücklich ist, wer in deinem Schoße verweilen darf.

Wir haben die ersten Anhöhen erstiegen, halten an und senden die fast traurigen Blicke noch einmal zurück über die Vega hin, nach der herrlichen Stadt, die mit ihren Thürmen und stolzen Schlössern sanft ruhend am Fuße des erhabenen zackigen Schneegebirges im rosigen Morgenlichte langsam aufzublühen scheint. Dort liegt die Alhambra, ihre trotzigen Thürme heben sich ab von der dahinter liegenden Wand des Gebirges, doch nicht so klar und deutlich, als die kleine reizende Xeneralife mit ihren weißen Säulen und Bogengängen auf dem fast schwarzen Hintergrunde der Cypressen. — Das ist ein verkörperter Traum, eine verwirklichte Phantasie. — Waren wir wirklich dort, haben wir wirklich gesehen den Löwenhof und den lieben Garten der Sultanin, haben wir wirklich gewandelt unter den Säulenhallen der Xeneralife und dort sinnend hinabgestaunt, auf das prachtvolle Granada zu unsern Füßen, haben wir wirklich die Hand gelegt an den Stamm der uralten Ceder, unter welcher die schöne Königin ihre Liebesnacht gefeiert in den Armen des kühnen Abencerragen, haben wir wirklich von dem klaren Quell getrunken, der, ein toller Felsbach, durch die Gärten und den Hof der Xeneralife dahinschießt, über Trep-

pen herab und unter dichten Lorbeerlauben hinweg, jetzt als ächter Sohn des Gebirges, jetzt eingeengt in grünen glänzenden Rinnen oder in einer Wasserleitung von weißem Marmor, was er sich aber gerne gefallen ließ, denn in ihm spiegelten sich zwischen blühenden Rosen schwarze, unaussprechlich sehnsuchtsvolle maurische Augen. —

Ja wir waren dort, wir haben all das Schöne gesehen und genossen und müssen nun diesem Paradiese den Rücken kehren und gewiß auf Nimmerwiedersehen; aber etwas Köstliches nehmen wir mit uns, die Erinnerung, sie soll uns nicht verlassen, vielmehr erfrischend in unsern Herzen walten, wenn der Frost des gewöhnlichen Lebens dasselbe kältend zu überziehen droht.

Alonzo drängt zum Fortreiten, aber wir können uns noch nicht trennen von diesem zauberischen Platze. Von Granada klingen die Glocken zu uns herüber; rechts zu unsern Füßen liegt Soto de Roma, dessen Wälder damals schon waren, als noch maurische Fahnen von den Zinnen der Alhambra wehten, und welch wichtige Rolle spielten jene Wälder in jener Zeit, wo sie den Christen zum Versteck und Sammelplatz dienten, ehe sie zum Kampf in die Ebene zogen. Vielleicht ist noch eine uralte Eiche vorhanden, die uns erzählen könnte von Ponce de Leon und andern christlichen Rittern, die sich unter ihren Zweigen gewaffnet, nachdem sie Botschaft gesandt an den König von Granada, er möge heraussenden seine Tapfersten zum Zweikampf.

Und dort weiter in der Ebene bei jenem verfallenen Thurm, wo jetzt der Staub aufwirbelt, da auf jener Stelle vielleicht krachten die Lanzen und blitzten die Klingen, während von den Zinnen der Alhambra der König und sein Gefolge niedersah und während sich ein paar schwarze Augen ohnmächtig schloßen, wenn der Maure dem Christen unterlag, nachdem der Schild zersplittert, der Schild mit Halbmond und Devise.

Sie sind vorüber, jene Zeiten, wie auch die Tage, die wir in den prachtvollen Ueberbleibseln jener alten gewaltigen Zeit zubringen durften. Unser Führer mahnt zum Fortreiten, und wenn wir auch

den widerstrebenden Pferden den Zügel lassen, so blicken wir doch im Sattel gewendet noch immer rückwärts auf die Ebene und die mit leichtem Morgennebel umkränzte Stadt. Dort, weit hinter derselben, auf dem letzten Ausläufer des Alpujarras, blickt wieder jener eigenthümlich geformte Hügel hervor, den wir schon von der Alhambra sahen, el sospiro del Moro, und hatten wir nicht fast das gleiche Schicksal wie der unglückliche König Boabdil? auch wir sehen ja diese göttlichen Gefilde zum letztenmal.

Ja, zum letztenmal. Sanft klingen die Glocken von Granada herüber und der leise Wind trägt den Schall an unser Ohr. Dieselben Klänge, welche der Pilger, der hier oben überrascht von der herrlichen Ebene betrachtend stehen blieb, schon vor so viel hundert Jahren hörte. Drunten liegen die Wälder der Soto de Roma, grade wie ehedem, und der Xenil rauscht durch die Ebene mit demselben Flüstern, mit dem er manchen verwundeten Mauren und Christen einschläferte; und über alles das hinaus blicken die leuchtenden, schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada und stehen da in alter Pracht und Herrlichkeit, während die Geschlechter zu ihren Füßen beständig wechseln. Ja, die ernsten Berge sahen Römer, Gothen, Mauren und Christen durch diese Ebenen ziehen und werden noch manchen Wanderer erblicken, der, wie wir, hier oben stehend einen letzten traurigen Blick auf die liebe Stadt wirft — Lebewohl, Granada!

Alonzo hatte uns im Stiche gelassen und war auf seinem starken Maulthiere weiter geritten. Wir folgten ihm in scharfem Trabe und holten ihn erst in einer starken halben Stunde wieder ein. Die Aussicht auf die Vega von Granada hatten wir gleich hinter der Berghöhe verloren und um den Contrast recht fühlbar zu machen, umgab uns jetzt eine wilde Felsgegend mit der dürftigsten Vegetation. Einige magere Buxbaumsträuche standen hie und da und wir ritten abwechselnd auf Sand und rauhem Gestein. Zuweilen sahen wir etwas wie eine Straße, auch Fahrgeleise in derselben, doch lief sie meistens so steil auf und ab und war so holperig, daß man nicht begreifen konnte,

wie sich ein Fuhrwerk hieher verirren möge. Unbegreiflich bleibt es freilich, daß von irgend einer Wagenverbindung zwischen Granada und Cordova, zwei Städten, die zusammen mindestens 100,000 Einwohner haben, nicht die Rede ist. Natürlich müßte, um eine Diligence befördern zu können, erst eine Straße gebaut werden, und davon ist, wie schon bemerkt, keine Rede. Geleise, die wir zuweilen im Sand eingeschnitten sahen, führten vielleicht von irgend einem alleinstehenden Hause nach urbar gemachten Feldern oder nach dürrem Strauchwerk, hier Wald genannt, um das Holz zu holen.

Die Wagenverbindung zwischen Granada, Cordova, Sevilla u. s. w. geht über Jaen und erreicht bei Baylen die große Straße von Madrid nach Sevilla. Auf dem direkten Weg zwischen Granada und Cordova, den wir jetzt zogen, gibt es nicht einmal einen ordentlichen Pfad für die Reitthiere und Jeder sucht sich den besten Weg nach seinem Belieben aus; der Begegnenden sind auch hier sehr wenige, vielleicht ein Mann zu Esel, der in der Nachbarschaft ein Geschäft hat, oder ein paar Leute, die mit Hacke und Axt aufs Feld und in den Wald ziehen, höchst selten irgend ein Corsar aus Cordova, der mit seinen Maulthieren eine Ladung Waaren nach Granada gebracht oder von dort geholt. Ein Grund mit für die Einsamkeit dieses Weges mag wohl darin liegen, daß die Gebirge zwischen Granada und Cordova von jeher zu den verrufensten von ganz Spanien gehörten. Hier trieb der bekannte und berüchtigte Jose Maria, einer der renommirtesten Räuber sein Wesen; wenigstens hatte er in diesen unwegsamen Einöden sein Hauptquartier, von wo er die große Straße nach Andalusien und die Ebene von Granada unsicher machte und wohin er sich zurückzog, wenn er von den Truppen Ferdinands VII. angegriffen wurde. Auch behauptete er sich Jahrelang gegen dieselben, wurde auch niemals bezwungen, sondern machte später seine förmliche Capitulation mit der Regierung, die ihm nicht nur völlige Straflosigkeit zusicherte, sondern sogar eine einträgliche Anstellung gab. Seine Gesellen wurden ebenfalls amnestirt und zu ehrbaren Salinenwächtern, Förstern

ungeheurer Kraft und trieb das Räuberhandwerk auf eine sehr noble und anständige Art. Er legte den Kaufleuten, die ihre Waaren mittelst Galeeren und Corsaren über Land schafften, einen gewissen Zoll auf, und wenn sie den bezahlt hatten, erhielten sie von dem Barbudo ein Stück Papier, worauf mit Dinte ein einfaches Kreuz verzeichnet war, und wehe dem Mann der eigenen Bande oder einem Ratero, der solches nicht respektirte. Namentlich auf die Buschklepper, die das Geschäft auf eigene Faust trieben, die Räuber-Dilettanten, Rateros genannt, hatte Jayme Alfonso ein wachsames Auge. Wirklich lebendig und schön erzählte unser Führer, wie der Barbudo eines Tags drei dieser Rateros gefangen, die auf seinen Namen gesündigt und wie er ihnen, da sie flehentlich um ihr Leben baten, großmüthigerweise einen Kampf vorschlug, den er allein mit allen Dreien zu gleicher Zeit eingehen wolle. Dabei zog unser Hombre tigre die eigene Navaja hervor und während er wie toll auf dem Sattel seines Maulthiers herumfuhr, zeigte er, wie der Barbudo mit den Dreien gefochten und Einen nach dem Andern niedergestreckt. Don Jayme ist übrigens eine geschichtliche Person. In den Befreiungskriegen gegen die Franzosen nahm er seine Bande zusammen und überfiel von seinen Bergen aus die durchziehenden Feinde, denen er große Verluste beifügte. Dafür wurde er später amnestirt, erhielt eine Pension, und lebte im Dorfe Sax. Doch war das Ende seiner Tage des berühmten Räuberchefs würdig. Er hatte einen Bruder, der in Valencia studirte, der wegen eines Vergehens ins Gefängniß geworfen wurde und den er gewaltsam befreite. Später commandirte dieser Bruder unter ihm unter dem Beinamen Estudiantillo, das Studentlein. Dieser setzte das Räuberhandwerk fort und bereitete dem Barbudo manche Verlegenheiten. Er sollte behülflich sein, den Bruder den Gerichten zu überliefern, konnte und llte es aber nicht, und als eines Tages ein Escribano, den er lange t und der ihm viel Uebles zugefügt, sich mit Schmähworten s Studentlein vergaß, überkam den Bärtigen der Zorn: er Schreiber und warf ihn so nachdrücklich die Treppe hin-

unter, daß er das Aufstehen für immer vergaß. Dafür wurde der Barbudo ins Gefängniß geworfen und nun beginnt wieder eine recht romantische Geschichte, als der Estudiantillo viele vergebliche Versuche gemacht, seinen Bruder zu befreien und als dieses nicht gelang, den Sohn des Gerichtspräsidenten entführte, der sich in einem Landhause bei Orihuela befand. Schon war Jayme Alfonso zum Tode verurtheilt, da drohte das Studentlein für jeden Tropfen Blut seines Bruders den Sohn irgend eines vornehmen Geschlechts erschießen zu wollen. Man unterhandelte hin und her, und schickte auch wohl Truppen von Alicante aus gegen die Räuber in den Gebirgen; und nach einem solchen Gefechte fand des andern Tages eine Streifpatrouille in den höchsten und rauhesten Bergen den Körper des Studentleins. Schwer verwundet, hatte er sich noch die Höhen hinaufgeschleppt und war einsam und verlassen gestorben. In einem Schlupfwinkel fand man fast zu gleicher Zeit den Sohn des Präsidenten wohl erhalten, aber nur mit einem Ohre. Das andere hatte der Estudiantillo nach Murcia geschickt, zum Beweis, daß er blutigen Ernst machen würde. Jayme Alfonso wurde bald nachher erschossen.

So erzählte unser Führer und beim tragischen Ende des Barbudo schien er schmerzlich berührt. Bei ihm zählte das Räuberhandwerk mit unter die nobeln Passionen und schien ihm ein sehr ehrenvolles Geschäft, was leider jetzt ziemlich eingegangen sei, doch aber wieder einmal schwunghaft betrieben werden würde. Mit pfiffigem Lächeln meinte er, die Schlupfwinkel des Jose Maria und des Barbudo ließen sich leicht wieder herstellen. Wie für die Person des Letzteren, so schwärmte er auch für den damaligen Aufenthaltsort des Bärtigen: „Ich hab' ihn gesehen," sagte er, „als ich einmal von Granada nach Murcia und Alicante zog. Da ist bei Elche eine wunderbare Schlucht, Puerto de la Cochera, und wenn man da ein Bischen rechts in die Gebirge hineinklettert, kommt man zu dem einsamen Thurm von Carus. Wer da hinauf will, muß Flügel haben, und wie der Barbudo und seine Gesellen hineinkamen, wußte lange Niemand."

„Aber Ihr wißt es, Alonzo?“

Ehe er uns antwortete, drehte er sich schmunzelnd eine neue Cigarre, dann sagte er: — „Ob wir es wissen? das will ich meinen. — Nun, er hatte eine Fallbrücke, die von einem benachbarten Felsen bis auf die Zinne des Domes reichte und die war so sorgfältig versteckt, daß sie lange, lange nicht von den Alguazils gefunden wurde. — O! sie sind zuweilen sehr dumm, die Alguazils,“ meinte er, pfiffig lachend. Und da wir jetzt etwas besseren Boden vor uns hatten, so hieb er auf sein Maulthier und trabte lustig singend vor uns hin.

So zogen wir durch die Berge, plaudernd und Cigarren rauchend in einer beständigen Abwechslung von öder Haide und felsigen Schluchten. Gegen Mittag trafen wir die unvermeidliche Halbwegsventa, die sich auf jedem spanischen Tagmarsche befindet. Mir war es interessant, weil auch Rochau in seinem Reiseleben ihrer erwähnt und dabei einiger jungen Damen gedenkt, mit denen er und sein Reisebegleiter damals geplaudert. Freilich waren zwischen seiner Reise und der unsrigen fast zehn Jahre vergangen und das ist Zeit genug, um namentlich eine Südländerin alt zu machen. Die Venta hatte ihre damalige Gestalt vollkommen erhalten. Vielleicht war die Lehmhütte nur etwas baufälliger geworden; aber von den jungen Mädchen fanden wir keine Spur mehr. Eine sehr alte Frau saß vor der Thür und ließ sich von der Sonne bescheinen, war auch sehr gleichgültig, als wir anritten und uns aus dem Sattel schwangen. Achselzuckend meinte sie auf unsere Fragen nach Brod und Wasser, wenn wir ersteres nicht mitgebracht hätten, so würden wir hungrig wieder ziehen müssen, und was das Wasser anbelange, so habe sie keines im Hause, ihr Mann, der auf dem Felde sei, werde später einen Krug voll mitbringen. Glücklicherweise waren wir außerordentlich verproviantirt. Unser Hombre packte die Vorräthe von einem Maulthiere ab und bald lagen wir königlich tafelnd unter einer verkümmerten Platane an der Erde. Unser Tischtuch war eine alte Zeitung, von der übrigens

Würste, Eier und Brod, die wir mitgebracht, so vortrefflich schmeckten, als sei es von feinstem Damast gewesen. Auch die Bota ging fleißig in die Runde und wir tranken auf das Wohlergehen der schönen Stadt Granada, welche uns diesen vortrefflichen Trunk gespendet.

Nach unserem Diner zäumten wir die Thiere, die unterdessen an dem dürren Grase und kleinen Gesträuchen genagt, wieder auf und da der Weg hinter der Venta stark bergauf ging, uns auch nach dem langen Ritte eine Bewegung recht angenehm war, so gingen wir zu Fuße und zogen die Pferde am Zügel hinter uns drein. Das Terrain, durch welches wir zogen, blieb sich im Allgemeinen immer gleich; bald ging es bergauf, bald bergab durch eine öde, unfruchtbare Gegend. Die einzige Abwechslung machte hie und da ein kleines Wasser, das zwischen den Felsen rieselte und in dem wir unsere durstigen Thiere tränkten und ein Bergabhang, der so steil und knüppelhaft war, daß wir vom Sattel stiegen und zu Fuße hinabgingen. Gegen vier Uhr trafen wir auf ein größeres Gehöfte mit ganz stattlichem Hause an einem breiten Thorweg, der so gastlich aufstand und uns einen so angenehm kühlen Stall zeigte, daß mein Pferd die entschiedenste Neigung kund gab, dort einzukehren. Ich ließ ihm diese Grille und wir thaten wohl daran. Draußen brannte die Sonne wirklich unausstehlich und unter dem Thorweg war's nicht nur schattig und kühl, sondern die freundliche Wirthin brachte uns auch einen Krug ganz vortrefflichen Weins und sehr gutes, weißes Brod. Es ist erstaunlich, welchen Hunger man auf Reisen, namentlich beim Reiten entwickelt. Wir thaten diesem Goutter alle Ehre an und Horschelt verband hier noch das Nützliche mit dem Angenehmen und fröhnte dabei einer entschiedenen Leidenschaft, indem er einen stattlichen Maulesel abconterfeite, der mit gesenktem Haupte vor dem Thorwege stand.

Unser erstes Nachtquartier sollte Alcala la Real sein, nicht jenes Alcala, auf dem Marquis Posa seinen Freund gefunden, dagegen aber hatte unser Alcala den Beinamen „das Königliche," und wenn wir nicht in Spanien gewesen wären, hätte das schon etwas Günstiges

versprochen. Hier aber ist man gewöhnt, selbst den unbedeutendsten Dingen die stolzesten Namen zu geben; und deßhalb erwarteten wir nicht anders, als in dem königlichen Alcala ein elendes Nest zu finden, wie vielleicht Villa Robledo in der Mancha oder etwas Aehnliches. Dießmal aber hatten wir uns auf angenehme Weise getäuscht. Die Sonne stand schon sehr tief, als wir aus den Felswegen, auf denen wir den ganzen Tag herumgeklettert, in ein schönes fruchtbares Thal kamen und darin auf eine so schöne breite Straße stießen, daß wir kaum unsern Augen trauen mochten. Es war das wie eine heimathliche Chaussee mit Bäumen besetzt, mit Wassergräben versehen, kurz ein Weg, wie er sein sollte. Ich möchte fast sagen, leider! hatten wir nur noch eine halbe Legua bis zu unserem Nachtquartier. Wir hätten uns wahrhaftig auf dieser Straße nichts daraus gemacht, noch mehrere Stunden weiter zu reisen. Auch die Pferde fühlten den Unterschied gegen die früheren Rollkiesel so außerordentlich, daß sie fast ohne Nachhülfe zu einem tüchtigen Trabe ansetzten, der uns auch in ganz kurzer Zeit in die Stadt brachte.

Alcala la Real sah wirklich ganz stattlich aus. Statt eines kleinen Dorfes stellte sich uns eine ziemlich große Stadt dar, malerisch am Abhang des Berges gelegen, auf dessen breitem Gipfel sich die stattlichen Ruinen eines mächtigen alten Schlosses befanden. Wir erreichten Alcala unter dem Alles verschönernden Lichte der sinkenden Sonne, die das Thal, durch welches wir ritten, mit glühendem Lichte erfüllte und die Schloßruinen droben, sowie den aus den Häusern aufsteigenden Rauch golden beglänzte. Die Straße von Alcala, zu welcher wir hereinpassirten, hat ein stattliches Gitterthor, das von den Bäumen beschattet war, und hinter demselben fing sogleich die Alameda an, an deren Ende unsere Herberge lag. Ich muß gestehen, es war die beste, die wir bisher auf unsern Reittouren durch das Land gefunden. Unten natürlich der unentbehrliche Raum für Küche, Wohnzimmer und Aufenthalt sämmtlicher Gäste, doch erhielten wir oben ein besonderes Speisezimmer, recht gut eingerichtet, sowie zum Schlafen Betten, die

über unsere Erwartung gut waren. Während drunten am Herdfeuer unser Nachtessen zubereitet wurde, welches durch unsern Oberbaurath, der vom langen Ritte bedeutend ermüdet war, überwacht wurde, machten Horschelt und ich einen Spaziergang durch die Stadt, kauften Cigarren und Feuerzeug, und stiegen über eine sehr breite Straße den Schloßberg hinauf, zu der alten Ruine, die wir so gut als möglich beim Mondschein betrachteten, auch kletterten wir auf eine der Mauerzinnen und blickten lange in die milde mondbeglänzte Nacht hinaus. So lieb und freundlich flimmerten die Sterne über uns und einzelne bekannte Gruppen derselben betrachteten wir lange und träumend, denn es waren dieselben Sterne, die im gleichen Augenblicke auch über den Häuptern unserer Lieben funkelten, von denen wir so weit, weit entfernt waren.

Ueber solche fast traurige Gedanken siegte glücklicherweise baldigst unsere lustige Reiternatur, und als wir zum lodernden Herde zurückgekehrt waren, wo Leins inmitten einiger Bewohner aus dem Städtchen denselben die orientalischen Wirren erklärte, hatte sich unser guter Humor wieder eingestellt, und wir gingen fröhlich zu Tische. Während desselben kam indessen noch einmal etwas Wehmüthiges über uns, besonders aber über mich. Der Wirth hatte nämlich zwei kleine Buben, genau von der Größe der meinigen und mit denselben glänzenden Augen und treuherzigen Gesichtern. Die Kinder hatten uns lieb gewonnen und schmeichelten zutraulich um uns herum. Sie waren für mich eine liebe und doch fast traurige Anmahnung.

Am andern Morgen ritten wir bei Tagesanbruch weiter. Wir hatten gehofft, auf der schönen Straße, die uns nach Alcala geführt, weiter reiten zu können, aber diese, sowie die hübsche Stadt mit ihren freundlichen Umgebungen, schien eine Oase in der Wüste zu sein. Kaum hatten wir das jenseitige Thor erreicht, so fielen wir in einen so wahnsinnigen Knüppeldamm, daß man Augen und Hand übermäßig anstrengen mußte, um die Thiere einigermaßen zu leiten und vor dem Stürzen zu bewahren. Es dämmerte kaum und da ein Nebel aufgestiegen war, so konnte man nicht drei Schritte deutlich vor sich

sehen. Dabei ritten wir an einem jähen Felsabhang, an welchem unten ein Wasser rauschte. Es ist das ein kleiner Fluß, der sich reizend um Alcala windet und zwischen üppigen Granatgärten dahinfließt. So, unten im Thale, wo die Orangen blühen, hier oben dagegen war es fürchterlich und die Straße glich vollkommen einem Bauplatze. Anfangs mühte ich mich ab, mein Pferd rechts und links durch die Felsblöcke zu führen, dann aber dachte ich an unsere Ritte in Syrien, namentlich auf dem Libanon, und machte es wie damals, d. h. ich ließ meinem Gaule den Zügel und so ging es augenscheinlich besser und rascher vorwärts. Wir waren aufwärts gestiegen und dann wieder schnell abwärts bis zu jenem kleinen Flüßchen, das wir vermittelst einer Furt durchritten. Hinter demselben ging es lange, lange auf einem steinigten Wege und ziemlich steil bergan. Angenehmerweise wurde es indessen heller und immer heller, die kahlen Berge vor uns, die bisher in einen kalten, grauen Ton gehüllt waren, färbten sich violett, dann röthlich, dann glänzend gelb, und hinter uns war mittlerweile die Sonne aufgestiegen. Wenn wir auch jetzt den Pfad, auf dem wir ritten, vollkommen deutlich sahen, so war doch die Gegend vor uns jetzt im Tageslichte entsetzlich öde und trübselig. Ein vollkommen kahler Berg reihte sich an den andern, zuweilen stiegen wir bis zur Spitze hinauf, um drüben wieder ebenso hinab zu reiten, zuweilen auch wandte sich der Weg am Abhange hin; nicht selten am Rande einer tiefen steilen Schlucht; oben mit einem schmalen Wege versehen, unten aber voll zackiger, wild zerrissener Felsen. Man hätte auf die Idee kommen können, hier befinde sich ein ausgebrannter Krater an dem andern, wie vulkanisch zerrissen war das ganze Terrain. Nach Beobachtungen, über welche man liest, muß es so ungefähr auf dem Monde aussehen. Ringsum nichts, wie Sand und Felsen, die auf der Höhe bald gelb, bald röthlich waren und sich abwärts in die Schluchten hinab bis zu tiefdunklem Blau färbten. Dabei wurde der Blick höchst selten erfreut durch etwas Grünes, ein paar magere Buchsbaumsträuche oder einige von den feingezackten Palmito's. Ein freund-

liches Wasser sahen wir nirgends in der Tiefe; nur einmal kamen wir an einem Brunnen vorbei, der in den Felsen gehauen war, und sich in der Nähe einiger elenden Lehmhütten befand.

Unser Hombre tigre war heute nicht so lustig und redselig als gestern; besonders war seine gute Laune gleich schon in der Frühe dadurch gestört worden, daß sein Maulthier einen Fehltritt that, und obgleich es nicht selbst hinstürzte, doch unsere Nachtsäcke sammt Alonzo, der oben darauf saß, herabwarf. Von da an ging der tapfere Andalusier häufig zu Fuß und spähte sorgsam auf den kahlen Berghöhen und in den tiefen Schluchten umher. Hier, zwischen Alcala und Baena sei ein absonderlich verrufenes Stück Weges. In ein paar Stunden erzählte er, kommen wir an die Stelle, wo sich Jose Maria häufig aufhielt, und wo noch vor ein paar Jahren Caparota sein Wesen trieb. Das war auch ein famoser Kerl, meinte er. Den habe ich gesehen; aber nur, als er todt war, setzte er hinzu, da er unsere verwunderten Blicke sah. Er wurde von einem seiner Buben in einem kleinen Landhause bei Cordova im Schlafe erschossen. Ich war mit meinem Vater dort, und da alles Volk hinlief, so haben wir ihn uns auch betrachtet. Auf meine Fragen gab er freilich zu, daß letztere Zeit hier in den Bergen kein berühmter Name mehr aufgetaucht sei; doch erwiederte er mir achselzuckend: Ihr habt allerdings Flinten und Messer bei Euch. Aber was wollt Ihr machen, wenn plötzlich so ein paar elende Rateros dort hinter jenem großen Stein hervorschauten und uns zuriefen: „faz en tierra!“ — „Und was würdet Ihr thun, Alonzo?“ — „Meiner Seel,“ erwiederte der Hombre tigre, „ich würde mich nicht einen Augenblick besinnen, ihrem Wunsche zu willfahren; denn ehe Ihr das Gewehr vom Sattelhaken losreißt, hätte ich, der das Gepäck führt, schon ein paar Loth Blei im Leibe. Nein, mit den Kerlen ist nicht zu spassen.“

Und er hatte nicht ganz Unrecht, der gute Alonzo. Bei einem Terrain, wie das, durch welches wir ritten, wo man öfters nicht einmal sein Pferd wenden konnte, wäre es für ein paar Kerle ein

Leichtes gewesen, uns vollständig auszurauben. Doch erlebten wir dieses Abenteuer nicht, wogegen sich unsere Straße jetzt mit jedem Schritte verschlimmerte. Zuweilen kamen wir an Schluchten, wo es Wahnsinn gewesen wäre, auf den Pferden sitzen zu bleiben, wo sich ein fast staffelförmiger Weg hier an der steilen Felsenwand hinab und gegenüber ebenso wieder hinaufzog. Einmal mußten wir am Rande eines solchen Défilé's warten, bis eine Eselheerde, die uns entgegenkam, zu uns hinaufgeklettert war. An ein Ausweichen war nicht zu denken.

Gegen Mittag erreichten wir auf der Höhe ein kleines Dörfchen, wo wir vom mitgenommenen Proviant unser Diner halten wollten. Doch ersuchte uns Alonzo, noch eine kleine Stunde weiter zu reiten, bis zum Ufer des Pliego, der unten in der Tiefe in einer schattigen Schlucht fließe, wo es angenehm kühl sei und vortreffliches Wasser für die Thiere gebe. Wir ritten also weiter, und dort hinab führte der Weg im wahren Sinn des Wortes dachjähe. Ich ritt voraus und als ich an den wirklich sehr klaren und in einer schattigen Schlucht dahin ziehenden Fluß kam, trat mein Pferd so sicher hinein, daß ich ihm unbedingt den Zügel ließ. Obgleich ihm das Wasser bis an die Satteltaschen ging, so hatte es doch eine Furt gefunden, und ich wäre ohne allen Anstand hinüber gekommen, wenn nicht das Thier in der Mitte des Flusses, angelockt von dem frischen fließenden Wasser, von welchem ich es saufen ließ, plötzlich den tollen Versuch gemacht hätte, sich niederzulegen. Glücklicherweise riß ich es noch empor und kam mit durchnäßten Stiefeln davon. Unser Oberbaurath hatte aber ein anderes, eigentlich komisches Unglück. Horschelt, Alonzo und ich waren schon auf der andern Seite des Flusses, als Leins am Ufer ankam, neben seinem Pferde gehend. Auch hatte er den Zügel desselben nicht erfaßt und so lief das durstige Thier eilig in den Strom hinein, seinen unglücklichen Reiter am Ufer stehen lassend. Horschelt, der noch im Sattel war, ritt wieder zurück, fing das Pferd auf, und brachte den Reiter nach einigen kleinen Schwierigkeiten mit herüber.

Alonzo hatte unterdessen am aufsteigenden Ufer unsere kleine Vorräthe ausgepackt, und so tafelten wir in angenehmer Kühle bei dem murmelnden Wasser, in welchem der vortreffliche Andalusier die Bota abgekühlt hatte. Hier gab er uns auch wieder Räubergeschichten zum Besten, und meinte, vor so und so viel Jahren würde es Niemand gewagt haben, sich an dieser Stelle ruhig niederzulassen. Hier nämlich sei der Lieblingsplatz Jose Maria's gewesen und hier hätte er die Maulthiertreiber ausgeraubt, die ohne großes Geleite des Weges zogen. Vom Ufer des Guadajoz wurde die Gegend etwas freundlicher. Eine Zeit lang ritten wir auf einer Hochebene und sahen rechts und links grüne Wiesen, vor uns ebenso, dort auch nach einiger Zeit Olivenpflanzungen, umgepflügte Aecker, und endlich, nachdem wir uns auf einen sanften grünen Hügel stark östlich gewandt, die Stadt Baena vor uns liegen. Hier wurde König Boabdil nach seinem verunglückten Angriff auf Lucena 1483 gefangen genommen. Baena nahm sich nicht minder stattlich aus, wie Alcala, war ebenfalls an den Berg hinan gebaut, und auf der Höhe, über den Häusern empor, ragte eine stattliche Kirche. Gern hätte unser Führer hier Nachtquartier gemacht, doch war es erst vier Uhr Nachmittags, die Sonne stand noch ziemlich hoch, und so konnten wir hoffen, nicht gar zu spät nach dem noch drei Leguas weiter entfernten Castro del rio zu gelangen, von wo dann unsere morgige Tagreise nach Cordova nicht gar zu lange und ermüdend wäre. In Baena hielten wir nur einen Augenblick, und zwar so lange, bis die Bota wieder mit Wein gefüllt war, denn das hatte sich der Hombre valiente, weil er nicht hier bleiben solle, ausbedungen.

Hinter Baena behielt die Gegend den freundlichen Charakter bei, den sie auch schon vor diesem Orte hatte. Fruchtfelder, Wiesen, Olivenpflanzungen und lange Streifen saftiger grüner Gesträuche, die Stelle anzeigend, wo irgend in der Tiefe ein kleines Wasser floß, wechselten mit einander ab. Da wir auf der Hochebene ritten, auf welcher Baena lag, so konnten wir Alles das auf dem sanft und lange, lange

abfallenden Terrain weit hinaus übersehen. Ja, dort links vor uns in der Tiefe, wo sich die blauen Berge auseinanderschoben, machte uns Alonzo auf die mit dem Hintergrunde fast verschwimmende Silhouette eines Schlosses oder einer Stadt, die auf einem vereinzelten Bergkegel lag, aufmerksam. Es war wirklich eine Stadt und zwar unser Nachtquartier, Castro del rio. Das sah von Weitem recht malerisch aus, hatte sogar von hier aus gesehen eine Aehnlichkeit mit Toledo und wir konnten hoffen, dort gut aufgehoben zu sein. Aber weit war es noch dorthin, recht weit. Wir kannten die trügerischen Entfernungen hier in Spanien und die Berghalde, auf der wir abwärts ritten, dehnt sich gewiß viele Stunden lang aus, denn sie zeigte in unzähligen Abstufungen unendlich viel Gegenstände hinter einander. Die Wiesen, die Acker, die Waldungen, die grünen Streifen, kleinen Thäler und kleinen Hügel, mit denen sie bedeckt war, sowie die Olivenwaldungen und Buchsbaumgehölze, Alles das wiederholte sich abwechselnd immer fort und fort. Wenigstens konnte man diese Gegenstände ziemlich weit hinaus erkennen. Dann aber verblaßten die Farben und die Gränzen wurden undeutlicher. Feld und Wald floßen in einander und gaben Anfangs eine unbestimmte grünliche Farbe; dann aber färbten sich dieselben violett, dann dunkelgrau, und nahmen weit, weit am Horizonte da erst eine tiefblaue Farbe an, wo sich der Bergkegel erhob, auf dem sich die ebenfalls dunkelblaue Silhouette von Castro del rio erhob, in prächtiger satter Farbe, die aber nur darum so erschien, weil der den Horizont begränzende Gebirgszug fast hell schieferfarbig war.

Alonzo hatte bei dem wunderschönen Abend seine frühere Munterkeit wieder erlangt, rauchte Papiercigarren, plauderte und sang in Einem fort. Nachdem wir aber eine halbe Stunde hinter Baena waren, wurde er mit einem Male auffallend still und zeigte auf drei Reiter, die vor uns herzogen. „Den Kerlen traue ich nicht recht," meinte er. „Wir müssen ihnen auf jeden Fall beweisen, daß wir gute Waffen führen und mit denselben umzugehen wissen." — „Und wie das, Hombre valiente?" — „Wenn wir sie erreicht," erwiderte er, „so

muß Jeder sein Gewehr vom Sattelhaken nehmen und es langsam laden, das sollen sie nur sehen." — „Aber die Gewehre sind ja geladen," erwiderten wir. — „Thut nichts," sagte er, „dann läßt man den Ladstock hineinfallen, daß es tüchtig klappert, und sieht, ob der Hahn recht gut spielt." — Lachend thaten wir nach seinem Wunsche, nachdem wir die Vorreitenden erreicht. Das waren allerdings wild aussehende Bursche, ihre Pferde, das Sattelzeug mit der langen Flinte schienen sich in gutem Zustande zu befinden, die Kleidung der Reiter aber war ein Bischen abgerissen, die langen braunen Capa's verblichen und fadenscheinig, und unter den keck aufgestülpten Hüten schauten uns trotzige, sonnverbrannte Gesichter an. Wir wünschten ihnen guten Abend, was sie erwiderten. Dann zogen wir bei ihnen vorüber und da sie viel langsamer ritten, ließen wir sie bald weit hinter uns; dann erst athmete Alonzo sichtlich wieder auf und sein unerschöpfliches Mundwerk kam wieder frisch in Schwung. „Das waren schlimme Gesellen," meinte er, scheu rückwärts blickend, „aber sie haben mich erkannt und wußten wohl, daß ich sie ebenfalls kenne." — „Und haben sie sich vielleicht vor Euch, dem Hombre tigre, gefürchtet?" fragte ich lachend, worauf er den Hut fast ganz in's rechte Auge hineindrückte, eine martialische Haltung annahm, sich auf die Brust klopfte und ausrief: „Por Dios! Soy hombre valiente, soy hombre tigre, hombre di corazon!" und das wiederholte er unzählige Male, bald sprechend, bald singend, und hörte nicht eher auf, seinen eigenen Ruhm zu verkünden, bis es ihm einfiel, nach der Bota zu langen, sie hoch in die Höhe zu halten, worauf er dann einen Strahl des rothen Weins lange in den geöffneten Mund herabfließen ließ.

Unser Weg führte doch nicht anhaltend abwärts, obgleich es von der Höhe hinter uns so aussah. Nach einer Stunde erreichten wir ein kleines Thal, das von einem angenehmen Wasser durchflossen war, welches an beiden Seiten die frischesten Wiesen hervorgebracht hatte. Ein ziemlich breiter, weicher Weg schlängelte sich hindurch, und die Blumen, die aus dem tiefen Grün hervorsproßten, drängten sich fast

unter die Hufe meines Pferdes; während bei uns daheim noch Schnee und Eis die Fluren bedeckte, war hier in diesen glücklichen Ländern schon Frühlingsanfang und eine warme, würzige Luft floß mir entgegen. Das frische, grüne Thal war ausgefüllt mit lachenden Sonnenstrahlen, die schräg vom Horizont herüberschossen, die umliegenden Höhen vergoldeten, dem Gras einen eigenthümlichen Schimmer gaben und so unaussprechlich schön auf den Wellen des dahinrieselnden Baches glänzten. Ich fühlte mich so angenehm und heiter erregt, auch mein Pferd schien seine Müdigkeit vergessen zu haben und sich der kühlen Abendluft und des weichen Weges zu freuen. Es war überhaupt ein gutes und kräftiges Thier; jetzt brauchte ich nur eines leichten Zungenschlags, um es in gestreckten Trab zu bringen, der mich bald den Andern weit voraus führte. O, es war so angenehm, dahin zu fliegen durch das frische Grün unter herabhängenden Mandelbaumzweigen, die voll rosiger Blüthen prangten, und nach dem heißen Tage einzuathmen die frische, kühle Abendluft. Doch blieben auch Horschelt und Leins nicht lange zurück, als sie mich so davon eilen sahen, und erreichten mich nach einiger Zeit, aber erst als der Weg vermittelst einer Furt durch jenes Flüßchen ging, an dessen Ufer ich eine Zeitlang geritten war. Beim Uebergang hielt mich eine Gesellschaft von Eseln auf, die dort mit ihren Reitern Einer nach dem Andern durch das Wasser wateten. Es waren ein Paar ausgediente und entlassene Soldaten darunter, mit denen wir nun unsern Weg gemeinschaftlich fortsetzten, da sie ebenfalls nach Castro del rio wollten.

Dieß, unser Nachtquartier, neckte uns aber ganz gewaltig; von jedem Hügel, den wir erstiegen, sahen wir es vor uns liegen, immer in den gleichen malerischen Umrissen, aber wir konnten ihm scheinbar um keinen Schritt näher kommen. Dazu trug auch wohl die Dämmerung, die nun eintrat, das ihrige bei, indem sie uns den Anblick der kleinen Stadt mit jeder Minute undeutlicher machte. Endlich wurde es ganz dunkel; doch war glücklicherweise nicht nur Mondschein im Kalender angemerkt, sondern der treue Freund der Reisenden, der

Liebenden und Spitzbuben tauchte bald am Horizont hervor und zwar mit voller, glänzender Kugel, unsern Weg sanft und angenehm erle..chtend. Endlich erblickten wir abermals Castro del rio, und zwar zu unserer Rechten liegend, während wir geradeaus geritten. Ein weites, sumpfiges Terrain am Fuße der Stadt hindert die direkte Annäherung, weßhalb wir einen großen Bogen beschrieben, ehe wir eine breite Straße erreichten, die mit doppelten Baumreihen bepflanzt war und eine Art Paseo bildete, der uns nun in gerader Linie zu der alterthümlichen hochgewölbten Brücke führte, hinter welcher die Hufe unserer Pferde nun zum erstenmal auf diesem städtischen Pflaster klapperten. Es ist dieß nach langem Ritt ein angenehmer Ton und Freiligrath hat Recht, wenn er sagt:

— — — — dann ist Poesie
Der erste Ton des Eisens auf den Steinen.

Wir ritten aufwärts durch eine enge Gasse, die mit recht armseligen Häusern besetzt war und wodurch unsere Erwartung auf eine gute Nachtherberge ziemlich herabgestimmt wurde. Vor einer recht schlechten Fonda hielten wir einen Augenblick an und nachdem unser Hombre valiente etwas mit dem Wirth gekauderwelscht hatte, von dem wir kein Wort verstanden, zogen wir weiter. Es schien in diesem Hotel kein Platz für uns zu sein. Weiter oben im Orte, auf der Höhe der Stadt, kamen wir insofern besser an, als man uns die Thorflügel öffnete und eintreten ließ. Wir waren recht müde geworden, glitten sacht aus unsern Sätteln herab und da es auch bei eintretender Nacht etwas kühl geworden war, traten wir an das Herdfeuer, welches rechts am Thorwege loderte. Erst als wir eine Zeitlang gesessen, uns ein wenig erwärmt und die unentbehrliche Papiercigarre angezündet hatten, bemerkten wir, daß die Lokalität, in der wir uns befanden, über alle Beschreibung ärmlich war. Dieser Raum war nicht, wie der jener Ventas in der Mancha und der Sierra Morena — dort ein wenn gleich großer, doch behaglicher Raum, hier dagegen niedrig,

schmal, so daß der Rauch nicht aufsteigen konnte und er einen in die Augen biß. Das Ganze sah aus, wie ein ehemaliger schlechter Stall für Kühe, wenn er nicht vielleicht einstens für eine noch viel unedlere Thiergattung gedient hatte. Es war Schade für das hübsche Gesicht und die glänzenden Augen der Wirthin, ihr gewiß sehr appetitlicher weißer körperlicher Kern steckte in einer gar zu schmierigen Schale. Sie erinnerte uns lebhaft an unsern redlichen Mistkäfer aus Almagro. Die Anwesenden rückten zusammen, um uns den besten Platz an dem lodernden Feuer zu überlassen und dann wurden die bekannten Anstalten getroffen, um für uns ein Abendessen zu bereiten. Ein eiserner Kessel, halb mit Wasser gefüllt, wurde in die Gluth geschoben, mit einem Huhne und Reis gefüllt, viel Zwiebel und spanischer Pfeffer kam hinein und dann ließ man die Brühe in dem Gefäß ohne Deckel schmoren. Daß grade heute der Kessel unbedeckt war, hatte für uns dadurch etwas besonders Unangenehmes, daß dicht bei unserer Abendmahlzeit ein alter Kerl hockte, mit sehr unappetitlichen kranken Händen. Diese wärmte er an dem Kohlenfeuer, rieb auch sanft an ihnen herum, bei welcher Beschäftigung er so nahe an und über unsern offenen Suppenkessel kam, daß ich, obgleich ziemlich abgehärtet, mich doch eines Ekels nicht erwehren konnte. Glücklicherweise kam Alonzo aus dem Stalle zurück, den ich auf die unangenehmen Zuthaten aufmerksam machte, die unsere gemeinschaftliche Suppe möglicherweise erhalten könnte, worauf er ohne viel Umstände und mit sehr kräftigen Worten den ungebildeten Gast in die Ecke zurückscheuchte. Trotzdem sich die Frau Wirthin viel Mühe mit ihrem Kessel gab, war der Inhalt desselben dennoch schlecht, und nur der unbändige Hunger, den wir Alle hatten, brachte uns dazu, die schmutzige Brühe und das alte Huhn zu verschlingen. Um aber mit Allem im Einklange zu bleiben, war auch unser Abendtrunk, die Chocolade kraft- und saftlos und unsere Schlafzimmer die elendesten Löcher, die wir in ganz Spanien angetroffen haben. Eben so schlecht waren die Betten, doch Dank unserer großen Müdigkeit, schliefen wir

vortrefflich und zwar so fest und anhaltend, daß uns Alonzo bei Tagesanbruch wecken mußte.

Beim Hinausreiten aus Castro del rio konnten wir einen Blick auf die Stadt werfen. Hiezu war es gestern Abend zu dunkel gewesen. Wenn wir auch von Gebäuden nicht viel Besonderes sahen, so kamen wir doch hie und da an einem Bauwesen vorbei, das durch maurische Form der Fenster und Thüren oder durch irgend einen Bogengang, der auf schlanken Säulchen ruhte, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die entlassenen Soldaten, die gestern Abend mit uns gezogen, begleiteten uns auch heute wieder. Hinter Castro del rio ritten wir eine öde Berghalde hinauf, von wo wir rückwärts blickend die Stadt malerisch um ihren Berg geschlungen ausgebreitet vor uns liegen sahen. Auch sahen wir über sie hinwegblickend, unsern gestrigen Weg, ja Horschelt mit seinen scharfen Augen die Kirche von Baena. Es ist eigenthümlich, daß sich hier in Spanien so plötzlich und vollständig die Gegend ändert. Verschwunden waren jetzt wieder Wiesen und Wald und statt dessen ritten wir bergauf, bergab, anfänglich über trostlose, umgearbeitete Flächen, eigentlich auf gar keinem Wege, denn oft lange Strecken mußten die Pferde über den vom Pflug aufgelockerten Boden schreiten. Glücklicherweise, daß wir kein Regenwetter hatten, denn sonst muß es hier bodenlos sein. Von einer Gegend war gar keine Rede; wo wir die Fruchtfelder verließen, waren wir eigentlich noch schlimmer daran, denn dann ging es an Bergabhängen vorbei auf so schmalen Pfaden, an steilen Abhängen hin, daß an vielen Stellen ein Fußgänger seine liebe Noth damit gehabt hätte. Obgleich unsere Pferde unermüdlich auf und ab kletterten, so fingen sie doch nach zweitägigem beschwerlichem Marsche an, müde zu werden, und der Hombre tigre brauchte seine ganze andalusische Beredtsamkeit, um sie durch recht freundliche Worte munter zu erhalten. Er hielt denn auch lange Reden an sie, worin er ihnen ihre Vergangenheit und Zukunft lebhaft vor Augen führte, sie auf den goldenen Hafer in Cordova verwies und anderntheils meinte, es wäre doch schmerzlich, wenn er nach

Granada zurückkehrte und müsse dort ihren Kameraden erzählen, daß sie sich mit fremden und sehr angenehmen Reisenden, damit wollte er uns schmeicheln, so schlecht gehalten. Das Maulwerk stand heute diesem Kerl wieder nicht eine Sekunde lang still. Wenn er es nicht zum Rauchen brauchte, dann plauderte er, wenn er nicht plauderte, so stimmte er alle möglichen Lieder an, die er aber dann wieder jeden Augenblick mit Ermahnungen an die Pferde unterbrach — „Malaguena!" rief er dem Braunen des kleinen Oberbauraths zu, „du hast die leichteste Last und bleibst immer hinten! Freilich bist du nur aus Malaga, aber doch lange genug in Granada gewesen, um ein rechter Kerl zu werden. Schau dir dafür den Tordo an, der muß den dicken Herrn tragen, — damit meinte er mich, — und ist immer weit vornen. Tordo wäre ein Pferd für einen Räuber geworden," sagte er dann, „für einen ganz famosen Kerl, für einen Hombre pantera, wie ich einer bin." Dann schlug er sich herausfordernd an die Brust, und rief lustig sein: Anda, Anda! Horschelts Pferd, ein Fuchs, hieß Alezana und betrug sich auch recht ordentlich. Ueberhaupt konnten wir über sämmtliche Thiere nicht klagen, und wenn je einer der freundlichen Leser dieser Zeilen nach Granada kommt, so soll er sich nur getrost zu einem ähnlichen Zwecke von dem vortrefflichen ben Saken beritten machen lassen.

Es kommt wirklich bei einer solch dreitägigen Tour sehr viel auf Pferd und Sattelzeug an, ob man sich mehr oder minder ermüdet, und ich muß gestehen, daß wir alle drei die Tour recht frisch und munter zurücklegten. Horschelt und ich waren's freilich schon gewohnt, doch selbst unser guter Oberbaurath — „Heinrich auf lichtbraunem Rößlein," wie wir ihn nannten — benahm sich wie ein alter biderber Reitersmann.

Gegen Mittag sahen wir links in einem Thale zum ersten Male nach unserem Abmarsch aus Castro etwas wie menschliche Wohnungen, und, worüber wir sehr erstaunten, sogar Häuser mit hohen, dampfenden Schornsteinen und vernahmen das taktmäßige Klappern von

Hämmern. Da unten befand sich ein Eisenwerk von einer Minencompagnie unter Oberleitung eines Engländers betrieben. Eine Stunde später erreichten wir ein einsames Bauernhaus, das aber tief unter unserem Wege lag, wo Alonzo zu rasten beschloß und wo wir unsere sehr mäßige Provision verzehrten. Castro del rio hatte uns nur Wein, altes Brod und ein Stück Schafkäse mitgeben können; doch fehlte uns die beste Würze, der Hunger, nicht, und nebenbei versicherte auch Alonzo, der ober uns mit kauenden Backen saß und die Bota zwischen seinen Füßen stehen hatte, nachher kämen wir in kurzer Zeit auf eine Höhe, wo wir dann bald Cordova sehen könnten. — Ja freilich sehen, aber zwischen sehen und erreichen ist besonders hier ein großer Unterschied.

Nach beendigtem Diner gingen wir, wie das unsere Gewohnheit war, erst eine gute Strecke zu Fuß, ehe wir wieder die Thiere bestiegen. Die Hochebene, die uns der Hombre valiente versprochen, wollte indessen lange nicht kommen, und ehe wir sie erreichten, hatten wir einen bodenlos schlechten und langweiligen Weg. Ein Berg erhob sich nach dem andern, den wir hinauf- und hinabklettern mußten, um dann auf einer Höhe angekommen, wieder eine andere vor uns zu sehen, mit derselben steinbedeckten Straße, die immer vor uns auf der Höhe in den Bergkamm eingerissen war und eine Art Hohlweg bildete. Endlich erreichten wir die lang erwartete Hochebene; ein ödes, wüstes Plateau in röthlich gelber Färbung, wo wir nun freilich nicht so leicht Cordova sahen, aber etwas Anderes, gewiß Schöneres und Malerischeres, lang ausgestreckt vor uns, nämlich die prachtvolle Bergkette der Sierra Morena in wunderbarer, tief dunkler, fast schwarzer Färbung, an deren Fuße in einem weiten Thale Cordova liegt. Wir schwelgten im Anblick des prächtigen Gebirges und da wir ziemlich ebenen Boden hatten, so trabten wir rasch über die Ebene dahin, brauchten aber doch noch eine gute Stunde, ehe wir die Thürme des verheißenen Cordova sahen und eine zweite Stunde, bis wir an den Abhang kamen, der sich zum Guadalquivir hinabsenkt.

Von hier oben betrachtet nahm sich Cordova weitläufig, großar-

tig, ja fast prächtig aus. Wenn die Stadt bis zu den einzelnen Bauwerken reichte, die weit vom Mittelpunkte, den die berühmte Moschee bezeichnet, zwischen Orangenbüschen, Olivenpflanzungen und unter langen Bäumen mit röthlicher warmer Steinfarbe hervorblinkten, so mußte Cordova, die alte, prächtige Residenz der Spanien beherrschenden Maurenkönige, heute noch sehr bedeutend sein. Aber dem war ja nicht so. Das ehemalige gewaltige Cordova ist zusammengeschrumpft zu einer kleinen öden Stadt, und was wir von Mauerwerk im weiten Umkreise zwischen dem dunkeln Grün hervorblinken sehen, sind nur die einsam zerstreut liegenden Ueberreste ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Das jetzige Cordova nährt sich Ackerbau treibend fast größtentheils von der fruchtbaren Ebene, in der es liegt, Kunst und Industrie sind hier verschwunden und sogar das Geheimniß der Bereitung seines berühmten Leders, Corduan genannt, ist mit den Mauren nach Marokko gezogen. — Die Hauptstadt des Königs Abderrhaman ben Moavia, die einstens mit Bagdad und Damaskus rivalisirte, die eine Million Einwohner besaß, in der sich, wie der Chronikenschreiber erzählt, dreihundert Moscheen erhoben, die neunhundert Bäder und sechshundert Gasthäuser enthielt, die aus eigenen Mitteln zwölfhundert prachtvoll bekleidete und bewaffnete Reiter zur Leibwache ihres Königs stellte, was ist aus ihr geworden? Eine kleine Landstadt mit stillen, öden Straßen, die vielleicht noch dreißigtausend Einwohner zählt, die still träumend da liegt, am Fuße der Berge, die einst ihren Glanz gesehen, und am Ufer des Flusses, der einst für die größten Schiffe fahrbar war, bis ins Meer hinaus, und der jetzt von hier bis Sevilla kaum einen elenden Fischerkahn zu tragen im Stande ist.

Ich war von meinem Pferd abgestiegen, und während ich den Abhang hinabschritt gegen den Guadalquivir, dachte ich so lebhaft an die gewaltige Geschichte, die sich hier in dieser Ebene abgerollt, an die wilden Kämpfe um Cordova zwischen Gothen und Mauren, und an die noch blutigeren, lange Jahre dauernden der Mauren gegen Mauren um die Oberherrschaft der Stadt und des Reiches. Jetzt lag Cor-

dova so still und friedlich da; von leisem Winde getragen schwamm der Klang einer Glocke zu uns herüber und das rothe Licht der Abendsonne küßte mit gleicher Liebe die ewigen Berghäupter droben, die in gleicher Pracht und Majestät wie vor Jahrtausenden dastanden, so wie die arme, zurückgekommene Stadt und die Ruinen der ehemals so stolzen Königsburg.

Der Guadalquivir fließt hier in einem tiefen Bette, an dessen Ufern schattige Kastanien stehen, die ihre Zweige in das klare dunkelgrüne Wasser erstrecken. Die alte, prächtige Brücke, die Cordova besitzt, ist weiter unterhalb bei der großen Straße nach Sevilla. Hier, wo wir ankamen, versieht eine alte gebrechliche Fähre den Dienst, und der Fährmann, der vor seiner Hütte lungerte, machte trotz unseres lauten Rufens zuerst lange keine Anstalt uns hinüberzubringen. Der Grund war, daß sein scharfes, spekulatives Auge auf der Höhe einige Reiter zu Esel bemerkt hatte, die ebenfalls nach Cordova wollten, und auf die wir warten mußten. Endlich war alles eingeschifft, und wir setzten uns langsam in Bewegung. Drüben angekommen, befanden wir uns sogleich im ehemaligen Weichbilde der Stadt, in einem Garten voll südlich strotzenden Pflanzenwuchses, welcher Cordova auf drei Seiten mit einem breiten Gürtel einfaßt. Vom Guadalquivir bewässert sind diese Gärten und Felder mit allen Wundern der üppigen Vegetation geziert, von Wegen mit Hecken blühender Cactus und Aloen durchschnitten, so groß und dicht, daß sich Roß und Reiter dahinter verbergen können, und diese gelben Streifen des sandigen Weges von dunkelm Grün eingefaßt, verlieren sich nach dem Gebirge hin allmälig in schattige Wälder von kräftigen Eichen und Kastanien. Nie werde ich den kurzen aber wunderbaren Ritt vom Ufer des Guadalquivir nach der alten Stadt Cordova vergessen. Der tiefe Ton der Glocken schwamm in der lauen Abendluft und klang so friedlich und beruhigend. Hinter uns hatten wir die wilden Steinwege der Sierra Elvira, und während wir auf weichem Sandboden ritten zwischen riesenhaften Aloenhecken, von denen oft die Dritte noch mit ihrem pracht-

vollen dreißig Fuß hohen Blüthenstengel geziert war, an eingestürzten malerischen Mauerresten vorbei, Reste jener uralten Mauern, hinter denen einst die Araber vergeblich dem heiligen Ferdinand zu trotzen vermeinten; zertrümmerten, jetzt einsam stehenden Thorbogen entlang, an deren Wölbung man noch deutlich die zierliche Hufeisenform erkannte, die von freundlichen Palmen überragt waren, sogen wir begierig den würzigen Duft der Orangenblüthen ein, der aus den benachbarten Gärten zu uns herüberdrang.

Am Stadtthor von Cordova verschwand freilich alle diese Poesie, wenigstens für den Augenblick, da wir uns einer genauen Visitation unserer Effecten unterwerfen mußten. Leider war unsere Reisekasse so zusammengeschmolzen, daß wir mit den paar Peseten sparten, durch welche wir die Zollbeamten hätten bestechen können. Schon früher bemerkte ich, daß in Spanien nicht räthlich ist, mit vielem baarem Geld zu reisen. Obgleich wir nun einen Kreditbrief auf Cordova hatten, so konnten wir, da es schon spät war, doch wahrscheinlich erst morgen Gelder erheben und hatten eben noch so viel übrig, um unsern getreuen Alonzo auszubezahlen.

Durch stille, öde menschenleere Gassen, wo wir deutlich an vielen Häusern sahen, daß sie dem Verfall nahe und nicht bewohnt seien, ritten wir längere Zeit aufwärts und gelangten endlich in die Fonda de las Diligencias, ein altes, äußerlich unscheinbares Haus, in enger Gasse gelegen, aber mit einem reizenden Hofe, den ein Bogengang von korinthischen Säulen umgab, dessen Fußboden mit Marmor und bunten Fayenceplatten ausgelegt war, und wo uns ein freundlich murmelnder Springbrunnen willkommen hieß; da, wo die Einfahrt in den Hof mündete, war, wie fast durchgängig in guten Häusern des Südens, ein Gitterthor von zierlich verschlungenen Schmideisenstäbchen angebracht, das den Blick in den Hof von der Straße aus erlaubt. Der Springbrunnen war sehr klein mit achteckigem Becken aus blau und weißen Fayenceplatten, und vier kleine broncene Seepferde spieen die munteren Wasserstrahlen aus. Das Haus mußte sehr alt sein,

denn bei genauer Durchsicht fanden wir später in den Zimmern sehr schöne, alte bunt bemalte Balkendecken mit Ornamenten, bei denen die arabische Ueberlieferung unverkennbar war; eine allerliebste Azotea oder Terrasse zu oberst auf dem Hause wurde von uns häufig erstiegen der herrlichen Aussicht wegen.

Obgleich uns der Wirth des Gasthofes aufs Freundlichste empfing, so bedauerte er doch, uns für heute nur eine kleine Stube in einem hintern Winkel seines Gasthofs geben zu können, da ausnahmsweise heute Morgen mehrere Fremden gekommen seien, und fast sein ganzes Haus durch den Prinzen von Joinville, der mit Gemahlin, Kindern und Dienerschaft schon fast vierzehn Tage da sei, in Anspruch genommen war. Doch versprach er uns morgen eine andere Wohnung, und zwar in dem reizenden Hofe selbst, wo wir abgestiegen. Unser vortrefflicher Hombre valiente wollte heute Abend Cordova noch verlassen, um in einem benachbarten Meierhofe, wo er bekannt war, die Nacht zuzubringen. Auf sein Verlangen stellten wir ihm ein vortreffliches Zeugniß, und zwar in spanischer, deutscher und französischer Sprache aus, worin er uns besonders bat, seine Zuverlässigkeit und seinen Muth nicht unerwähnt zu lassen. Bis ans Thor des Gasthofs gaben wir ihm auch das Geleite, und als er mit seinen vier Thieren die enge Straße hinabkletterte, überschlich mich, ich möchte fast sagen, ein wehmüthiges Gefühl. Voraussichtlich war die Reise von Granada hieher die letzte Reittour, die wir in Spanien machen würden, hatten wir doch sowohl in der Mancha als auch in Andalusien hoch zu Roß sitzend mit unsere angenehmsten Reisetage erlebt.

Am andern Morgen verließen wir zeitig unsern Gasthof, um eine Wanderung durch die Straßen Cordovas zu machen. Dieselbe Ruhe und Stille, die über dem weiten Weichbilde der Stadt liegt, das Ruinenhafte und Verlassene, das uns dort überall entgegentrat, fanden wir auch hier in den engen Gassen wieder. Cordova erinnert mehr noch als Granada an seine arabischen Erbauer. Hier ist Alles maurisch, die Straßen sind eng und gewunden, um die heißen Son-

nenstrahlen abzuhalten; an den Häusern erblickt man fast überall arabische, reich verzierte Portale und Friese und Bögen, die zu ihnen passen; uralte Marmorsäulen in Masse sind überall hinein verbaut, bald hoch oben luftige Bogengänge bildend, bald unten an dem Hause zu arabischen Vorhallen zusammengereiht, oder Arcaden unterstützend, die im Innern der Gebäude um die stillen schattigen Patios herumlaufen. Aber wenigstens drei Viertheile jener ehemaligen Pracht ist verfallen. In vielen Straßen wuchert das Gras auf dem Pflaster und nicken üppige Schlingpflanzen freundlich von den moosbedeckten Dächern herab. An Thorwegen fehlen die Thürflügel, an ehemals reichen Balcons die zierlichen Geländer; zerborstene Treppenstufen erschweren hie und da den Eingang in das Innere von Gebäuden, deren Fundamente gewichen sind und die den Einsturz drohen. Freilich gibt es auch Straßen, deren Häuser besser erhalten sind; so die, in welcher unser Gasthof lag, doch geben auch hier unzählige verschlossene Fensterladen und die tiefe Stille, die über Alles brütet, dem Anblick der Stadt etwas Gespensterhaftes. Am traurigsten und verlassensten ist die ehemals wirklich prachtvolle Plaza major, jetzt Plaza de la Constitution. Es ist dieß der Hauptplatz der Stadt, den in einem regelmäßigen Viereck große stattliche Häuser umgeben, die unten mit Arcaden versehen sind. Einstens waren diese bestimmt, reiche Waarenlager aufzunehmen, jetzt aber sind sie verödet und nur hie und da hat sich in irgend einem Winkel ein armseliger Kramladen eingenistet. Wenn wir über den Platz schreiten, so rufen unsere Fußtritte ein bedenkliches Echo wach, und wenn wir darüber erstaunt an den hohen fast prächtigen Häusern emporblicken, so sehen wir an geschlossenen Balkonthüren und Jalousien, ja an öden Fensterhöhlen, durch welche Wind und Wetter ziehen, daß die meisten dieser Gebäude verlassen sind, und gewiß schon seit langer Zeit, denn manche zeigen verdächtige Spuren ihres gänzlichen Verfalls und drohen den Einsturz. Daß dadurch das Straßenleben auch nicht bewegt und mannigfaltig sein kann, versteht sich von selbst; die Leute, die man auf der Straße sieht, gehen still

und ruhig ihrer Wege und scheinen ernsthafter zu sein, als ihre übrigen andalusischen Landsleute. Vielleicht fühlen sie schmerzlich den Verfall ihrer einstens so schönen Stadt, deren prachtvolle Lage in einem so fruchtbaren Thale an den Ufern des schönen Guadalquivirs wohl ein besseres Schicksal verdient hätte. Ja die Lage von Cordova ist schön, und auch die Stadt troß ihrer öden Stille und troß der überall sichtbaren Spuren ihres Verfalls. Wölbt sich doch über sie fast beständig ein klarer tiefblauer Himmel, und gießt doch die Sonne fast ohne Unterbrechung ein wahres Meer von Licht über Cordova aus.

Hat man sich erst einmal an diese stillen Straßen, an diese stummen Häuser gewöhnt, so kann man sie ordentlich liebgewinnen. Gerade das Ruinenhafte ihrer Häuser bringt eine so malerische Wirkung hervor, und wenn man durch die schattigen Straßen wandelt, so findet das Auge überall Etwas, worauf es mit Interesse verweilt: die tiefdunkeln untern Stockwerke dieser Häuser mit ihren Balkonen, Säulen und Eisengittern, die oben ein scharfer, freundlicher Strahl der Sonne vergoldet, der liebend hineinzudringen scheint in die offenen Fenster leerer Gemächer und hoch oben blendend erglänzen läßt die weißen Marmorsäulen einer luftigen Loggia, die sich so deutlich von dem tiefblauen Himmel abhebt. Dort senkt sich eine Straße hinab, gewunden, unregelmäßig, so daß sich die charakteristischen Häuser wie eine Theaterdecoration auseinanderschieben, uns so den vollen Anblick eines alten röthlichen Thurmes gewährend, der trotzig mitten im Wege zu stehen scheint mit seiner arabischen Mauerkrönung und der Wölbung seines Thores in eleganter Hufeisenform. Dabei liegt die Straße tief im Schatten, in dem einzelne Handwerker vor der Thüre arbeiten. Die Sonne kann noch nicht hier eindringen, glüht aber dafür auf der andern Seite des alten Thurmes und beleuchtet den Thorweg unter demselben mit strahlendem Lichte. Dort werden plötzlich ein paar Reiter sichtbar, Gensdarmerie zu Pferde, die aus dem glänzenden Thorbogen hervor im tollen Carrière die Straße heraufsprengen und so dort einiges Leben verursachen. Die Handwerker sehen einen Augen-

blick von ihrer Arbeit in die Höhe, ja hie und da öffnet sich ein Fensterladen, ein weiblicher Kopf wird sichtbar, um aber sogleich wieder zu verschwinden, und dann ist es wieder so ruhig wie vorher. Der Schneider näht ruhig weiter, der Schuster klopft sein Leder, und außer diesen taktförmigen Schlägen hört man weiter nicht den geringsten Lärm in der Straße.

Unten an dem alten maurischen Thurme führt eine schmale Seitengasse auf einen kleinen Platz, der wo möglich noch stiller und melancholischer ist. — Wohnt hier Jemand, oder sind hier alle Häuser verlassen? Wir wissen es im ersten Augenblicke nicht. Sämmtliche Thüren sind verschlossen, ebenso die Fenster und Balkone, die erstern haben zum Ueberflusse inwendig noch einen weißen Vorhang, über die letztern ist eine Strohmatte niedergelassen, die über die Brüstung des Balkons herabhängt. — Tiefe Stille rings umher, und wenn wir uns räuspern, so ist es gerade, als räuspern sich viele unsichtbare Bewohner der umliegenden Häuser ebenfalls.

Wir schreiten langsam weiter und sind schon in der Nebenstraße, als wir den Accord einer Guitarre vernehmen. Gleich darauf ertönt eine weibliche Stimme und singt die ersten Strophen eines Volksliedes. Auch Schritte erschallen nun von der andern Seite her, aber die Füße, welche sie verursachen, treten so fein und leicht auf, daß es uns nur die tiefe Stille rings umher möglich machte, sie zu vernehmen. Es ist ein junges und schönes Mädchen, die gerade auf die Thüre des Hauses zuschreitet, woher wir den Gesang vernommen. Während die eng anschließende Basquina von dunkel violetter Seide die weichen Umrisse des stolzen Leibes und der schlanken Glieder verräth, fällt die Mantille von schwarzen Spitzen leicht von der Stirne über die Schulter bis in die feine Taille herab; die Hand mit dem Fächer hält sie unter dem Kinne zusammen, und ein kleiner Druck der Finger läßt uns einen Moment den Anblick des schönen Gesichts genießen, um im nächsten die Spitzen zusammenzuziehen und den Fächer auseinan-

der zu werfen. So schreitet die Andalusierin leicht und graziös die Treppen an dem bezeichneten Hause hinauf, und da die Basquina ziemlich kurz ist, so sehen wir einen wunderbar zierlichen grünen Schuh und noch ein ziemliches Stück des weißen seidenen Strumpfes. Gleich darauf aber ist sie hinter der Thür verschwunden, der Gesang hat aufgehört, und eine tiefe Stille herrscht wieder auf dem Platze. Aber nicht lange; denn bald hören wir es flüstern hinter der herabhängenden Strohmatte, und an jeder Seite lugte eine Mantille hervor und unter jeder ein paar glänzende schwarze Augen. Es scheint uns, die jungen Damen in Cordova haben auch zuweilen Langeweile und betrachten sich alsdann, vielleicht nicht ganz ohne Interesse, ein paar Fremdlinge, die vor ihrem Hause stehen, und es fast ungebührlich angaffen. — Es ist zuweilen sehr gut, wenn einem eine vollkommene Kenntniß der Landessprache mangelt, denn der Platz war sehr einsam, nicht einmal die Sonne warf einen neugierigen Blick herein, rings umher tiefe Stille und Einsamkeit.

Wie unser Wirth versprochen, bekamen wir schon am Mittag ein Zimmer neben dem Patio, und wenn wir die Thüren öffneten, so vernahmen wir das freundliche Murmeln des kleinen Springbrunnens. Nachdem wir uns dort gehörig eingerichtet, gingen wir mit einem kundigen Führer zur berühmten Moschee von Cordova, der größte, fast einzige maurische Tempel, von dem mehrere Theile ganz unverändert auf unsere Zeit übergegangen sind; die Mesquita, wie sie bei den Arabern hieß, wurde von Abderrhaman erbaut und war uns mit ihrem imposanten Säulenwalde schon längst aus Zeichnungen und Bildern bekannt. Von außen macht dieß wunderbare Gebäude nur an der Seite des Haupteingangs einen einigermaßen großartigen Eindruck. Die Moschee steht ohne erhabenen Thurm hoch gelegen über den Ufern des Guadalquivirs und ist rings von einer glatten hohen Mauer eingefaßt, die außer den stark vorspringenden Strebepfeilern keine andere Verzierung zeigt, als schlanke arabische Mauerzinnen. Nach dem Gebrauche der Orientalen verschließt sie die innere Pracht

und Herrlichkeit vor dem Blicke der Außenwandelnden und läßt nicht ahnen, welch prachtvolles Bauwerk sie umgürtet. Unter einem niedrigen Minaret im Style der Giralda befindet sich der Haupteingang; doch öffnet sich nicht weit davon vor uns ein kleiner maurischer Thorbogen, der uns aber statt in die Kirche selbst auf den Vorhof führt, den man bei jeder Moschee findet, auf den Patio de las naranjas, den Orangenhof. Es ist dieß eine reizende liebliche Einrichtung der orientalischen Tempel. Hier lustwandelten die Gläubigen unter duftenden Orangen, oder sahen gedankenvoll dem hoch aufspringenden Strahl der Fontainen zu, ehe sie sich in die dunklen Hallen der Kirche begaben. Für mich wird dieser kleine reizende Platz immer eine liebe Erinnerung bleiben, und ich saß hier träumend manche Stunde, wenn meine beiden Reisegefährten in den benachbarten Straßen zeichneten. Und doch war der Orangenhof gar so einfach, aber gerade dieß Einfache, so wie die gänzliche Abgeschlossenheit von der Welt, ist es, was seinen Reiz ausmacht, ein geräumiger, viereckiger Hof mit Orangen bepflanzt, deren Duft ihn ganz erfüllt; in der Mitte erhebt sich eine große Marmorfontaine, die ihren Wasserstrahl hoch hinaufwirft, während sich zu ihren beiden Seiten ein paar klare plätschernde Brunnen mit glänzenden Goldfischen befinden. Das Abwasser dieser Brunnen kann vermittelst gemauerter Rinnen, die nach allen Richtungen auf der Erde hinlaufen, an den Fuß jedes der Orangenbäume geleitet werden. Man öffnet eine kleine Schleuse und im Augenblicke ist der Fuß der schönen Bäume von dem klaren frischen Wasser umspült. Zwischen den Orangen erheben sich einige düstere, fast schwarze Cypressen und neben ihnen ein paar schlanke Dattelpalmen, deren herabhängende feingezackte Blätter sich leise im Hauche des Windes wiegen. Auf zwei Seiten dieses Platzes befinden sich bedeckte Arkaden mit zierlichen maurischen Säulen und Bogen, über dem glatten, darauf ruhenden Mauerwerk ragen die sägenförmigen Zinnen der mit dicken Strebpfeilern verstärkten Umfassungswand herein, auf der dritten ist, wie gesagt, der Thurm, ein moderner Aufbau über dem alten Unter-

theil, aus dem der herrliche Bogen der Puerta del Perdon ausgeschnitten ist, die den Hauptzugang zu diesem Hofe bildet. Die gewaltigen Thürflügel sind mit Bronzeplatten von zierlicher Arbeit in sechseckiger Ineinanderfügung beschlagen und wunderschöne Thürklopfer zieren diese ruhigen prächtigen Flächen. Ein paar breite Stufen führen innerhalb von diesem Thor auf die Terrasse und vor uns haben wir die Moschee selbst mit ihrem hohen Portal, eine langgestreckte ruhige, einfache Masse, die nicht ahnen läßt, was im Innern verborgen ist. So oft ich hierher kam, fand ich den Vorplatz belebter, als die Kirche selbst. Eine Menge kleiner Buben spielten um die Bewässerungsrinnen am Boden oder umlagerten die Brunnen, wo sie vermittelst der herabgefallenen Blätter der Orangen Wasser schöpften und tranken. Alte Männer saßen, obwohl es dem Kalender nach Winter war, in den schon recht heißen Strahlen der Sonne, die zur Mittagszeit neben dem Haupteingange glänzend und die dunkeln Steinmauern angenehm erwärmend hereindrangen.

Endlich öffnet sich vor uns die große Thüre der Moschee und wir stehen aufs Höchste überrascht vor dem Säulenwalde, der sich vor unsern Blicken erhebt und sich endlos auszudehnen scheint. Eintausend und achtzehn Säulen stehen hier in neunzehn Reihen von Norden nach Süden zu dem Alquibla, d. h. dem Theile gegen Mittag. In entgegengesetzter Richtung gezählt, bilden sie achtunddreißig andere Säulenreihen, die von Osten nach Westen gehen und hier eine engere Eintheilung haben. Diese Säulen sind von verschiedenen Arten von Marmor und Granit gearbeitet, bald weiß, gelblich, grau, röthlich, ins Bläuliche schimmernd, bald gefleckt, bald schwarz. Theils sind sie glatt, theils canelirt, theils haben sie gewundene Verzierungen. Aber gerade diese Mannigfaltigkeit stört nicht im Geringsten die erhabene Wirkung, vielmehr erzeugt der Wechsel dieser Farben einen überraschenden Totaleffekt. Die Dicke derselben beträgt nicht über anderthalb Fuß, ihre Höhe nicht über sechszehn Fuß; sie tragen auf zum Theil etwas derben, an das Korinthische erinnernden Kapitälen zwei Reihen

von hochgesprengten maurischen Hufeisenbögen über einander, so daß trotz der Niedrigkeit der Säulen, die aus eingelegtem Holzwerk reich verzierte frühere Decke des Gebäudes an vierzig Fuß hoch war. Worin liegt nun die ungeheure Wirkung, welche diese Kirche auf uns macht? Die Moschee des großen Kalifen in Damaskus ist erhabener, prächtiger, aber als ich sie betrat, umwehte mich nicht diese eigenthümliche, ich möchte fast sagen, berauschende Poesie, wie hier in dem endlos scheinenden Säulenwalde von Cordova, dort hat man Zeit und Laune, alles ruhig zu betrachten, zu vergleichen, abzumessen, hier möchte man nur träumend durchschreiten, und dabei trauernd an jenes wunderbare Volk denken, welches diese ungeheure Wirkung mit so wenig Mitteln hervorgebracht. Herrlich war die Ausschmückung in Gold und Farben, wie sie einstens bestand —; jetzt ist sie verblichen und übertüncht. Aber die Conception des Ganzen ist so einfach, wie möglich, Säulen und Bogen, die sie verbinden, und darüber das Dach, keine prachtvollen Fenster, keine großartige Kuppelwölbung! und doch so reizend, so unvergeßlich schön! Die Säulen sind fein im Vergleich zu dem Anblick der großen Last, die sie tragen, aber aus welchen herrlichen Materialien bestehen sie, aus den härtesten Graniten und Marmorn, sie haben schon an die tausend Jahre ihre Last getragen und werden, wenn man sie nicht niederreißt, noch aufrecht stehen, wenn manches gewaltige Bauwerk einer früheren oder späteren Periode zusammengestürzt ist.

Langsam schreiten wir durch die stillen Räume und wohin wir uns wenden, wo wir auch stehen mögen, überall treten zahllose Perspectiven in geraden und besonders überraschend in den Diagonallinien vor unsere Augen, so daß namentlich bei dem feierlichen Halbdunkel, welches hier herrscht, dieselben endlos zu sein scheinen.

Ums Jahr 786 begann der König Abderrhaman I. den Bau der großen Moschee. Man behauptet, er habe selbst den Plan dazu entworfen und sei dabei von der Absicht ausgegangen, diesen Tempel dem in Damaskus ähnlich, aber größer und erhabener in Pracht und Auf-

wand, als die neue Moschee zu Bagdad, errichten zu lassen, damit er mit der Alaksa, dem heiligen Hause zu Jerusalem, verglichen werden könne. Bekanntlich verehren die Muhamedaner zwei Tempel oder heilige Häuser, die Caaba in Mekka und die Alaksa zu Jerusalem. Alaksa heißt die Entferntere, auch wird die Moschee in Jerusalem der Tempel der Auferstehung genannt, sowie auch Assahara die vom Felsen. Zum Bau der Mesquita wurden Säulen herbeigeschafft von Nîmes und Narbonne in Frankreich, von Sevilla und Arragonien, von Italien, von Constantinopel und aus den Ruinen Carthago's. Der erste Kalif erlebte aber den Ausbau nicht mehr, und leider entstellte sein Nachfolger Hixem, der ein berühmter Poet war, durch symmetriewidrige Erweiterung den ursprünglichen Bauplan und zerriß so die Einheit und Harmonie desselben. Das hätte aber Alles noch nicht so viel zu sagen gehabt, als die langsame und systematische Zerstörung dieses wunderbaren Bauwesens durch das erobernde Christenthum, welches den Gewohnheiten und Bedürfnissen seines Cultus gemäß hier eine unpassende Kapelle zwischen die Säulen hineinzwängte, dort Altäre errichtete, deren spitze Aufsätze den runden schwunghaften Bogen so unaussprechlich wehe thun. Die gewaltsamste Zerstörung aber begann im fünfzehnten Jahrhundert; die als herrlich beschriebene, geschnitzte und bemalte Decke von Lerchenholz wurde herausgenommen und durch nackte, weiß getünchte Gewölbe ersetzt, diese vielfach durchbrochen, um mehr Licht hereinzuführen und so die frühere geheimnißvolle Dämmerung, so günstig für die dem Islamismus entsprechende Beleuchtung dieses unabsehbaren Raumes durch zahllose Lampen, vertrieben.

Nicht genug, die eifrige Geistlichkeit wußte dem großen Karl die Erlaubniß abzunöthigen, in die Mitte der Moschee eine christliche Kirche setzen zu dürfen und zu diesem Behufe ließ der Bischof Alonzo Manrique, der sich für ein Bautalent hielt, trotz aller Einwürfe der vernünftigeren Stadtbehörden die Säulen und Bogen, die hinderlich waren, ausbrechen, um für ein Schiff und Chor, die zusammen die Größe einer ansehnlichen Kirche haben, Raum zu gewinnen. Karl V.,

der bei andern Gelegenheiten leider selbst keine große Vorliebe für die nachgebliebenen Bauwerke der Araber zeigte, war, wie uns Ponz berichtet, als er später während des Kirchenbaus, der nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte, die Moschee zum erstenmale besuchte, doch so entrüstet, daß er zu dem Bischof und Kapitel sagte: Ihr wißt nicht, was ihr gethan habt. Um eine Kapelle zu erbauen, die ebenso gut draußen hätte stehen können, habt ihr leichtsinniger Weise Etwas vernichtet, was in seiner Vollendung einzig in der Welt bestand. Und darin hatte der große König sehr Recht. Hätte man die christliche Kirche neben die Mesquita gebaut und diese als den größten Portikus der Welt belassen, so wäre eines der erhabensten Bauwerke entstanden, ein achtes Weltwunder.

An und für sich ist die Kirche von edlen Proportionen und mit einem prachtvollen gerippten Gewölbe überspannt, alles Detail ist in den schönsten Renaissanceformen und die Vergoldung fast überreich; man könnte ein wahres Wohlgefallen daran haben, aber sobald man aus ihr heraus wieder den wunderbaren Arkadenhain, der sie umgibt, betritt, überkommt einen ein unwiderstehlicher Unmuth über die Blindheit des Eifers jener Priester.

Wohl mochten die Mauren, als sie im Jahr 1236 Cordova für immer verlassen mußten, eine Ahnung davon haben, wie die eindringenden Christen mit ihrem heiligen Hause umgehen würden, und um das Allerheiligste in demselben, die Mirah, zu schützen, vielleicht auch damals an eine Rückkehr denkend, vermauerten sie dieselbe so kunstvoll, daß sie erst fast sechshundert Jahre später und zwar im Jahr 1815 aufgefunden wurde, wo Steinhauer, die irgend eine Reparatur vorzunehmen hatten, auf die zugemauerte Wölbung stießen.

Die Mirah, wegen einer Reliquie von den Gebeinen Muhameds, die hier aufbewahrt wurde, auch Zancarron genannt, verschloß ein kostbares Exemplar des Alcoran; sie ist gegen Osten an der sehr dicken Umfassungswand der Moschee gelegen und in dieser Mauer war der Raum zu Aufbewahrung obiger Kostbarkeiten ausgespart, ein verhält-

nißmäßig kleines Gemach, nur durch eine einzige Thüre von der Moschee aus zugängig. Dieses Gemach nun, wie die hufeisenförmige Thüre, die dazu führt, ist hinsichtlich der Pracht der Mosaiken wirklich das Kleinod dieses gewaltigen Ganzen, der Hufeisenbogen der Thüre ist in keilförmige Felder nach dem Fugenschnitt getheilt und der Führer, indem er das an einer Stange befindliche Wachslicht den feinen Mosaiken in der Höhe nähert und auch das kleine Gewölb in der Mauer uns beleuchtet, denn Lichtöffnung von Außen ist keine da, vermehrt durch die Möglichkeit einer genaueren Besichtigung noch unser anfängliches Erstaunen.

So hatte ein guter Genius dieß Heiligthum der Moschee bewahrt, und es stand lange, lange Jahre beschützt von dicken Marmorwänden mitten unter Crucifixen und Altären, und während draußen die Orgel klang, Glocken läuteten und christliche Hymnen ertönten, riefen im stillen Innern der Kapelle unzählige goldene und farbige Inschriften: Es ist kein Gott als Gott und Muhamed ist sein Prophet!

Ist die Anordnung der Bogenwände, die ein Schiff der Moschee gleichsam als besondere Gasse von dem andern trennen, mit geringen Abweichungen nach einem und demselben einfachen Systeme, so wird die Architektur des vor der Mirah liegenden drei Bogen langen und drei Bogen breiten freien Raums weit lebendiger und phantastischer. Die Säulen sind doppelt über einander und die Bogen, an und für sich schon nach unten und oben ausgezackt, durchdringen und verschlingen sich wechselsweise, jedoch überall den freien Durchblick durch die mannigfaltigen dadurch entstehenden offenen Felder gestattend. Ueberdeckt ist dieser Vorplatz mit einer Wölbung, in der die Rippen nach der Richtung mehrerer durch einander geschobener Polygone laufen und die Zwischenfelder mit kunstvoll gearbeiteten Muscheln ausgefüllt sind, so sinnreich an einander gereiht und in Größe und Farbe so angenehm mit einander abwechselnd, daß vor dieser auf den ersten Anblick ganz fabelhaft scheinenden Combination das Auge nur Bewun-

derung ist, einmal über das andere die unsagbare Pracht der Marmore u. s. w. und dann wieder den Scharfsinn der Erbauer anstaunend.

Als der Zancarron endlich entdeckt wurde, war die spanische Geistlichkeit glücklicher Weise so vernünftig, ihn in der ursprünglichen Gestalt bestehen zu lassen, und er läßt nun in seiner wunderbaren Schönheit ahnen, wie ehemals die ganze Mesquita ausgeschmückt war.

Die Mascura, jetzt Capilla de la villa viciosa getauft, liegt erhöht gegen die Mitte der Moschee, nahe bei der Kirche und war der Ort, wo sich die Könige befanden, wenn sie den öffentlichen Gebeten beiwohnten; sie ist auf vierundzwanzig Säulen von verschiedenfarbigem Marmor gebaut, die vier nach oben reich durchbrochene Mauern bilden und im Quadrat gestellt sind. Eine der Seiten ist zwischen den Säulen von unten auf geschlossen, die drei andern erlauben den Blick durch reiche, vergoldete Eisengitter in das Innere. Die Decke ist muschelförmig aus weißem Marmor dargestellt und die Wände sowie der Boden enthalten Alles, was in der großen Kunstperiode der Araber die reichste Phantasie an Gold und Lasur-Mosaik, an Arabesken und gemalter Steinsculptur erfinden konnte.

Bei allem dem macht das Innere der Mesquita einen fast wehmüthigen Eindruck. Die halbdunkeln Hallen sind ihres prachtvollen Schmuckes entkleidet, die herrlichen Malereien wurden mit weißer Tünche bedeckt und vom ehemaligen Fußboden ist keine Spur übrig geblieben. Wie mag das früher gewesen sein, als Tausende von Lampen von der Decke herabhingen, als der Boden mit Matten und prächtigen Teppichen bedeckt war und als das Volk der Gläubigen in ihren reichen malerischen Gewändern anbetend diese Hallen füllte? Heute liegt es wie tiefe Trauer auf dem Tempel Abderrhaman's, die Kapellen und Altäre sehen so düster und fremdartig aus und scheinen sich unheimlich zu fühlen in ihrer so ganz andern Umgebung. Ganz eigenthümlich schallen die Töne der kleinen Glocken vom Altare herüber, wo eben eine Messe gelesen wird und der Glanz der Kerzen, sowie der qualmende Weihrauch scheint dort im engen Umkreis des christ-

lichen Altars zu bleiben und sich nicht gerne ausbreiten zu wollen unter den arabischen Säulenhallen. — — Ja, wie Alles vergeht, was Menschenhände machten, so auch der Glanz und die Pracht dieses Hauses. Nur die Natur in ihrer ewigen Jugend und Liebe ist sich gleich geblieben und durch die weit geöffneten Thore sehen wir auf den Orangenhof hinaus: dort leuchtet dieselbe Sonne wie damals und wie damals stehen auch dort noch die Reihen der Orangenbäume gleich grün, gleich duftend von hier aus gleichsam als eine lebendige Fortsetzung der jetzt todten Säulenreihen des Innern erscheinend.

Während wir langsam dem Ausgange zuschreiten, zeigt uns unser Führer in einem Winkel der Kirche auf einer Säule von dunkelgrünen Jaspis ein grobes unförmliches Kreuz, La cruz del cautivo. Es steht bei den Cordovesen in großer Verehrung; denn, wie die Legende sagt, ward ein gefangener Christ von den Mauren an diese Säule gefesselt und gezwungen, die Verhöhnung seines heiligen Glaubens mit anzusehen. Da kratzte er mit den Nägeln seiner Hände das Kreuz in den harten Stein, so gleichsam im Namen desselben Besitz nehmend von dem Tempel des falschen Propheten.

Nicht weit von der Moschee, ebenfalls am Ufer des Guadalquivir ist ein Platz, wo sich ehedem ein fast nicht minder prächtiges Gebäude erhob: der Alcazar der maurischen Könige, eine Burg, in der viel Gold und Blut geglänzt, wo der Schrei der Lust und des Schmerzes erschallte. Der Hof der Könige von Cordova und Spanien war ein üppiger Hof und hier glänzten die tapfern morgenländischen Eroberer und unter den Almansors und den Almoraviden feierten hier maurische Ritter und Damen wilde, nächtliche Feste, wie die späteren Zeiten wohl nichts Aehnliches aufzuweisen haben, und während die Dichter die feenhaften Weiber besangen, schön wie die Houris und von schwellenden Rosenlippen, schlankem Palmenleib und süßen Gazellenaugen schwärmten, seufzten die Philosophen schon damals über die Eitelkeit und Vergänglichkeit dieser Welt, und während einer der Ersteren sang:

— — — — O Alcazar,
Des Paradieses Ebenbild,
Du scheinst aus Leopardenfellen
Voll Pracht und Herrlichkeit erbaut,
Wie herrscht in deinen Prunkgemächern
Der Schönheit wunderbare Lust!
Es glänzen deine Marmorsäulen
Mit Gold aus Tibar reich verziert.

sprach nach einem glanzvollen Feste der Philosoph Suleiman ben Abdelgafir el Firezi zum Kalifen Alhakem:

Vier sehr gewandte Schützen schießen
Beständig auf mich Armen los,
Der Teufel, Welt, der Magen, Liebe,
Vor diesen, Herr! bewahre mich!

Je nach dem Temperamente der Könige waren die Hallen ben Alcazars unter Klängen rauschender Musik mit Lust und Freude erfüllt, und strahlten ihre Gärten nächtlicher Weise im Glanz farbiger Feuer; das war die glückliche Zeit, wo sich ein Bittsteller dem Könige nahte, der sich aber in den Gärten bei seinen Sklavinnen befand, und es wagen durfte, ihm seine Bittschrift mit folgenden Versen, die er auf Rosenblätter schrieb, zuzusenden:

Die Schönen, wenn sie gleich nur Sklaven
Der Männer und ihr Plaggeist sind,
Befehlen doch nach eignem Willen,
Ja, und zum Sklaven wird der Herr.
Doch dafür, wenn wir Rosen wollen,
Und sie nicht Feld, noch Garten beut,
Empfangen wir von Mädchenwangen
Sie zarter noch und dornenlos.

Drum darf ich wohl die Hoffnung nähren,
Dieß Schreiben finde gut Gehör,
Weil ich aus Rosen es gebildet,
Der Mädchenwangen schönem Bild.

Der arabische Chronikenschreiber, der dieß erzählt, fügt hinzu: Diese Verse wurden abgelesen, fanden Beifall und dienten den Sklavinnen des Königs zum Gesange. Des Bittstellers Gesuch wurde genehmigt und er empfing noch überdieß eine Anweisung auf hundert Dinaren. Zuweilen auch lagen diese glänzenden Hallen finster da, am Ufer des Guadalquivirs, in den Orangenhainen sah man das Glänzen der Harnische, das Leuchten eines Dolches oder vernahm wie unter König Alhakem I. die entsetzlichen Klagen zahlloser Unglücklichen, die der Kalif vor seinen Augen in einer langen Reihe am Ufer des Flusses spießen ließ, weil sie sich gegen seine grausame Regierung empört hatten. In vielen Romanzen lebt die Geschichte dieses Königs fort, und manche schildern ihn, wie er wahnsinnig geworden sei und in tiefe Trauer versenkt, auf dem Wall des Alcazars umherirrte. Da habe das Schauspiel jener Gräuelscene ihm stets vorgeschwebt, streitende Volksmassen sich vor seinen Augen bewegt, das Geschrei der Kämpfenden, Verwundeten und das Geröchel der Sterbenden seine Ohren umsaust. Dann ließ er mitten in der Nacht seine Cadi's und Wazire rufen und wenn sie versammelt waren, um Dinge von großer Wichtigkeit zu hören, befahl er seinen Sklavinnen zu singen und Instrumente zu spielen. Eines Nachts, kurz nach dem Schlafengehen, ließ er einen Diener, Namens Hyacinth, rufen, dessen Geschäft darin bestand, den langen Bart des Königs mit wohlriechenden Salben einzureiben; da nun dieser Diener, im Zweifel, ob dieser Befehl ihm gelte, einige Zeit zögerte, so rief der König mit lauter Stimme; „wo bist du, Sohn der Faulheit?“ und zerschlug dem Herbeigesprungenen die Bisamflasche auf dem Kopf in Stücke. Hierüber äußerst erschrocken, habe der Diener Hyacinth in größter Unterwürfigkeit gefragt: „Welche

ungewöhnliche Stunde, Herr, zum Einsalben?“ Alhakem aber darauf geantwortet: „Sei außer Sorgen, die Salben gehen uns allen Beiden nicht aus, so viel auch davon gebraucht oder verschwendet wird; denn damit wir nie Mangel daran haben möchten, habe ich so viele Köpfe abschlagen lassen.“

Wie den Fall dieser prachtvollen Schlösser ahnend, sprach der Poet Abulasi, ein sehr gelehrter und berühmter Mann, als er in Gedanken vertieft, an dem Ufer des Flusses von Cordova, dem Alcazar gegenüber auf und ab ging, folgende Verse aus dem Stegreif:

Alcazar! welche Herrlichkeiten
Und Reize schließest du nicht ein,
Dein Schicksal wolle dich bewahren
Vor unheilschwerem Untergang!
Welch eine Menge mächt'ger Herrscher
Bewohnte dich schon, Königshaus!
Heut zwar schwingt noch um deine Grüfte
Der Himmel günstig seinen Stab.
Belehr' die Welt, die von dem Glücke
So leicht und oft betrogen wird,
Warum auch du sie willst betrügen,
Da jeder doch die Täuschung kennt?
O glaube nicht, so muß es bleiben,
Die Zeit geht ihren eignen Lauf;
Wornach sie heut mit Sehnsucht haschet,
Verächtlich wirft sie's morgen hin.
Wo sind sie denn, die mächt'gen Herren,
Die einst in Syrien geherrscht,
Die Säulen, Thürme und die Bogen,
Und ihrer Schlösser ganze Pracht?
Herabgestürzt von ihren Höhen,
Bemerkt man ihre Spuren kaum,

So wenig als am Fuß des Berges
Ein winziges Ameisennest.
Weit besser ist's, im Thale wohnen
Bei Mäßigkeit und stiller Ruh,
Als Freuden in den Höhen suchen
Und an des Abgrunds steilem Rand.
Der wird hienieden besser leben,
Der taub ist für der Sinnen Reiz.
Laßt die Verborgenheit uns loben,
Wenn bei des Frühroths schönem Glanz
Die Wolken nach und nach verschwinden
Und man sich still des Tages freut.

Und der Verfall dieses prächtigen Hauses erfolgte schneller und gänzlicher, als es die finsterste Phantasie hätte zu träumen gewagt. Nachdem die Christen Cordova einnahmen, fiel Stadt und Burg ums Jahr 1493 in die Hände Ferdinand's von Arragonien. Karl V. gab den Alcazar der Inquisition, welche sich in dem Palast einnistete und ihn nach ihren Bedürfnissen umänderte; d. h. die Springbrunnen versiegen ließ, die Gärten verwildern und die feinen graziösen maurischen Fenster theils zumauern, theils mit unförmlichen eisernen Gittern versehen ließ. Dann begann hier ein furchtbares blutiges Treiben, über das selbst Alhakem I. erstaunt gewesen wäre. Die schönen Gartensäle mit den kühlen Gewölben wurden zu Gefängnissen und Folterkammern, im Prunkzimmer der maurischen Könige wohnte der Groß-Inquisitor und im Saale Almansor's des Duldsamen, wo einstens mit goldenen Buchstaben in die Wand gegraben war: „Die Könige Cordova's gestatten den Christen die freie Ausübung ihrer Religion“ hielten jetzt christliche Mönche ihr blutiges Gericht.

Nach und nach aber zerfiel Schloß und Gärten, überhaupt was lieblich und schön gewesen war vom Palast der maurischen Könige. Nur die festen viereckigen Thürme und der starke Wall, der das Ganze

umgab, bestanden noch bis zur Zeit der Unabhängigkeitskriege, und dienten den Spaniern als Festung, in der sie sich auf's Tapferste schlugen. Was die langsam zerstörende Zeit übrig gelassen, warfen die französischen Kanonen schneller darnieder. Nach der Einnahme Cordova's war der Alcazar nichts mehr, als ein malerisch verworrener Steinhaufen, ein zerstörtes Paradies, wo eine einsame Palme traurig ihr Haupt wiegt über verwilderten Gruppen von Orangen- und Citronenbäumen.

Vom Ufer des Guadalquivirs gingen wir oft auf den Platz, wo diese Burg stand. Von Terrasse zu Terrasse stieg man ehemals aufwärts, und da, wo jetzt Marmortrümmer liegen, führten einst marmorne Stufen hinauf. Oben auf der Höhe der Stadt stehen noch die Ruinen zweier riesenhafter Thürme und man erkennt auch wohl noch einen Theil der ehemaligen zierlichen Mauerkrönung, sowie ein paar zugemauerte arabische Fenster. Um den Fuß dieser Thürme hat irgend ein Einwohner der Stadt Schutt und Trümmer weggeräumt und dort einen kleinen reizenden Garten angelegt. Wie uns der Führer sagte, fand er nicht nur einen Theil der arabischen Wasserleitung, sondern sogar die Spuren großer Marmorbassins, die er reinigen und herstellen ließ; und wie sie heute dastehen in zu großen Verhältnissen für den kleinen Garten, in länglich viereckiger Form, aus mächtigen Marmorquadern erbaut, alle kunstreich unter einander verbunden, so erkennt man wohl, daß es in der That Ueberreste der ehemaligen Gärten des Alcazars sind.

Dieser Garten ist lieblich und mit vielem Geschmack angelegt, überall von den großen Bassins gespeist, plätschert das Wasser hervor und befeuchtet die Citronenspaliere und Orangenbäume, die hier von allen rauhen Winden geschützt in seltener Ueppigkeit gedeihen. Der freundliche Gärtner zeigte uns einen eigenthümlichen Kohl, der in Stauden oder Bäumchen in einigen Jahren vier und fünf Fuß hoch gewachsen war. Er stand vertheilt zwischen Geranienbüschen und dunkellaubigen Granaten und stach mit seinen krausen Blättern von

den verschiedensten blendenden Farben, gelb, roth, grün, blau, violett, prächtig von ihnen ab. Der Gärtner schenkte mir Samen davon, den ich später zu Hause pflanzte, aber nur kleine Kohlstauden, freilich mit gefärbten Blättern, erzielte, die der erste kalte deutsche Winter unerbittlich wieder hinwegraffte.

Vom ehemaligen Walle, der den Alcazar umgab, ist noch ein Brocken stehen geblieben, von dem man auf den Guadalquivir niedersehen kann und auf die Gegend jenseits des Flusses. Auch dort entdeckt man zwischen dem Grün der Bäume arabische Ruinen aller Art, Reste von Thürmen, von Mauern, ja von verfallenen Gebäuden, an denen man noch die Spitzbogenform der Fenster erkennt. Links von uns sahen wir die geneigte Ebene, auf der wir von Granada herüber geritten waren, gerade aus führt ein ziemlich schlechter Weg die Höhe hinauf mit Umgehung von Granada nach Malaga. Zu unserer Rechten aber haben wir die prachtvolle Brücke, welche der zweite Kalif, Hixem I., in sechszehn Bogen über den Guadalquivir bauen ließ mit ihrem stark befestigten Brückenkopf, la callahorra, unter dessen Thorbogen gerade die spanische Diligence dahin rollte auf der schönen, aber staubigen Straße nach Sevilla, auf dem Wege, den auch wir wahrscheinlich morgen Abend machen werden, wenn wir nämlich das Glück haben, drei Plätze zu finden.

Der freundliche Wirth unseres Gasthofs, der uns liebgewonnen hatte und sich viel mit uns beschäftigte, namentlich mit unserem Oberbaurath, der ihm einige höchst wichtige Rathschläge über ein neu zu errichtendes Pumpenwerk ertheilte, hatte uns auf den Nachmittag und Abend zu einer kleinen Tertulla eingeladen, wo wir auf seinem Landhause, la arizafa genannt, „Ort des Ergötzens,“ am Fuße der Sierra Morena, einige seiner Bekannten und auch sehr schöne Bekanntinnen, wie er lächelnd versicherte, kennen lernen sollten. Gegen drei Uhr gingen wir zu Fuß hinaus, lange Zeit durch die stillen Straßen der Stadt, bei dem schönen Stierplatze vorbei.

Hinter demselben fängt die Alameda an, die sich, mit zwei Reihen

Bäumen bepflanzt, mit Bänken zum Ausruhen längs einem Theil der alten Stadtmauer hinzieht, aber ohne große Bedeutung ist. Von ihr betraten wir die Ebene, welche Cordova umgibt und gingen unter riesigen hundertjährigen Olivenbäumen auf einem breiten, geschlängelten, sanft ansteigenden Sandwege gegen die niederen Ausläufer des Gebirges zu. Es war uns interessant, seitwärts von unserem Wege den Prinzen von Joinville mit seiner Familie zu sehen, welche zu Esel hinausgeritten waren. Der Prinz saß vor einer Baumgruppe, welche einen alten maurischen Thurm beschattete und zeichnete denselben. Eine etwas traurige Beschäftigung für einen Fürsten, der ein so bewegtes Leben geführt und der seit langen Jahren gewohnt war, auf seiner schnellen Fregatte das Weltmeer zu durchfurchen! Der Prinz von Joinville war mit seiner Familie bei seinem Bruder, dem Herzog von Montpensier, in Sevilla gewesen und hielt sich jetzt schon vierzehn Tage hier in Cordova auf, dessen Stille und Ruhe ihm behagte.

Wir erreichten das Landgut unseres Wirths in ungefähr einer Stunde. Unterwegs erzählte er uns, es sei auf dem Platze erbaut, wo sich ehedem die unermeßlichen Gebäude und Gartenanlagen befanden, welche König Abderrhaman III. erbaute und nach einer geliebten Gemahlin Azara, „Blume der Schönheit" benannte. Nach alten Beschreibungen mußte es ein wahrer Feenpalast gewesen sein, der selbst den Alcazar an Reichthum und Schönheit weit übertraf. Seine Gärten reichten bis an die Vorstädte von Cordova und eine ungeheure Wasserleitung führte einen kleinen Fluß des kühlsten Quellwassers aus der Sierra Morena hierher, der Hallen, Terrassen und Gärten reichlich versah mit geschwätzigen Fontainen, die der Morgenländer so sehr liebt. Die Erzählungen über diese Azara gleichen den Geschichten aus tausend und einer Nacht. Da gab es Tausende von Marmorsäulen, die man aus Afrika, Griechenland, Italien und Frankreich herbeigeführt, die Decken waren aus Cedernholz geschnitzt, die Wände und Fußböden auf's Kunstreichste mit Gold ausgelegt. Die mächtige

Brunnenschale der Haupthalle bestand aus einem einzigen Stück Jaspis, und um das Glitzern und Spiegeln einer natürlichen Quelle, auf deren Grund sich bunte Kieseln und Crystalle befinden, nachzuahmen, hatte man in's Inwendige der Schale einen Edelstein an den andern gefaßt, welche unter dem plätschernden Wasser ein wunderbares Farbenlicht hervorbrachten. Rings um diese Fontaine, erzählt Cuendias, schienen zwölf Thiere von gediegenem Golde und in Lebensgröße Wache zu stehen. Sie waren sehr künstlich gruppirt ... Neben einem kolossalen Löwen, dessen Statur an die Wüstenkönige der Sahara erinnerte, standen als gehorsame Höflinge eine Antilope und ein Crocodil, während ihm gegenüber ein Adler und ein Drache die schwächern Luftsegler und Hühnerhofbewohner, nämlich einen Falken, einen Pfau, eine Taube, einen Hahn, eine Henne und eine Gans zu befehligen schienen. Aus Rachen und Schnabel dieser Thiere sprudelte ewig frisches Wasser, Dank den Winden aus der Sierra Morena; bei Tage blitzte und funkelte es unter den Strahlen der andalusischen Sonne, bei Nacht sprühte es als mondbeglänzter Diamanten- und Smaragd-Regen durch das grüne Laub der Gärten. Auf den Wellen des Quellbeckens schwamm ein goldener Schwan und unmittelbar über der Fontaine hing eine Perle vom reinsten Wasser und von merkwürdiger Größe. Sie war ein Geschenk, welches der griechische Kaiser Leo dem erhabenen Abderrhaman III. verehrt hatte. Eben so reich verziert waren die übrigen Säle und Gemächer des Palastes. Ueberall kostbare Tapeten aus Damaskus, überall reiche Teppiche aus Persien, und Gold, gediegenes Gold in fabelhaften Massen. Ueberall Blumen, Landschaften und Vögel, die der Natur so getreu nachgeahmt waren, daß man das Zwitschern der Waldsänger zu hören, den kühlenden Fächer der Abendluft zu fühlen und den berauschenden Blumenduft zu schlürfen glaubte.

Im Mittelpunkt des großen Gartens und auf einer Anhöhe, von wo man die Aussicht auf ein entzückendes Panorama hatte, erhob sich der Pavillon des Chalifen; Abderrhaman pflegte hier auf der Rückkehr

von der Jagd auszuruhen. Dieß graziöse Gebäude, getragen von Marmorsäulen mit ciselirten Goldkapitälen, hatte etwas Phantastisches und glich, bei seiner Lage mitten im Grünen, einer Zaubergrotte im Schooß eines gefeiten Waldes. Der Plafond und die Wände des kaiserlichen Pavillons waren mit Gold und Edelsteinen eingelegt, welche wie eben so viele Augen des Genius blitzten, der mit so viel Kunstsinn und Verschwendung sie gesammelt und gereiht hatte. Das größte Wunder aber war eine Riesenmuschel aus Porphyr, die sich in der Mitte des Hauptsaales erhob. Sie war mit Quecksilber gefüllt, welches durch eine kunstvolle Vorrichtung immerfort strömte . . . Diese Muschel war eine Lieblingsspielerei Abderhamans. Wenn er einen seiner Gäste, der den Pavillon zum erstenmal sah, überraschen oder erschrecken wollte, so mußten seine Diener auf ein verabredetes Zeichen alle Thüren des Salons auf einmal öffnen, und die Sonne, die plötzlich mit ihrem Strahlenmeer den ganzen Salon übergoß, spiegelte ihr Flammenbild an den Wänden und in den Diamanten, Smaragden und Rubinen tausendmal ab. Ferner wurde durch eine optische Täuschung, die heutzutage jedes Kind begreift, während sie in jenen Zeiten Zauberei schien, der Sonnenglanz vom Quecksilber so zurückgestrahlt, daß er dem Leuchten des Blitzes glich, während die fortwährende Bewegung des Metalls die Täuschung vollendete und der ganze Pavillon zu beben und zu wanken schien, wie ein von zornigen Meereswogen geschaukeltes Schiff.

Noch viel weniger aber als vom Alcazar ist von der Pracht der Azara etwas übrig geblieben. Hier haben Revolutionen und Kriege alles dem Erdboden gleich gemacht, und so wurde selbst der Platz vergessen und blieb lange Zeit unbeachtet liegen. Endlich durch die schöne Lage aufmerksam gemacht, — vom Fuß dieser Ausläufer des Gebirges übersieht man nämlich Cordova und weit hinaus das Flußbett des Guadalquivir — begannen Einzelne sich dort Landhäuser zu bauen, und als man, um die Fundamente zu legen, Erde und Schutt wegräumte, fand man wieder, was der Boden getreu aufbewahrt, unter-

irdische Gewölbe, riesenhafte Mauern, Bruchstücke von Wasserleitungen und Cisternen, Terrassen, Fundamente und dergleichen. Die neuen Anbauer benützten, was zu benützen war, ließen stehen, was sie brauchen konnten und behandelten den Platz mit dem unermeßlichen Material wie einen weitausgedehnten Steinbruch. Nach und nach entstanden mehrere Landhäuser, die Mauerstücke in den Feldern verschwanden, der Grund wurde wieder urbar gemacht, mit Bäumen bepflanzt und eingesäet, und jetzt grünt und blüht wieder Alles auf dem verwüsteten Platze, wo ehemals die Azara gestanden. Uralte Olivenbäume strecken ihre Zweige mit dem silberfarbigen Laube weit hinaus, Orangen und Citronen, vor den rauhen Winden geschützt, gedeihen hier vortrefflich; in den kleinen Thaleinschnitten wuchern die Granatbäume ordentlich, und hohe Wände von Lorbeer haben sich oben zusammengeneigt, Laubengänge bildend, die zu irgend einem interessanten Punkte des Gartens führen, meistens zu einem mit Kunst und Geschick benützten Ueberbleibsel jener alten Zeit, seien es nun Ruhebänke oder Tische aus Marmor, auf denen man Arabesken und Inschriften entdeckt, oder sei es ein Bassin mit klarem Wasser, das uns auf den Grund sehen läßt, wo wir künstlich zusammengefügte Quadern entdecken, ein so mächtiger Unterbau, der sichtbar aus einer andern Zeit stammt, als die später aufgeführten leichten Seitenwände. Auch gewölbte Gänge findet man noch hie und da in den Gärten tief unter der Erde, die man durch Stufen, welche man dort angebracht, praktikabel machte und die nun zu Kellern und sonstigen Gelassen dienen.

Das Landhaus unseres freundlichen Führers hatte eine wirklich prachtvolle Lage. Während die Nebengebäude mit einigen Feldern an der aufsteigenden Bergwand lehnten, befand sich das Wohnhaus mit einer ungeheuren Terrasse, die an den Abhang hinausgebaut war und vorne nach den Gärten zu vielleicht dreißig Fuß hohe Mauern hatte, längs denen bequeme Treppen hinabführten. Unten war der Garten, wie wir vorhin beschrieben, malerisch mit alten Ueberresten geschmückt,

nach unsern Begriffen sogar ein bischen verwildert, denn die Wege liefen ziemlich eigensinnig von einem Orte zum andern, das Wasser rieselte zwischen den obern Steinlagern eines großen Bassins nach allen Seiten durch und Lorbeer und Rebe machten sich ein bischen gar zu breit; namentlich rankten die letztern von Baum zu Baum, große Theile des Gartens mit einem dichten Netze überziehend. Zur heißen Sommerzeit ist dieß recht angenehm. Blendend weiß hob sich das Haus von der grauen Bergwand ab, und Orangenbäume, die es umgaben, zeichneten sich mit ihren dunkeln Blättern und gelben glänzenden Früchten so prächtig südlich und so scharf ab, daß man jedes der feingespitzten Blätter erkennen konnte. Um das Haus herumgehend, stiegen wir einige Schritte an den Bergen in die Höhe und traten unter ein großes Thor von hinten in einen kleinen Hof, der in's Haus führte und unser Führer hatte es so eingerichtet, daß wir nun durch die Hausthüre auf die Terrasse tretend mit einem Male die weite schöne Aussicht vor uns hatten. Cordova lag etwas tiefer vor uns, als unser Standpunkt war, so daß wir einen großen Theil der Stadt übersehen konnten, wie sich ihre Terrassen, die Logen auf ihren Häusern, sowie Thürme und Kuppeln in der klaren Luft so scharf abhoben. Zwischen dem Landhaus und der Stadt war die Fläche bedeckt mit Olivenwäldern, Orangen- und Citronenbüschen, und man erblickte deutlich die langen Reihen riesiger Aloen und Cactus, mit denen die Felder eingefaßt waren. Dabei war die Luft klar, wie ich sie lange nicht gesehen, und von einem wolkenlosen tiefblauen Himmel strömte eine solche Masse Licht und Glanz, daß die Landschaft wie in Sonnengluth gebadet erschien. Die weißen Häuser in der Nachbarschaft, die breiten gelben Sandwege zwischen den Olivenpflanzungen glänzten ordentlich und schienen einen Widerschein zu werfen auf die schattigen Partien in den Gräben und unter den Sträuchern, so daß selbst diese Schatten bläulich und violett erschienen.

Auf der Terrasse war schon eine ziemliche Gesellschaft versammelt; auch klangen uns schon von Weitem die Töne von ein paar Guitar-

ren und das Knacken der Castagnetten entgegen. Wir wurden vorgestellt und mit den Anwesenden bekannt gemacht. Da war Don Manuel und Don Alonzo, Don Carlos und Don Hernan lauter Dons mit ihren Damen, die uns ebenfalls der Reihe nach genannt wurden, Donna Maria, Donna Sol, Donna Anna und Donna Elvira; auch Don Juanito fehlte nicht, war ein hübscher Andalusier und schlug wie rasend die Guitarre. Die Damen, denen wir vorgestellt wurden, waren meistens ziemlich ältlich, fast alle wohlbeleibt und mit einem niedlichen Schnurrbart versehen. Dabei waren sie liebenswürdig und freundlich, und als sie uns bewillkommneten, bildeten sie um uns eine redselige, ziemlich neugierige, festgeschlossene Phalanx, hinter der hervor wir das Lachen und Singen der jungen Senoritas hörten, denen wir nicht im Allgemeinen vorgestellt wurden, sondern welche uns die betreffenden Mütter oder älteren Schwestern erst später einzeln vorstellten, nachdem sie getanzt oder gesungen. Alle waren ein recht harmloses und freundliches Völkchen und schienen der wohlhabenden Mittelklasse der Stadt anzugehören. Die Männer trugen fast alle die kurze andalusische Jacke, theils gestickt und verschnürt, theils von Sammt, andere, namentlich von den älteren, trugen auch diese Jacken aus feinem schwarzem Lammfell. Die Damen hatten meist bunte, ziemlich kurze Röcke, darüber Jäckchen von Seide oder Tuch, einige trugen Mantillen, andere aber hatten diese abgelegt und das Haar mit Blüthen oder Blumen geschmückt. Letzteres war auch bei allen jungen Mädchen der Fall.

Nachdem wir einigermaßen bekannt geworden waren, ließ sich Alles wieder auf die Bänke der Terrasse nieder und es wurden Erfrischungen herumgereicht; getrocknete Früchte, auch Orangen und Granatäpfel, weißes Brod und ein paar strohumwundene Flaschen mit sehr gutem rothen Wein. Einige der älteren Männer hatten lange Flinten bei sich, mit denen sie sich amusirten, nach armen Vögeln im Garten zu schießen. Das junge Mädchenvolk hielt sich anfänglich schüchtern in einer Ecke der Terrasse, sie neckten sich, sie lachten schein-

bar zu Anfang der Strophe eines lustigen Lieds, in Wahrheit aber machten sich alle mit einander über uns Fremdlinge lustig, wozu ihnen übrigens unser Anzug auch das volle Recht gab. Horschelt war ganz Andalusier, ein vollkommener Majo, wenigstens hielt er sich dafür, doch bestand sein Anzug, für die Reise gewählt, aus etwas derben Stoffen, hatte auch schon durch Regen und Staub bedeutend gelitten, und so sah er eher dem Majoral einer castilianischen Landkutsche ähnlich, und unter dem keck aufgestülpten Hute schaute sein harmloses, gutmüthiges Gesicht mit sehr kleinem Barte heraus. Unser Oberbaurath, der es verschmäht hatte, etwas von der Landestracht anzunehmen, trug ein unscheinbares Reiseröcklein, dazu eine graue Weste, wie sie sich für seinen Umfang paßte, und war, mit den meisten Sprachkenntnissen ausgerüstet, eher als wir im Stande, den jüngern Andalusierinnen seinen Hof zu machen, was er auch nicht unterließ und wobei er sie durch seine Brillengläser scharf musterte. Von mir selbst zu reden, verbietet mir eigentlich die Bescheidenheit, nichts destoweniger aber darf ich versichern, daß ich in meinem Leben Momente gehabt, wo ich vortheilhafter gekleidet war, als hier bei der Tertulla in Cordova. Allerdings trug auch ich wie unser Maler andalusischen Hut und Jacke, nebst rother Faja und ungeheurem Klappmesser. Statt der kurzen Beinkleider und Ledergamaschen aber hatte ich ein Paar sehr schwere Unaussprechliche, mit dickem Leder besetzt, die meinem ohnedieß sehr untersetzten Aeußern, im Gegensatze zu den zierlichen Spaniern, etwas so Schwerfälliges gaben, daß Horschelt, als ich später mit einem der schönen Mädchen einen deutschen Galopp versuchte, mir nachher lachend sagte, der habe gerade so ausgesehen, als wenn ein junger Elephant getanzt. Dem sei nun wie ihm wolle, wir machten uns so liebenswürdig als möglich und wurden dafür belohnt. Die älteren Donna's nahmen sich unserer auf's Freundlichste an, verwiesen den jungen Mädchen ihr ewiges Lachen, und forderten sie auf, vernünftig zu sein und zu singen und zu tanzen, was ja doch ihre einzige Beschäftigung sei. Lange wollte keine vortreten, und es brauchte

noch der Ermahnung unseres Wirthes, bis sich endlich eine der Keckſten entschloß, näher zu kommen, und dann neben Don Juanito hintrat, der ein paar Accorde von der Guitarre herunterriß und ihr lachend zurief: Anda, Andela.

Andela war eines der reizendsten Mädchen, die wir bis jetzt in Spanien gesehen; vielleicht erst sechszehn Jahre alt, für eine Andalusierin eher klein als groß, doch war ihr aufblühender jungfräulicher Körper im lieblichsten Ebenmaße gebaut. In ihrem Gesichte lag eine liebenswürdige Mischung von frischer Lebensfreude, unbefangener Schalkhaftigkeit, zugleich mit dem wunderbaren Ernste, der den Spanierinnen so eigen ist, wenn sie die lachenden Lippen schließen und die träumerischen Augen weit öffnen. Und dieses Mädchen hatte ganz prachtvolle Augen! groß, dunkelbraun und glänzend mit herrlich gewölbten Augenbrauen, deren Feuer nur dann gedämpft wurde, wenn sie die Lidern mit den langen seidenen Wimpern auf Augenblicke herabfallen ließ. Für diese Art von Augen, die einen eigenthümlichen Anflug von Nachlässigkeit und Schalkhaftigkeit haben, die aber bei Ausbrüchen der lebhaftesten Affekte so wunderbar hinreißend sind, hat der Spanier den Ausdruck: Ojos adormidillos von adormido, schläfrig, hergeleitet, dessen Diminutiv aber unübersetzbar ist.

Was sie sang, war eines jener reizenden spanischen Volkslieder, die fast alle von den Freuden und Leiden der Liebe handeln:

Mas vale trocar
Placer por dolores,
Que estar sin amores.

Donde es gradecido,
Es dulce el morir,
Vivir in olvido,
Aquel no es vivir.
Mejor es sufrir,

Passion y dolores,
Que estar sin amores.

Viel besser ist tauschen
Freude um Leiden,
Als Liebe zu meiden.

In Liebe ersterben
Ist süßer Tod;
Vergessen zu leben,
Das ist kein Leben.
Viel besser ist nehmen
Statt Freude Leiden,
Als Liebe zu meiden.

Innig und freundlich sang sie dieß bekannte reizende Lied; und als sie einmal im Zuge war, folgten auch andere, mit und ohne Castagnettenbegleitung. Wenn sie die Castanuelos an ihre Fingerchen befestigt hatte und nun während des Gesanges mit den kleinen Füßen auf den Boden trat, den Kopf neckisch emporwarf und dazu zuweilen mit den Armen eine Bewegung machte, als wollte sie zur Cachucha ansetzen, so war das Mädchen über alle Maßen schön und liebenswürdig. Später führte sie eine förmliche Scene auf, einen Dialog in Versen mit einzelnen Klängen der Guitarre, wo sich ein Caballero um die Liebe einer Gitana bewirbt, von dieser aber zurückgewiesen wird, eine Scene so voll Leben und Wahrheit, daß wir Alle ungestüm applaudirten. Dann aber war sie nicht mehr zu halten, sie flüchtete erröthend hinter ihre Mutter, und in diesem Augenblicke sah das liebliche Gesichtchen aus, wie das dunkle Roth einer Pfirsich.

Auf vieles Ermuntern und Bitten traten endlich auch vier Paare der jungen Mädchen zu einem Tanze zusammen, der von Don Juanito und einem Paar Anderer mit Guitarren und Castagnetten begleitet

wurde. Dazu hatten sie ihre Jäckchen abgelegt und hatten nun nichts mehr an, als leichte tief ausgeschnittene Mousselinekleidchen ohne Basquina oder Halstuch, deren Röckchen so kurz waren, daß man vollkommen die zierlichen Füße sehen konnte. Es war ein Fandango, den sie uns zum Besten gaben, jener herrliche, üppige Tanz, in dem sich die reizendste Körpergewandtheit zugleich mit der glühendsten Passion ausdrücken kann. Wir hatten das schon in der Mancha gesehen, sowie in den Theatern von Barcelona und Valencia. Was aber auf unserm Maulthiertreiberball zuweilen als etwas allzu derb erschien, oder auf der Bühne zu sehr gekünstelt und geziert, war hier die reine warme Natur und Wahrheit. Als die Musik begann, blickten die Mädchen zuerst auf den Boden oder schüchtern zu uns herüber, mit jedem Takte aber riß sie die Gewalt der Töne und die Leidenschaftlichkeit des Tanzes mehr und mehr fort. Dazu hatten sie die Aermel ihrer Kleidchen bis an die Achseln hinaufgestreift, und man sah nicht nur die schönen vollen Formen der runden Arme, sondern war entzückt über die Haltung derselben, sowie der Hände, wie auch über die Leidenschaft, Elasticität und über die Grazie, mit der sie die üppigen Verschlingungen und Körperwindungen des liebeathmenden Tanzes ausführten.

Da die Mädchen ganz unter sich tanzten, und also nur eine Freundin der andern an die Brust sank, sie umschlang und heftig an sich preßte, wobei zuweilen ein neckischer und doch wilder Kuß vorkam, so genirten sich die Andalusierinnen auch nicht im Geringsten und ließen die ganze Wärme ihres Gefühles ausströmen. Zum erstenmal verstand ich hier so recht die Sprache dieses eigenthümlichen Tanzes, vielleicht mehr noch, als die Tänzerinnen selbst, so junge Mädchen, daß man die meisten bei uns Kinder genannt hätte. Es war in der That ein wunderherrlicher Anblick. In einer schönen Nacht in Cairo hatte ich etwas Aehnliches geschaut, als egyptische Tänzerinnen vor uns tanzten, und doch war es wieder so ganz anders, der Tanz selbst und das Wesen desselben. Dort mit Ueberlegung gegeben, hier mit

der Lust am Tanzen und in reinster Unschuld, deßhalb aber war es auch so schwer, diesem aufregenden Spiele ruhig und gleichgültig zuzuschauen. Wurde doch hier zuweilen in der Leidenschaft und Aufregung des Tanzes den Blicken Manches erlaubt, das eine kältere Natur in Entzücken versetzen konnte, besonders aber, weil Alles so unbewußt und ganz zufällig und unabsichtlich geschah. Ja gewiß, selbst der alte Chalif Al Hakem würde wohlgefällig gelächelt haben, wenn er dieß reizende Ballet hätte sehen können, das hier auf einer der Terrassen seiner frühern Burg aufgeführt wurde.

Die umstehenden Spanier, die dieß gewiß schon sehr häufig erlebt, waren nicht weniger hingerissen als wir. Das Klatschen und die freudigen Ausrufungen wollten kein Ende nehmen, und als sich endlich der Tanz löste und die jungen Mädchen erhitzt und schwer athmend nach allen Seiten auseinander stoben, wurde jede von ihren Bekannten umringt und ihr alles erdenkliche Schöne gesagt! aber ebenso wie die Tänzerinnen selbst benahm sich auch das zuschauende Publikum so schön und anständig, wie man es bei diesem noblen und liebenswürdigen Volke, welches die höchste Leidenschaft mit ächtem Anstande zu vereinigen weiß, überhaupt gewohnt ist.

Unterdessen war die Sonne hinabgesunken und ihr letzter Kuß färbte die Landschaft mit unbeschreiblich warmen und glühenden Tönen, ebenso die lachenden Gesichtchen und glänzenden Augen unserer liebenswürdigen Tänzerinnen und Sängerinnen, die jetzt alle an der Terrassenbrüstung lehnten und dem verschwindenden lodernden Gestirne jubelnd nachblickten. Ehe wir von dem Landhause aufbrachen, mußte uns die schöne Adela noch die Namen einiger der Lieder, die sie gesungen, in unsere Taschenbücher schreiben, was sie auch bereitwillig that; dann brachen wir auf und erreichten mit sinkender Nacht Cordova unter Scherz und Lachen. Auch Guitarren und Castaguetten ruhten unterwegs nicht; doch schien ein solcher nächtlicher Lärm selbst in den stillen Straßen der Stadt kein Aufsehen zu erregen. Es war das ja bei diesem heitern lustigen Volke nichts Ungewöhnliches und kein Mensch

bekümmerte sich darum. Als höfliche Leute und reisende Müssiggänger, die jedoch mit dem Rest ihres Abends nichts anzufangen wußten, begleiteten wir die jungen Damen nach Hause, d. h. nur bis an die Thüre ihrer Behausungen, und zwar in Begleitung Don Juanito's, der ein höchst drolliger und aufgeweckter Bursche war. Auch zeigte er uns bereitwillig die Art und Weise einer spanischen Serenade, und lockte mit den Tönen seiner Guitarre und einer neckischen Seguidilla einige der jungen Damen noch auf den Balkon hinaus, so die schöne Adela, die so freundlich war, noch einen Strauß Orangenblüthen herabzuwerfen und nicht für den Sänger, wie sie lachend ausdrücklich rief, sondern für die fremden Begleiter. — Das alte Cordova ist troß seiner Einsamkeit eine prächtige Stadt, und unter Lachen und Guitarrenklang zogen wir durch die leeren Straßen dahin, die Worte des Dichters recitirend:

Auf, Page, folge meinen Pfaden,
Hinaus mit Tamburingeklirr;
Heut Abend will ich Serenaden,
Daß fluchen sollen die Alcaden
Bis an den Guadalquivir!

Als wir in unsern Gasthof zurückgekehrt waren, gestanden wir uns, einen sehr schönen Nachmittag verlebt zu haben, und dankten unserm Wirthe für die reizende Tertulla, zu er der uns geführt.

Zwanzigstes Kapitel.

Sevilla.

Ecija. Sandwege. Ansicht von Sevilla. Die lustige Stadt. Einrichtung der Häuser. Unser Gasthof. Spaziergänge. Die Kathedrale. Der Alcazar. Das Haus des Pilatus. Die große Tabakfabrik. Der Karneval in Sevilla. Eine Tertulla in Triana.

Am andern Tage dachten wir daran, die alte Chalifenstadt zu verlassen; die Diligence von Madrid nach Sevilla kam ungefähr um zehn Uhr Morgens an, um nach einer Rast von sechs Stunden weiter zu fahren. Wir ließen auf der Post drei Plätze für uns belegen und in guter Erwartung, daß der Wagen nicht besetzt sei, packten wir unsere Koffer zusammen und rüsteten uns zum Aufbruch. Glücklicher Weise waren mit der Deligence nur zwei Passagiere gekommen, so daß wir nicht nur unsere drei Plätze, sondern sogar die Berline erhalten konnten, ein Zufall, für den wir sehr dankbar waren. Nach freundlichem Abschied von unserm Wirthe bestiegen wir Nachmittags den Eilwagen, der wegen der anfänglich guten Chaussee nur mit sechs Maulthieren bespannt war. Die Straße von Cordova nach Sevilla führt mitten durch die große Ebene, welche die Sierra Nevada von der Sierra Morena scheidet, den Guadalquivir haben wir beständig zur Rechten auf eine Entfernung von drei bis vier Stunden. Es war schon dunkel, als wir durch die Ansiedelung La Carlota fuhren, welche wie La Carolina von ehemaligen deutschen Auswanderern bevölkert ist; Ackerbau, Feld- und Stierzucht ist hier sehr blühend und zeigt, was fleißige Hände zu leisten im Stande sind. Gegen Mitternacht fuhren wir ziemlich lange abwärts und erreichten endlich unsern Bekannten aus Granada, den Xenil wieder, der hier nicht weit von der alten berühmten Maurenstadt Ecija in den Gualdalquivir mündet. Obgleich wir hier ein paar Stunden rasteten, auch der Mond so freundlich war, uns zu leuchten, so konnten wir doch leider nicht viel

von der interessanten Stadt sehen, von der Hailbronner in seinem reizenden Buche „Morgenland und Abendland“ sagt: Schon der ganze äußere Anblick dieser Stadt hatte mich im höchsten Grade frappirt, und diese vielen Thürme, halb gothisch, halb arabisch, dort gleich der Giralda à jour durchbrochen, hier eine aufgesetzte Glockenspitze, dort maurische Lasurmosaik, hier gothische Schnörkelformen, alles gemalt und wunderbarlich, das Minaret überall mit den kleinen Säulenververzierungen, mit dem Ernst der christlichen Campanile verbunden. Und diese arabischen Moscheenbögen und Säulengänge, dann alle Häuser, selbst die allerkleinsten, mit dem niedlichsten Patiogitter, und das orientalische Leben, alles an den Gitterfenstern, in den Fontainenhöfen; und wieder diese Mantilla's, diese Augen, diese Schönheit, wodurch Ecija selbst in Andalusien berühmt ist, alles eigenthümlich, alles reizend, so daß ich oft sinnend stehen blieb, ob ich mich denn wirklich in Europa befände. So zog ich fort durch die lange Hauptstraße, als ich mich plötzlich auf dem Marktplatze der Stadt befand, der so ganz, aber auch in allen Theilen maurisch ist, daß ich mich nicht erinnere, selbst im Orient etwas Aehnliches gefunden zu haben. Hier kann man sich eine vollständige Vorstellung von dem Leben der ehemaligen Besitzer machen, nur sind die Schranken des Harems gefallen, und die meisten dreistöckigen Häuser zeigen ihre Arkaden offen, die durchaus von arabischen weißen Marmorsäulen getragen werden und als Vorhalle und Schutz für die hinten liegenden Zimmer dienen. Man kann sich keine Idee von der Zierlichkeit machen, welche diese unzählichen Säulchen, diese Bögen, die vielen, noch sehr gut erhaltenen gemalten Wände und Bovedas und die hübschen Arabesken dem ganzen reich belebten Bilde verleihen.“

Wir suchten den Marktplatz auf und bewunderten ihn selbst bei der Dämmerung des flimmernden Mondenlichts. Bald rollten wir weiter und da uns auch hier wieder einer der Reisenden, der mit uns von Cordova gekommen, verließ, so konnten wir es uns in dem breiten Wagen bequem machen und Jeder sich zum Schlafen auf eine Bank

legen. Da wir von Ecija aus langsam aufwärts fuhren durch tiefen Sand, wobei der Wagen angenehm schaukelte, so wiegte selbst mich, der ich bei der Nachtfahrt selten schlafe, diese angenehme Bewegung in festen Schlummer und ich erwachte erst wieder, als die Sonne hell und glänzend aufstieg.

Noch immer schlich der Wagen langsam durch den tiefen Sand und als ich zum Fenster hinausblickte, bemerkte ich meinen guten Horschelt, der, wie er mir lachend zurief, schon seit mehreren Stnnden zu Fuß neben dem Wagen herging, und der mir viel Schönes erzählte von der Pracht der Sterne und wie der Morgen so wunderbar erschienen sei. Mayoral, Zagal und Delantero schritten ebenfalls neben dem Wagen her, den jetzt acht Maulthiere mühsam fortschleppten. Es war eine kahle, trostlose Haide, über die wir fuhren, der Sandweg, von außerordentlicher Breite, lief, wie versuchsweise, bald hierhin, bald dorthin. Nach einigen Stunden fuhren wir auf einem festeren Wege und geschwinder abwärts, erreichten Carmona mit seiner malerischen maurischen Schloßruine auf steilem Berge gelegen; am Fuß seiner Wallmauern windet sich die Stadt malerisch herum. Gegen eilf Uhr hielten wir Frühstücks halber in dem freundlichen Alcala de Guadayra, das ebenfalls von einem trotzigen Schlosse überragt wird. Hinter diesem Städtchen öffnete sich nun wieder vor unsern freudig erstaunten Augen das weite Thal des Guadalquivirs, der sich schlangenartig dahinwindet durch eine ausgedehnte fruchtbare Ebene, die bis zum Meere durch keine bedeutende Höhe mehr unterbrochen wird. Die ganze Fläche ist mit unzählichen Olivenbäumen besäet, zwischen denen einzelne weiße Maierhöfe hervorblicken, die mit ihren grünen Orangengärten wie Oasen in den grauen Flächen der Getreidefelder daliegen. Während wir unter lustigem Peitschenklange auf einer ziemlich guten Straße hinabrollen, senken sich neben uns und dem Flusse zu unserer Rechten die letzten Hügelreihen ins Thal, die mit Waldungen und größeren Ortschaften bedeckt sind. Endlich erhebt sich vor uns ein dichter Olivenwald und nachdem wir ihn hinter uns gelassen, sehen wir mit wahrem

Entzücken das Ende unserer Fahrt dicht vor uns liegen, das große, schöne, lustige Sevilla, zwischen grünen Baumreihen weiß hervorglänzend mit seinen unzähligen Kirchen und Thürmen. Ueber alles das hinaus aber ragt die prächtige Giralda, jener herrliche maurische Thurm der Kathedrale, den wir aus Beschreibungen und Bildern her kennen und den wir mit lautem Ausrufe begrüßen.

Die Straße, die sich bisher recht brav gehalten, wird wie gewöhnlich dicht vor der Stadt schlecht und uneben. Zuweilen fahren wir durch tiefe Risse hindurch, zuweilen schaut der kleine Delantero wie fragend rückwärts, und wenn der Mayoral mit dem Kopfe nickte, galoppiren die Pferde unter einem scharfen Winkel geraden Wegs den Straßendamm hinab und dann rollen wir eine Zeitlang auf dem weichen Wiesengrunde, der sich neben der Chaussee hinzieht. Bald haben wir eine kleine Vorstadt Sevilla's erreicht und mit ihr den riesenhaften arabischen Aquadukt, der das Wasser von Alcana hereinleitet, an dessen fast schwarzen Pfeilern und Bogen, wo das Wasser herabtropft und wehende Schlingpflanzen wuchern, wir eine halbe Stunde vorüberfahren, um die Alameda zu erreichen, wo wir uns links wenden, noch eine Zeitlang längs der alten Saracenenmauer vorüber fahren, dann rechts in die schöne Stadt abbiegen, welche uns, besonders da es Sonntag ist und herrlicher Sonnenschein, aufs Heiterste und Freundlichste empfängt. Die weißen Häuser glänzen; durch die offenstehenden Thore sehen wir beim Vorüberfahren in die reizenden Patios, wo Orangen blühen und Springbrunnen plätschern, wo schöne Mädchen sitzen, mit den großen glänzenden Augen die bestaubten Fremden anschauend, die durch das Wagengerassel und durch den lebhaften lärmenden Verkehr in den Straßen fast betäubt, durch das Sonnenlicht und den Glanz auf den weißen Häusern und den schwarzen Augen fast geblendet, endlich wie träumend auf dem Posthofe ankommen.

Woher es wohl kommen mag, daß Sevilla von allen spanischen Städten und ebenfalls von vielen nichtspanischen die fröhlichste

und heiterste Physiognomie hat, ist mir nie recht klar geworden und wird für mich und Manchen, der gerade so denkt, räthselhaft bleiben. Barcelona, Valencia, Madrid und nicht zu vergessen Granada haben ebenfalls belebte Straßen, Cadiz sieht sogar immer geputzt aus und macht den Eindruck, wie ein Sonntagnachmittag im Sommer; aber in keiner von all diesen Städten fühlt man sich so behaglich, flanirt man so angenehm und vergnügt, wie hier in Sevilla. Granada in seinem Ernste, mit seinen gewaltigen, trüben Erinnerungen, die sich uns auf Schritt und Tritt aufdrängen, mit den heute noch so leserlichen Schriftzügen, welche die alten vergangenen Zeiten auf Berg und Thal hinterlassen, Granada, welches den Fremden trotz seiner Trümmer zu fesseln versteht, ihm nach kurzer Zeit wie eine Heimath erscheint, könnte mit dem ewigen Rom verglichen werden, die liebe Stadt, so heimisch für ein stilles, denkendes, ruhiges Gemüth. Sevilla aber ist ein kleines, spanisches Paris, und für den, der das Leben in vollen Zügen genießen will, für ein lustiges, übersprudelndes Gemüth, und nirgends fühlt sich die malerische Majotracht besser zu Hause, als hier in den Gassen von Sevilla; nirgendwo paßt sie aber auch besser hin und wenn wir einen dieser jungen frischen Andalusier über den Platz galoppiren sehen, stolz um sich blickend, als gehöre ganz Spanien sein, wenn sich dann bedächtig droben an einem Balkon ein vergittertes Fenster öffnet und ein schöner Mädchenkopf sichtbar wird, vielleicht dahinter das alte Gesicht einer mürrischen Duenna oder eines alten Gemahls, so haben wir die Staffage, welche allein auf die Straßen von Sevilla paßt. Ebenso wenn wir Nachts umherwandeln, wenn der glänzende Mond am Himmel die schmalen, krummen Straßen nicht erleuchtet, sondern nur dazu dient, die Schatten der eigensinnig hervorspringenden Häuserecken noch dunkler und schwärzer zu machen, so finden wir es ganz begreiflich, irgendwo Stimmen flüstern zu hören, oder den Klang einer Guitarre mit den bekannten eigenthümlichen Accorden den Gesang begleitend, dessen Thema immer ein und dasselbe ist:

Amor que non pena,
Non pida placer,
Quo ya lo condena,
Su poco querer:
Mejor es perder,
Placer por dolores,
Que estar sin amores.

Es ist wunderbar, wie große Geister es verstehen, den Charakter einer Zeit, eines Landes, einer Stadt wieder zu geben, die ihnen ferne lag, die sie vielleicht nie gesehen; so der große Meister Rossini in seinem herrlichen Barbier. Wandelt man durch die Gassen Sevilla's eine dieser frischen, lebenslustigen Melodieen summend, so ist es gerade, als könnten diese hier und nirgend anderswo erdacht sein. Gerade so freundlich, so neckisch und zuthunlich wie sie erscheinen Häuser, Plätze, Straßen und die ganze Bevölkerung Sevilla's.

Obgleich die Stadt durch und durch spanisch oder vielmehr ächt andalusisch ist, so hat sie doch keinen scharf ausgeprägten Charakter, erinnert weder an die vergangene Zeit, noch an die oftmals geschmacklose Architektur unserer Tage. Sie ist, wo man sie betrachten mag, gleich jung, gleich frisch, ohne einen oftmals faden Anstrich der Neuheit. Sevilla hat viele und prachtvolle alterthümliche Bauwerke, aber sie treten nicht hervor, sie dominiren nicht, und das einzige von ihnen, welches man beständig vor Augen hat, der wunderbare Thurm der Kathedrale, die Giralda, blickt mit seinen reizenden arabischen Formen und Verzierungen so fröhlich und glücklich auf das Häusermeer, wie ein vergnügter Großvater, der sich beständig neu verjüngt im Anblick des Glücks seiner Kinder.

Die Straßen Sevilla's sind enge und gewunden, aber freundlich durch die Reinlichkeit, die in ihnen herrscht, und durch die Häuser, welche sie bilden, die weder groß noch klein sind, und von denen keines dem andern gleicht, obgleich sie alle einen unverkennbaren Fami-

lienzug haben. Bald sehen wir gerade Linien mit hellen, freundlichen Bogenfenstern, bald vorspringende Erker mit kunstreich verschlungenen Gittern; hier haben wir einen kleinen Balkon, dem ein Weinstock, der sich am Hause emporrankt, Schatten gibt, dort springt ein anderer weit in die Straße vor und von der Höhe seiner Thüre über die Brüstung herab hängt ein bunter Teppich oder eine Strohmatte, so ein kühles Plätzchen bildend. Viele Häuser, namentlich an kleinen Plätzen, haben im untern Stock auf Säulen ruhende Façaden, in deren Hintergrunde sich Läden aller Art befinden. Oefters bemerkte ich an einer dieser Säulen etwas wie ein kleines, grün angestrichenes Jalousielädchen, das Zeichen einer Barbierstube, wie bei uns die kupfernen Becken, und sehr zahlreich sind in Sevilla die Nachkommen Figaro's. In allen spanischen Städten, die wir noch gesehen, namentlich aber hier ist man überrascht von der Reinlichkeit der Straßen und Häuser; hat man doch so viel gehört vom Schmutze des Südens und manches gesehen und gerochen, wenn man Italien besucht. Aber auch hierin unterscheiden sich diese beiden Länder zum Vortheil Spaniens. Gewiß ist die hiesige Sauberkeit in Allem eine Erbschaft der orientalischen Vorfahren. Man betrete das ärmlichste Häuschen eines spanischen Handelsmanns oder Handwerkers, man wird den finstersten Winkel des Hauses, Flur und Treppe reinlich finden, wogegen es in Italien, namentlich in Rom häufig genug vorkommt, daß wir die prächtigen Marmortreppen eines dortigen Palastes kaum betreten können, ohne uns zu beschmutzen. Blendend weiß angestrichen sind hier in Sevilla die Fronten der Häuser und haben dadurch ebenso wie die von Cadiz ein beständig festtägliches Ansehen, sind aber noch freundlicher geputzt, mit zierlichen Balkons vor allen Fenstern, auf denen sich Sträucher und Blumen befinden. Namentlich aber haben fast sämmtliche Häuser in Sevilla ein großes, zierliches Gitterthor, durch welches man in die reizenden Patio's blickt. Dieß ist nun der Theil des Hauses, in welchem die Familie drei Viertheile des Jahres wohnt und auf dessen Bau und Ausschmückung der Hausherr die größte Sorg-

falt verwendet. Schon in Barcelona und Cordova erwähnte ich dieser kleinen, reizenden Höfe, aber was dort Anfänge sind, findet man hier in schönster und prachtvollster Vollendung. Es ist das Cavädium der antiken Wohnungen, derselbe Patio, den man in Damaskus findet, und die Bauanlage, die allen Gebäuden des tiefen Südens gemein ist. Von den Mauern des Hauses gebildet, hat er unten ringsumher einen Bogengang mit Säulen von Marmor, und oftmals sieht man eine ähnliche Colonnade sich im zweiten und dritten Stock wiederholen. Diese oberen Etagen werden von der Familie während der kälteren Jahreszeit bewohnt. Der Fußboden des Patio ist mit Steinplatten bedeckt und in der Mitte erhebt sich der unentbehrliche marmorne Springbrunnen, der mit seinem klaren, frischen Wasser die heiße Luft abkühlt, und mit seinem Murmeln dem still vor sich hin Träumenden anmuthige Geschichten zu erzählen weiß. Neben Orangen, Citronen und Granaten, deren Stämme im Boden wurzeln und welche den Hof mit einem dichten Laubdach überziehen, sieht man Pflanzen und Gewächse, wie sie gerade die Jahreszeit mit sich bringt, in Kübeln und Töpfen die Ecken zieren, künstliche Lauben über bequeme Ruheplätze bildend.

Der Patio der Sevillaner dient aber den Hausbewohnern nicht nur für gewisse Stunden des Tages, er ist namentlich im hohen Sommer Schlaf- und Wohnzimmer und vor allen Dingen Empfangssalon. In den Gemächern, die auf den Bogengang münden und deren Thüren mit leichten Draperien verhängt sind, befinden sich die Betten der Hausbewohner und der Corridor selbst, dessen Fußboden oft mit Matten belegt ist, enthält häufig das kostbarste Ameublement; an den Wänden hängen werthvolle Bilder, und zwischen Tischen, Sophas, Fauteuils befindet sich häufig ein schöner Flügel, oder auch ein einfaches Fortepiano. Mit dem Patio durch eine weite Bogenthüre in Verbindung, findet man hinter demselben bei reichen Familien auch noch einen kleinen Garten, voll seltener, blühender Pflanzen, schmalen, verschlungenen Wegen, natürlicher Weise nicht ohne murmelndes Wasser, das Ganze angelegt wie die Wintergärten bei uns.

Wie die Spanier überhaupt die gastfreieste, freundlichste und zuvorkommendste Nation sind, sa gewährt jeder Hauseigenthümer durch das breite Gitter an der Straße nicht nur jedem Vorübergehenden bereitwillig den Anblick aller seiner Herrlichkeiten, sondern, wo wir uns als Fremde irgend einem dieser Höfe auffallend näherten, wurde uns das Gitter geöffnet und wir auf die freundlichste Art der Welt zum Eintritt eingeladen. Diese Zuvorkommenheit ist aber in Spanien so allgemein, weil von keiner Seite Mißbrauch damit getrieben wird. Der Spanier bewundert die kleinen Schätze seines Freundes und Nachbarn, er ergötzt sich an den duftigen Blüthen und Blumen, aber wie ich hier oft versichern hörte, würde es einem Spanier in öffentlichen oder Privatgärten selbst ohne alle Aufsicht nie einfallen, irgend eine Pflanze zu berühren oder gar eine Blume abzureißen. Leider ist dieß bei uns nicht immer der Fall, und wo ein Schloßbesitzer zutrauensvoll seine Zimmer und Gärten dem Publikum öffnet, da hört man auch häufige Klagen über Mißbrauch einer solchen Erlaubniß. Namentlich gibt es viele Damen, denen das Abreißen von Blumen zur wahren Leidenschaft geworden ist, dabei denkend, eine mehr oder weniger wird dem Besitzer nicht schaden. Das ist freilich wahr, aber Zwölf machen ein Dutzend und eine abgerissene Blüthe dient der neuen Besitzerin ja auch nur zur Befriedigung eines augenblicklichen Gelüstes; bald ist sie verwelkt und läßt ihr Köpfchen hängen.

In ihrem Patio lebt nun wie gesagt eine spanische Familie ein wahres Götterleben; wenn das Laubdach des Hofes nicht vollkommenen Schutz gegen die Sonne gewährt, so zieht man während der heißen Tageszeit noch ein Zeltdach von Leinwand über den Hof. Neben dem Brunnen wird der Tisch gedeckt, Wein- und Wasserflaschen werden in die kühle Fluth gestellt, und nach dem Diner zieht sich Alles in die anstoßenden Gemächer zurück, um die hier in Spanien so nothwendige Siesta zu halten. Abends kommt dann Besuch, eine Tertulla wird improvisirt und nach dem Clavier oder zum Guitarren- und Castagnettenklang getanzt.

Auch die Kaffeehäuser und Gasthöfe haben alle einen solchen Patio. Wir wohnten in der Fonda de la Europa, und obgleich die Jahreszeit noch nicht so weit vorgeschritten war, um die Abende und Nächte im Freien zubringen zu können, so nahmen wir doch häufig unser Frühstück unter einem der Bogengänge des Hofes, und während wir das Plätschern des Springbrunnens hörten, sahen wir vor uns die dichtbelaubten Zweige eines prächtigen Orangenbaums. Auch hier waren die Rückwände der Arkaden mit Bildern behängt, und befanden sich in den Ecken ein paar, übrigens defekte Statuen.

„Und Marmorbilder stehn und sehn dich an.“

An öffentlichen Plätzen und Spaziergängen ist auch Sevilla, wie die meisten spanischen Städte, reich; von den ersteren ist außer dem Markt, an dem das schöne und zierliche, aber leider unvollendete Rathhaus mit seinem massiven derben Sitzungssaale liegt, hauptsächlich bemerkenswerth die Plazza del Duque mit Baumreihen besetzt und der Sammelplatz der vornehmen Welt Sevilla's. Außerhalb der Stadt, an der Seite des Flusses befinden sich lange und breite Alleen, deren Mittelpunkt am Thor von Xerez die Alameda Cristina bildet. Hier ist eine steinerne Terrasse, zu welcher vier Stufen hinaufführen und die ringsumher mit Marmorbänken besetzt ist, und unter dem Schatten alter mächtiger Bäume einen kleinen Salon bildet. In Sommernächten gehört es zum guten Ton der eleganten Welt, sich hier zu versammeln, Eiswasser zu trinken und den Spaziergängern zuzuschauen, welche die breiten Alleen der Hauptwege füllen. Doch muß man nicht glauben, daß die vornehme Welt Sevilla's ein ausschließliches Anrecht auf diese Terrasse hat oder nur zu haben glaubt; bei uns freilich würde der Anblick des Adels leider ein verehrungswürdiges Publikum ferne halten, hier aber, wo sich die Gräfin oder Herzogin durchaus nicht in ihrem Range gekränkt fühlt, wenn sich irgend ein Bürgermädchen, eine Maja oder selbst eine Gitana von dem jenseits des Guadalquivir liegenden Triana neben sie setzt, sind alle Stände wohl-

thuend durch einander gemischt, und Jeder freut sich gleichmäßig an der Gluth des Abendhimmels, an der Kühle der Luft und am Duft der Blumen, lauter schöne Sachen, die ja der Schöpfer zu Jedermanns Vergnügen werden ließ.

An der Alameda Cristina liegt die uralte Torre del oro, ein sonderbares Gebäude, über dessen Ursprung die Ansichten verschieden sind. Eine aufmerksame Untersuchung der Construktionen im Innern beweist den römischen Ursprung jedoch unzweifelhaft. Die Araber veränderten später vielfach die äußere Form und ließen aus der gewaltigen polygonischen untern Trommel in der Mitte einen zweiten Aufbau von kleinerem Durchmesser aufsteigen, dem die Christen endlich die oberste Laterne aufsetzten. Neben dem Zweck, den Fluß zu beherrschen, der in alten Zeiten von hier aus mit einer Kette gesperrt werden konnte, diente die Torre del oro zur Schatzkammer, denn der Name „Goldthurm" soll daher stammen, weil hier Peter der Grausame seine Schätze aufbewahrte. Das schöne breite Wasser, das rege Leben zu den Füßen dieses Colosses, die schönen schattigen Spaziergänge, die das Flußufer begleiten, und die lebendige Silhouette der Vorstadt Triana mit der hochgesprengten Brücke, die beide Ufer verbindet, macht zumal Morgens oder zur Neige des Tages, wenn die Sonne flach über den glänzenden Spiegel des Guadalquivir und die zahllosen darauf hin und herschwimmenden Schiffe hingleitet, ein unvergeßliches Bild.

Wenn wir den langen Alleen folgen, die sich aufwärts vom Guadalquivir hinziehen, so erreichen wir den Stierplatz, der aber der Wintermonate wegen nicht nur für uns einsam und öde war, sondern zufällig jetzt kaum zugänglich, da an ihm gebaut wurde. Schon früher erwähnte ich, daß der hiesige Stierplatz der einzige in Spanien sei, wo ein Theil der Logenreihen aus Stein und zwar aus weißem Marmor bestehe; gewöhnlich ist nur der untere Stock gemauert und an diesen schließen sich leichte Bretterverschläge. Auch hier war bis jetzt nur ein Theil der Arena zu beiden Seiten des königlichen

Salons damit versehen; doch hatte man angefangen, die noch fehlenden Logenreihen aus Marmor und Backstein zu ergänzen, und wenn der Stierplatz von Sevilla einmal auf diese Art vollendet ist, so wird er ein prächtiges Bauwerk sein, ähnlich den alten römischen Amphitheatern. Sonderbar erschienen mir an der äußeren Mauer starke Pferdeknochen, die hier hervorragend eingemauert waren und am Tage des Stiergefechtes wohl zum Anbinden zahlreicher Reitthiere dienten.

Wie von ferne schon der hohe Thurm der Giralda als Wahrzeichen der Stadt über die in gewaltiger Breite sich ausdehnende Häusermasse hervorragt und die Aufmerksamkeit des Fremden fesselt, so ist es, nachdem man in der Stadt angelangt ist, in ähnlicher Weise der Fall, man hat das Bestreben, baldmöglichst Bekanntschaft mit denjenigen Monumenten zu machen, die sich schon vom Weitem als die bedeutendsten angekündigt, und bezeichnend ist es für flache und ebene Gegenden, daß dort das Streben in die Höhe bei den Thürmen oft bis zu den äußersten Gränzen der Möglichkeit getrieben ist, während in gebirgigen die Thürme meist zum niedrigen Glockenhause zusammensinken.

Die Giralda ist aber auch etwas einziges in ihrer Art und weit bezeichnender für Sevilla, das sonst keinen hohen Thurm mehr hat, als der Campanile für Florenz oder der Markusthurm für Venedig. Sehr alt, wurde die Giralda schon im Jahr 1196 von Al Geber einem tüchtigen maurischen Baukünstler, von dem die Wissenschaft der Algebra herrühren soll, der Moschee angefügt, die bereits an der Stelle der heutigen Kathedrale bestand und von der noch zwei Seiten der Umfassung des daran stoßenden Pomeranzenhofs in gut erhaltenem Zustande auf uns gekommen sind. Auf einer Grundfläche von fünfzig Fuß Länge und Breite erhob sich damals der Thurm in einer Höhe von zweihundertfünfzig Fuß, ganz aus Backsteinen hergestellt und innerhalb mit einer in flacher Steigung den vier Seiten folgenden Rampe, die bequem auf die oberste Plateform führte; sonderbarer Weise verdickt sich die äußere Umfassungswand nach oben, während

der innere massive Kern gleiches Maaß behält, so daß der steigende Weg, der unten sehr geräumig ist, höher und höher hinauf sich merklich verengt. Auf seine halbe Höhe im Aeußern fast glatt und von wenigen Oeffnungen durchbrochen, ist die obere Hälfte dafür um so reicher verziert, jede seiner Seiten ist durch glatte Streifen in drei senkrechte Felder abgetheilt, die mit zierlichen Ornamenten ausgefüllt sind und deren mittleres je eine über einander gestellte Reihe von Doppelfenstern mit davor liegenden Balkonen enthält, die diese großen röthlichen Flächen aufs Angenehmste beleben, da keines dieser Fenster, obwohl alle als Ajimez behandelt sind, dem andern gleicht.

Als im Jahr 1240 die Stadt in Folge der Belagerung des heiligen Ferdinand kapitulirte, knüpften die Belagerten, die den Christen ihren schönen Thurm nicht gönnten, an die Uebergabe die Bedingung, daß derselbe zuvor abgebrochen werde; aber Alonzo, der Sohn Ferdinand's, drohte, wenn ein Stein daran verrückt werde, alle Bewohner Sevilla's über die Klinge springen zu lassen.

Ein Aufsatz von drei riesenhaften über einander gestellten Kugeln krönte damals die oberste Terrasse und ihre Vergoldung glänzte weit hinaus in die Landschaft, aber ein Erdbeben stürzte sie später herunter. Wie nun allmählig die Kathedrale, die südwestlich an den Thurm angebaut wurde, ihrer Vollendung entgegen ging, war der Thurm nicht mehr prächtig genug und sollte durch Ausführung des wegen seiner Kühnheit vielfach angefochtenen Planes im Jahr 1568 von Hernan Ruiz die Giralda um hundert Fuß erhöht werden. Ruiz, derselbe, der die christliche Kirche mitten in die Moschee von Cordova setzte, ordnete auf der alten Plateforme eine ringsum laufende Gallerie von fünf Oeffnungen auf jeder Seite an, deren mittlere je eine hohe Arkade bildete, hängte in den Zwischenweiten die Glocken auf, erhöhte den innern viereckigen Kern des Thurms weit über die Gallerie hinaus und setzte darüber eine runde Laterne, zu oberst gekrönt von der Giraldilla, einer drehbaren vergoldeten Bronzefigur, die den Glauben darstellt und dem ganzen Thurm den Namen gab. Dieser neue Aufbau, trotzdem,

daß keine dem alten Bau entsprechenden arabischen Formen dabei angewendet wurden, hat eine solch glückliche Proportion, ist so elegant durchbrochen und mit dem alten arabischen Bau vermählt, daß hier Ruiz ein Meisterstück gemacht hat, durch das man gern sich über den Verdruß in der Moschee von Cordova etwas gelinder stimmen läßt.

Die Aussicht von der Giralda oben ist bezaubernd, zu den Füßen die immense Metropolitane, deren zahllose Pfeiler, Fialen, Steinpyramiden und frei durch die Luft sich schwingenden Strebebogen sich zu dem interessantesten Ganzen gruppiren, nördlich davon der lange Pomeranzenhof, welcher jenseits von der mit der Kathedrale verbundenen Kirche del Sagrario, diesseits durch die Columbinische Bibliothek und an der langen Seite durch die hohe mit Strebepfeilern und staffelförmigen Zinnen besetzte Mauer geschlossen ist, in deren Mitte das reiche Portal del Perdon sich gegen die Straßen der Stadt öffnet; eine Gebäudemasse, in der alle Stylarten des Mittelalters vertreten sind, arabisch, gothisch und die Zeit der Wiedergeburt.

Aber auch in etwas größerem Umfange finden wir eine analoge kunstgeschichtliche Scala; unweit der Kathedrale sehen wir in die Höfe des maurischen Alcazar hinunter und die Mitte zwischen ihm und uns nimmt die Lonja ein, eines der hervorragendsten Bauwerke der Renaissanceperiode, und ist dieß in der That eine Nachbarschaft, die in der Welt schwerlich zum zweitenmal zu finden sein wird. Weiter schweift das Auge über die Häusermassen der Stadt, aus denen die prächtigen Baumgruppen der Paseo auftauchten, über die weitgeöffnete Rundung des Stierplatzes hinweg nach dem glänzenden Lauf des Guadalquivir und seiner stolzen Brücke, über das ferne Triana in die weite unendliche Landschaft hinaus.

Die Kathedrale Sevilla's, wohl die größte Spaniens, ist zugleich auch die prächtigste, nicht so reich wie die von Toledo, aber edel und würdevoll im Innern und Aeußern; fünf- oder wenn man die beiderseitigen Kapellen dazu rechnet, siebenschiffig, hat sie nahezu eine Länge von vierhundert Fußen. Die alte Moschee, an deren Stelle sie steht,

diente noch von 1240, der Zeit der Eroberung an, als christliche Hauptkirche bis 1401, wo der Beschluß gefaßt wurde, nach Abbruch der Moschee einen christlichen Tempel zu erbauen, der nicht seines Gleichen habe, ganz ähnlich wie bei Santa Maria dei Fiori zu Florenz. Der Eifer war so groß, daß sogar die Prälaten und Herren des Kapitels einen Theil ihrer Einkünfte dem Bau zuwiesen. Neun Architekten folgten sich in der Leitung des an hundert und sechs Jahre dauernden Baues, und schön ist es, daß der ursprüngliche Gedanke in der Hauptsache so unverrückt festgehalten wurde. Die Westseite des Aeußern mit drei großen Portalen ist in den Einzelformen so rein und schön, wie die beste Kirche der guten Periode am Rhein, das Innere schlank und majestätisch und die gemalten Fenster von außerordentlichem Verdienst der Zeichnung, und einer Gluth der Farben, wie die schönsten in Cöln. Mit dem Dom waren die Sevillaner nicht so glücklich, als die Florentiner. Nachdem ihn Alfonso Rodriguez und Gonzalo Rojas in einer schwindelnden Höhe über der Kreuzung des Lang- und Querschiffs vollendet hatten, fingen die Pfeiler, die ihn trugen, an zu weichen und er stürzte zusammen; erst später wurde er in der weit niedrigeren Form, in der er heutzutage zu sehen ist, vollendet. Eine Menge von Künstlern war in späteren Perioden beschäftigt, die Kapitelsäle, die Sakristeien und die Unzahl von Kapellen anzufügen, die aber nicht mehr das alte Gepräge tragen, sondern in weit modernerer Weise ausgeführt sind.

Sehr schön ist die hinter dem Chor angebaute Kapelle des heiligen Ferdinand, der ovale Kapitelsaal und die große Sakristei, die besonders ein meisterhaft angeordnetes und ornirtes Gewölbe hat. Frappirt hat uns die Naivetät, mit der in einem der Sakristeieingänge in den Cassaturen der Wölbung alle leckeren Mahlzeiten der Domherrn auf einzelnen Tellern servirt mit Messer und Gabeln aus dem Stein gehauen sind. Heller, freundlicher ist durchaus diese prächtige Kirche, als die in Toledo; selbst der Behandlung des Hochaltars gebe ich, nicht wegen seiner unerhörten Pracht, sondern wegen der ruhigeren

Vertheilung der Massen den Vorzug vor jenem. Leider ist das Mittelschiff auch hier fast ganz mit der hohen Mauer umfaßt, die die Chorstühle umgibt, und noch dazu in einem sehr verschnörkelten Styl. Die an dem Westend dem Hauptbau angefügte Kirche del Sagrario, deren Kuppel auch abgetragen werden mußte, ist, obwohl aus der üppigsten Renaissancezeit, nicht im Stande, die Aufmerksamkeit von der mit den herrlichsten Gemälden angefüllten prächtigen Kirche abzulenken, die noch dadurch einzig in ihrer Art ist, daß die Bedachungen durchaus Terrassen sind und dennoch der gothische Organismus so fein verstanden überall durchgeführt wurde.

Die Lonja, dicht daneben, ein schönes Werk Herrera's, sehr correkt, aber schwer, gewinnt nur wieder durch die höchst gelungene Anordnung des innern Hofs und die Eleganz der Haupttreppe den Beifall des Besuchers. Diese Formen, kälter, weil geradliniger, lassen nun einmal den Schwung nicht zu, der in dem gothischen Bogen und der weichen Arkade der Araber liegt. Hauptsächlich interessant ist dieser Bau dadurch, weil sich hier das sogenannte indische Archiv befindet. Die Schätze, die hier aufgehäuft sind, kann man begreiflicher Weise bei einem flüchtigen Besuche nicht sehen; doch waren wir erfreut von der freundlichen Einrichtung der großen Säle, wo sich in schönen Mahagonikästen, die mit ausführlichen Inhaltsanzeigen versehen sind, namentlich zahlreiche Urkunden befinden, welche die Entdeckung und Geschichte Amerika's unter spanischer Herrschaft betreffen.

Der benachbarte Alcazar, der schon lange der Gegenstand unserer Begierde ist, zieht uns nun unwiderstehlich an, und wir säumen nicht, uns durch das Labyrinth der ihn von der Stadtseite umgebenden moderneren Vorbauten durchzuarbeiten, um an das berühmte Portal Peters des Grausamen zu kommen. Obwohl in weitem Umkreis mit festen Mauern umgeben, ist er kein Kastell in der Art der Alhambra; viel friedlicher liegt er begränzt von einem ausgedehnten Garten den flachen Ufern des Gudalquivir zugekehrt. Wenn auch nicht von den ersten Erbauern des Alcazar herrührend, hat die gegen den großen

äußern Hof gekehrte Seite dieses Palastes doch den ächtesten arabischen Charakter; im untern Stock eine ganz geschlossene Wand bildend, nur von der viereckigen, oben mit großen Keilsteinen geschlossenen Mittelthüre und einigen unbedeutenden Fenstern durchbrochen, trägt diese glatte Masse eine wunderliebliche offene, über die ganze Façade sich ausdehnende Gallerie, deren Mittelstück von einem sehr weit ausladenden, kunstvoll geschnitzten und überreich theils bemalten, theils vergoldeten Dachvorsprung gekrönt ist. Das Spiel der in ganz symmetrischer Anordnung und in Gruppen von je drei und zwei Arkaden sich aneinander reihenden weiten und engen Bogenöffnungen, die Schlankheit der Säulchen und die herrlichen Marmore, aus denen sie bestehen, die Abwechslung des Gezackten und des Glatten der einzelnen Bogenformen, vereint mit der Pracht der Farbe und der feinen Wahl des Ornaments machen diese Front zu einem gefährlichen Rival des Schönsten in der Alhambra. Der innere, länglicht viereckige Hof, leider nicht mehr in seiner ursprünglichen Form, denn der untern wundervollen Bogenstellung ist später eine zweite aus der Renaissanceperiode aufgesetzt worden, macht nichtsdestoweniger eine reizende Wirkung, aber die Krone des Ganzen ist der an der schmalen Seite dieses Hofs gelegene Gesandtensaal. Er zerfällt in drei Theile, nämlich in einen durch zwei Stockwerke gehenden gewölbten Mittelsaal und zwei mit herrlichen Bogenthüren sich gegen ihn öffnende niedrigere Nebensäle. Alle Wunder der Alhambra wiederholen sich hier und wenn nicht die oben unter der Kuppel des Mittelsaals nachher zu Karls V. Zeiten unförmlich vergrößerten, freischwebenden Balkone und die unpassend angebrachten Königsportraits die Einheit stören würden, könnte der majestätische Saal seines Gleichen suchen. Der kleine Patio, der in neuerer Zeit restaurirt wurde und mitten zwischen den der Stadt zu liegenden Zimmern als Lichthof dient, ist ein Meisterstück von Folgsamkeit und gewissenhaftem Studium des noch vom alten Bau Vorhandenen. Wäre die Erneuerung der übrigen Räume von gleich verständigen und ebenso fein gebildeten Händen ausgeführt wor-

den, so stünde der Alcazar von Sevilla noch heute auf der alten Höhe seiner Berühmtheit, aber der Eigenwillen der verschiedenen königlichen Bewohner und der Unverstand der ihre Wünsche erfüllenden Bauleute haben beinahe überall die alten reizenden Urformen vertilgt und anstatt der früheren Mannigfaltigkeit nur langweilige Enfiladen von würfelförmigen Zimmern hergestellt, von denen blos der herrliche Saal über dem Haupteingang verschont geblieben ist. Dieser, ein wahrer Juwel, ist mit Ausnahme der verschwundenen Färbung ein Raum, in den man verliebt werden könnte, und wie einzig ist von seiner Fensterwand die Aussicht auf die Kathedrale und die Giralda, dieses reiche Architekturbild, in den wunderbarsten magischen Rahmen gefaßt!

Eine Merkwürdigkeit, welche man den Fremden, die nach Sevilla kommen, gerne anrühmt, ist das „Haus des Pilatus." Es hat seinen Namen daher, weil der Erbauer, ein Herzog von Alcala, den Palast des Landpflegers von Judäa darin nachgeahmt haben soll. Da ich vor Jahren diesen sogenannten Palast des Pilatus in Jerusalem gesehen und besucht, so war ich sehr gespannt darauf, hier eine alte Bekanntschaft zu erneuern. Das fragliche Haus liegt an einem einsamen und stillen Platze, hat aber schon von außen gar keine Aehnlichkeit mit dem alten, ehrwürdigen Mauerwerk, welches man mir in Jerusalem gezeigt. Freilich ist die Copie in Sevilla vor vielen hundert Jahren durch einen arabischen Baumeister gebaut, den der Herzog von Alcala aus den Kreuzzügen, sammt dem Plane des ursprünglichen Hauses in Jerusalem mitgebracht und es wäre möglich, daß das Haus im heiligen Lande damals etwas anders ausgesehen, wie jetzt. Nachdem ich aber sein Inneres betreten, fand ich auch die Eintheilung und Disposition des Ganzen vollkommen vom Original abweichend. Freilich ist auch hier die Säule vorhanden, an welcher Christus gebunden und gegeißelt wurde, doch ist dieselbe hier in einer im Hof befindlichen Kapelle, anstatt daß sie, wie in Jerusalem, in einer Vorhalle steht, durch deren weite offene Fenster das herbeigeströmte Volk sein Schlachtopfer sehen konnte, welches ihm Pilatus wies.

Der Hof, ein länglichtes Viereck hat schon in den Einzelformen das arabische Gepräge etwas abgestreift, wozu noch die Aufstellung vieler, zum Theil über lebensgroßer antiker Statuen kommt; interessant war uns das Haus des Pilatus deßhalb, weil man daran die Gränze des Reichthums sehen kann, der mit Azulejos erreicht werden kann. Das große Treppenhaus insbesondere, dessen Wände ganz damit getäfelt sind, und wo eine unübersehbare Zahl verschiedener Eintheilungen und Dessins sowohl in Linien als Farben mit einander abwechseln, ist von kaum zu beschreibender Pracht, aber nirgends Ruhe, nirgends ein Punkt, auf dem das Auge verweilen kann, so daß man diese Fayencebekleidungen, die die Araber weislich nur zur Täfelung des unteren Theils der Wände wählten, hier gründlich satt bekommt. Die große an den Hof stoßende Halle ist noch das am meisten harmonische; vortrefflich erhalten, mit edler, schöner Decke bleibt sie ein Raum, in den man mit immer neuem Vergnügen zurückkehrt.

Was die Bilderschätze Sevilla's anbelangt, so ginge auch die flüchtigste Besprechung der Meisterwerke des einzigen Murillo über den Raum dieser Blätter. Neben seinen bekannten Bildern in der Kathedrale enthalten einige Säle des hiesigen Museums zwanzig große prachtvolle Gemälde von ihm, das schönste aber, was er erschaffen hat, ist in der kleinen Kirche der Caridad, die berühmte Brodvertheilung und Moses, der das Wasser aus dem Felsen schlägt. Madrid hat nichts Aehnliches von ihm aufzuweisen. Das Wohnhaus des großen Malers, jetzt einem Herrn Lopez de Ceparo gehörig, ist den Fremden gastlich geöffnet und enthält außer einem selbstgemalten Portrait Murillo's Fresken von seiner Hand, welche auf die vier Seiten eines im Garten befindlichen Felsens gemalt sind.

Wenn man nach Spanien kommt, einem Lande, welches die Havannah besitzt, so hofft man, nun einmal recht gute und wohlfeile Cigarren rauchen zu können, findet sich aber sehr getäuscht, denn nirgendwo in der ganzen Welt bekommt man schlechteren Tabak und Cigarren, als gerade in Spanien. Die größte Schuld hieran trägt

wohl das Monopol- und Prohibitiv-System, welches viel einnehmen will, ohne etwas dafür auszugeben. Es hätte ja Niemand etwas dagegen einzuwenden, wenn sich die Regierung aus diesem Tabaksmonopol tüchtige Einkünfte verschaffte, dem Käufer dagegen, wenn auch für theures Geld, eine gute Waare zukommen ließe. Wer aber in Spanien eine ächte Havannah oder eine gute Puros rauchen will, ist gezwungen, sich an die Contrebandisten zu wenden, die, wenn sie auch den Verkauf ihrer eingeschmuggelten Waare nicht selbst und öffentlich betreiben, doch entweder ihre wohlbekannten Niederlagen haben, oder ihre zahlreichen Agenten unter den Gasthofs- und Kaffeehaus-Kellnern, kleineren Wirthen, Bootführern oder Individuen, die uns auf dem Spaziergang mit den Worten anhalten: „Caballero, ich kann Ihnen die besten eingeschmuggelten Cigarren verschaffen.“

Aus diesem Grunde ist nun wohl das Rauchen der Papiercigarren so allgemein geworden; die Kosten dabei sind sehr unbedeutend, denn das bischen feingeschnittenen Tabak, welchen man ins Papier wickelt, kommt eigentlich nicht in Betracht und dabei scheint die Anfertigung selbst dem müßigen Spanier eine sehr angenehme Beschäftigung zu sein. Doch ist es nicht so ganz leicht, eine gute Papiercigarre zu drehen, und namentlich der Fremde, ehe er Fertigkeit erlangt hat, sieht sich genöthigt, zu den Tabakläden seine Zuflucht zu nehmen, welche denn auch in diesem Artikel etwas Gutes, Rauchbares liefern. Hier in Sevilla befindet sich die größte Cigarrenfabrik Spaniens, und ist dieselbe wohl im Stande, das ganze Land, besonders mit Papiercigarren zu versorgen.

In einiger Entfernung vom Hafen des Guadalquivir erhebt sich ein ungeheures viereckiges Gebäude, das von außen eher einem königlichen Palast, als einem industriellen Etablissement ähnlich sieht, nur der scharfe Geruch, der, je nachdem der Wind weht, den Vorübergehenden frappirt, gemahnt an seinen Zweck. Weite Thorbogen führen uns in einen großen Hof, der mit Fontainen und Säulen geschmückt ist und wo wir vom Thürsteher in ein Comptoir gewiesen werden, um

die Erlaubniß zum Eintritt zu erhalten. Diese erlangten wir ohne alle Schwierigkeiten und erhielten zugleich einen untern Beamten, der uns im unermeßlichen Gebäude umherführte. In den untern Räumen befinden sich die rohen Tabakvorräthe, unter denen aber viel verdorbene Waare sein soll, welche Spanien als schlechter Schuldner von seinen Colonien erhält, deren beste Waare bekanntlich ins Ausland geht. Neben diesem Magazin sind die Räume zum Herrichten und Anfeuchten der Blätter, zu dem Gährungsprocesse, welcher der Anfertigung des Schnupftabaks vorausgehen muß, sowie der Maschinen zum Schneiden und Stampfen desselben. Der Schnupftabak ist das beste, was hier fabricirt wird, und führt man ihn nach Portugal und Frankreich aus.

In einem kleineren Theil des ersten Stockes befinden sich die männlichen Arbeiter, welche hauptsächlich sogenannte Puros anfertigen, wogegen drei lange Flügel dieses riesenhaften Gebäudes, einen einzigen Raum bildend, die weiblichen Arbeiterinnen enthalten, und dem Besuchenden einen ganz eigenthümlichen Anblick gewähren. Schon vor der Thür hört man es da innen summen, wie in einem Bienenschlage, und wenn man die Schwelle betritt, bleibt man einen Augenblick überrascht stehen. Wir haben vor uns eine dreischiffige, hochgewölbte Halle, dicht besetzt mit kleinen Tischen zu acht bis zehn Personen, um welchen die arbeitenden Mädchen sitzen. Es sind hier deren nicht weniger als dreitausend bei einander, und da der Eintritt eines Fremden immer ein Ereigniß ist, welches flüsternd der Nachbarin verkündigt wird, und schuldig ist, daß hier ein Sessel gerückt, dort ein Messer niedergelegt wird, so kann man sich einen Begriff machen, von welchem Lärmen wir empfangen werden. Obgleich ich nicht behaupten kann, daß ich unter diesen Cigarren-Arbeiterinnen sehr viel vollkommen Schönes gefunden hätte, so waren doch ganz artige Gesichter und Gestalten da, und wenn man auch in Spanien schon an Manches gewöhnt ist, so macht es doch einen seltsamen Eindruck, so ein paar tausend schwarze, andalusische Augen auf sich gerichtet zu sehen. Reiche,

dunkle Haare und kleine Schnurrbärtchen waren stark vertreten. Da es ziemlich warm in dem Saale war, so ließ die Toilette dieser Damen in verschiedenen Beziehungen manches zu wünschen übrig, und wenn hier eine lachend auf ihre nackten Schultern blickte, so machte es eine andere nicht besser, wenn sie äußerst coquet ein kleines Tuch über das sehr tief ausgeschnittene Leibchen warf. Die sämmtlichen Arbeiterinnen schienen mir, wenn ich mich so ausdrücken darf, in Korporalschaften eingetheilt zu sein, unter dem Befehl alter, stämmiger Spanierinnen, von denen jede einen tüchtigen Dragoner abgegeben hätte. Vielleicht vier bis sechs Tische hatten immer eine solche Aufseherin, die uns freundlich bis an die Gränzen ihres Reichs begleiteten und dann mit einem gnädigen Knix entließen. Auch eine Oberaufseherin über sämmtliche Säle war da, und wenn ich mich unterstanden, die Chefs der einzelnen Korporalschaften als eines Dragoner-Regiments würdig zu bezeichnen, so muß ich auch gerechtermaßen versichern, daß die alte und würdige Dame, welche den Oberbefehl führte, jedem Cuirassierregimente zur Zierde gereichen mußte, nicht nur wegen des außerordentlich kräftigen Körperbaues, sondern auch in Anbetracht ihres sehr ansehnlichen Schnurrbartes. Es muß aber auch keine Kleinigkeit sein, dieses lustige Völkchen zu lenken; denn obgleich die meisten ruhig bei der Arbeit saßen und sich nur hie und da eine erhoben hatte, um einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen, so waren es doch gewiß ein paar hundert, die auf solche Art in sämmtlichen Sälen umher flanirten, die schwarze Mantille leicht übergeworfen, den Kopf kokett erhoben und den meist aus einem zusammengefalteten Bogen Papier bestehenden Fächer meisterhaft gebrauchend. Manche von ihnen folgten uns unter Lachen und Possen aller Art, aber nur bis an das Ende ihres Territoriums, wo sie, von der andern ernsten Aufseherin zur Ruhe ermahnt und zurückgewiesen, mit lautem Gelächter auseinander stoben. Der General en chef dieser zahlreichen Mädchenbrigade gab uns das Geleite bis zur Treppe, worauf wir sehr befriedigt das Gebäude verließen.

Wir waren zur Zeit des Carnevals in Sevilla, und ich war begierig zu erfahren, wie im Gegensatz zu Deutschland und Italien hier diese festlichen Tage begangen würden, muß aber gestehen, daß mit Ausnahme der an diesen Tagen sehr vollen Theater nichts in den Straßen Sevilla's an den Fasching erinnerte. Malerischen Costümen begegnete man freilich wie immer und es würde das gewöhnliche Leben der Stadt mit seinem lustigen Getreibe, mit den schwarzen Mantillen, goldglänzenden Fächern und herrlichen Trachten, die uns allenthalben begegnen, plötzlich zu uns nach Deutschland versetzt, freilich schon für einen ganz prächtigen Carneval gelten können; aber etwas Außergewöhnliches geschah hier durchaus nicht. Ob es überhaupt bei den Spaniern nicht Sitte ist, sich zu maskiren und Larven zu tragen, weiß ich nicht, wenigstens sah ich nicht dergleichen; nicht einmal an irgend einem Laden blühende und in beständigem Erstaunen begriffene Maskengesichter, oder auch nur falsche Nasen mit großen Schnurrbärten; ja nicht einmal die Jugend schien zu wissen, was Carneval ist, denn in den Straßen von Sevilla sieht man zu dieser Zeit selbst nicht einmal die Spur von ausgelassenen Buben, wie sie bei uns ihr Wesen treiben, in weißen Hemden, mit geschwärzten Gesichtern oder vergoldeten Nasen. Im Haupttheater in der Straße de la Muela war es allerdings während der Carnevalsabende außerordentlich voll, und das Volk erfreute sich an den ausgelassenen Possen, die hier gegeben wurden, für uns aber wenig Interesse boten. Besonders beliebt bei den Sevillanern schienen Schilderungen aus dem Negerleben zu sein, eine Art Vaudevilles mit Ballet, wo eigenthümlich unharmonische, oder wie es hieß, Originallieder der Schwarzen vorgetragen wurden, und mit Tänzen abwechselten, die man allenfalls nur von Spanierinnen sehen konnte, denn wenn sie sich auch die allergrößte Mühe gaben, schwerfällig und steif umherzuhüpfen, wie wahnsinnig gewordene Frösche, so schimmerte doch immer noch etwas durch von den ihnen angebornen eleganten Körperformen und Bewegungen. Im Theater de la Campana, wo mitunter recht gute Lustspiele gegeben werden, ging es auch

nicht ohne sehr starke Possen ab; nur war hier das Ballet vortrefflich und gab zum Schluß so große und schöne Portionen, daß man sich schon für die Anfangs ausgestandene Langeweile entschädigen konnte.

Ein deutscher Landsmann, dessen Bekanntschaft wir in einem der hiesigen Theater machten, veranlaßte uns eines Abends nach beendigter Vorstellung, mit ihm eine kleine Tanzunterhaltung zu besuchen, deren verschiedene um diese Zeit hier veranstaltet werden, und die auch im Innern der Häuser das Einzige sind, was an den Carneval erinnert. Wir besuchten nach einander ein Paar dieser Lokale, ohne aber hier gerade viel Interessantes zu sehen. Man könnte diese Bälle mit den Parisern in der Salle Valentino vergleichen. Wie dort, sind es auch hier große Räumlichkeiten, nur nicht so elegant, wie die Pariser Etablissements, spärlicher beleuchtet, und vor Allem fehlt hier in Sevilla die prächtige Musik Musard's. Der Spanier ist schon zufrieden mit einem kleinen Orchester aus ein Paar Violinen, einer Clarinette und einem Contrebasse bestehend, und dies fehlte sogar in einem dieser Lokale, wo denn jeder Saal seine besondere und sehr bescheidene Musik hatte, zwei Guitarren nämlich, die von den Tänzern abwechselnd gespielt wurden, wozu aber ein Dutzend toller Andalusierinnen im Majakostüm einen tüchtigen Lärm mit ihren Castagnetten machten. Am Eingang dieser Säle wird eine Kleinigkeit bezahlt, und wie in Paris an den gleichen Orten finden sich auch hier junge Leute aller Stände namentlich aber Studenten mit ihren Mädchen ein, um die Nacht zu durchtanzen.

Um aber eine solche allgemeine Carnevals-Tertulla in ihrer Blüthe zu sehen, ließen wir uns nach der Vorstadt Triana führen, welche gegenüber der alten Torre del oro liegt, und deren Bewohner hier ungefähr in demselben Rufe stehen, wie die von Trastevere bei Rom. Obgleich sich dort bei diesen Tanzvergnügungen eine sehr ausgewählte Gesellschaft vereinigt, Maulthiertreiber, Contrebandisten, und Leute, die oft ein noch viel schlimmeres Handwerk treiben, so ist man ja in Spanien und der Fremde, den die Neugier treibt, einer solchen Ver-

sammlung beizuwohnen, wird anständig und freundlich behandelt, natürlicherweise, so lange er es unterläßt, sich unerlaubte Freiheiten herauszunehmen. Das Haus, zu welchem wir uns begaben, lag zwischen Gärten, etwas entfernt von den andern Gebäuden, und erwies sich beim Näherkommen als eine Posada, wie ich sie schon häufig beschrieben, mit einer großen Halle, welche zu gleicher Zeit Wohnzimmer und Küche war. Schon von Weitem hatten wir durch die vergitterten Fenster Lichtschimmer bemerkt, zuweilen wurde das Thor geöffnet, und dann drang die Helle auf Augenblicke in den Garten hinaus. Dieser aber war umzäunt und verschlossen, und wurde erst auf mehrmaliges Anklopfen geöffnet, und nachdem unser Begleiter ein paar Worte zu dem Manne gesagt, der durch den Garten gegen uns her kam. Als wir näher gingen, hörten wir auf einmal Guitarrenklänge und das taktmäßige Knattern der Castanuelos, und als sich endlich die Hausthüre vor uns öffnete und wir eingetreten waren, sahen wir eine zahlreiche und lustige Gesellschaft bei einander.

Hier befanden sich vielleicht zwanzig Männer, meistens junge Leute, und ein Dutzend schöner Mädchen, die theils in dem Tanzen begriffen waren, theils auf den Bänken an dem lodernden Herdfeuer saßen, wo die Weinflaschen fleißig herumgingen, und wo gesotten und gebraten wurde. Nachdem uns der Hauseigenthümer freundlich begrüßt und uns einen guten Platz am Kamine neben ein paar lustigen Majas verschafft, welche jedem von uns augenblicklich eine Cigarre drehten, hatten wir Muße, uns in dem Gemache umzuschauen. Ein bischen ärmlich und zerfallen sah dieses aus; in den Winkeln rechts vom Zimmer fanden sich ein paar alte Matten am Boden, und diese, sowie ein paar kleine Rohrschemel machten die ganze Ausschmückung der schwarzen rauchigen Halle aus. Doch hing noch an einem Pfeiler ein rostiger Trabuco, sowie eine alte Guitarre, von welcher die zerrissenen Saiten herabhingen. Offenbar war dieser Ort von keiner Familie bewohnt, und diente nun dem lustigen Volke, das sich hier versammelt, zum Ballsaal. Aber der Kontrast zwischen den meisten dieser Gäste

und der Halle selbst hätte unmöglich größer sein können. Ja, wenn man ein paar alte Männer, die in der Capa und spitzem Hut dicht am Feuer saßen, sowie ein paar Zigeunerinnen in hellen, fast modischen Kleidern, mit weißen Busentüchern, ausgenommen hätte, so würde die ganze übrige Gesellschaft nach ihren eleganten Bewegungen, nach ihrer Schönheit und der Pracht ihrer Kleidung auf jedem hellbeleuchteten Hofball das größte Aufsehen erregt haben. Die Tanzenden waren lauter Majos und Majas, die Männer hübsche wohlgewachsene Bursche in den bekannten andalusischen Kostümen, die aber bei diesen Abendgesellschaften aus den feinsten Stoffen bestanden, Sammt, Atlas und Tuch, mit Stickereien und silbernen Knöpfen überladen. Dabei waren die Anzüge so vortrefflich und passend gemacht, deutlich alle Körperformen zeigend und wurden so leicht und elegant getragen, daß man wohl sah, es sei die gewöhnliche Kleidung der meisten dieser jungen Leute. Wahrhaft reizend aber waren die Mädchen. Ihre Füße mit seidenen Strümpfen stacken in wahren Kinderschuhen, und über denselben waren die Knöchel so fein und zierlich, daß man nur erstaunt war, das Bein weiter oben so ansehnlich gerundet und doch so ganz im Verhältniß zu sehen. Die ziemlich kurzen Röckchen bestanden aus rothem oder gelbem Seidenzeug und wurden oben gefaßt von einer Atlastaille in weiß, hellblau oder Perlfarbe, die sich so dicht und genau an den schlanken und doch vollen Oberkörper anlegte, daß man die Formen desselben bis in ihre kleinsten Nuancen sehen konnte. Ueber diese Taille kam nun ein zierliches Jäckchen von einer genau passenden etwas dunkleren Farbe, von matter Seide oder Sammt, aber reich mit Schnüren besetzt und einer Unzahl kleiner silberner Knöpfchen. Die meisten der Tänzerinnen hatten die Mantille abgelegt, das volle schwarze Haar über die feinen Ohren zurückgestrichen, so daß von hinten der lange schlanke Hals bis zu den Schultern sichtbar war. Oft genug habe ich die graziösen Gestalten der Andalusierinnen erwähnt, sowie ihre wunderbaren Augen, Lippen, Zähne, ja den ganzen prachtvollen Ausdruck ihres Kopfes, um hier

noch ein Wort darüber zu verlieren, und will nur noch hinzufügen, daß unter allen vielleicht keine einzige war, die nicht die gerechtesten Ansprüche auf eine vollkommene Schönheit hätte machen können, wie ja die Tänzerinnen aus dem südlichen Spanien bekanntlich schon auf den Theatern der heidnischen Weltstadt Rom die berühmtesten waren. Ja, dabei erschien das ganze Bild hier in der hohen finstern Halle so eigenthümlich beleuchtet von den zitternden Streiflichtern des Herdfeuers und der rothen Gluth einer Fackel, die neben dem Eingange brannte, daß es eine unbeschreiblich malerische Wirkung hervorbrachte. Der Glanz des Atlasses, der matte Schimmer der Sammtstoffe, dazu die vielen Stickereien und silbernen Knöpfchen, alles nahm auf so verschiedene Art die Lichtstrahlen auf, und reflektirte sie wieder eben so eigenthümlich. In einem hellerleuchteten Saale hätten die Tanzenden nicht diese Wirkung hervorgebracht, wie hier. Bei unserer Ankunft war ein Bolero zu Ende und die wilden Mädchen ließen sich schwer athmend und mit glänzenden feuchten Blicken auf die Bänke und Rohrstühlchen nieder, so daß die seidenen Röcke rauschten und die atlassenen Mieder bedenklich krachten. Hie und da nahm eine ein paar getrocknete Früchte, auch eine Feige oder Orange, die auf einem Nebentischchen standen, oder ließ sie ein paar Tropfen Wein aufwärts blickend zwischen die Lippen träufeln, aber nicht lange konnten sie's ruhig auf ihren Sitzen aushalten; besonders die Bursche, die, wenn auch der wilde Tanz beendigt war, doch noch mit ihren extravaganten Pas fortmachten, bald zu Zweien, hart an den französischen Cancan streifend, bald allein, wie mit dem eignen Schatten tanzend, den das lodernde Herdfeuer beweglich an die graue Wand warf. Dann fingen die Guitarren wieder leise an zu klingen, und nach einigen Accorden fiel einer der Majos ein:

Ay! sal, bella joven,
sal, angel de amores
y al par que las flores
del lindo pensil.

Ein anderer sprang vor die Mädchen hin, klatschte in die Hände, ein Dritter rief: Viva la gente Morena! und dann war im Augenblicke die Tanzpartie wieder arrangirt. Hoch aufgerichtet, den Oberkörper halb durchgebogen, standen die Andalusierinnen da, die eine Hand in die Seite gestemmt, mit den Fingern der andern leicht an die eine der Castagnetten schlagend, und die Bewegung der Tänzer begleitend, die nun herausfordernd vorgeschritten kamen; wenn diese wieder zurückwichen, folgten ihnen die Mädchen, unnachahmlich den Körper, namentlich die Hüften bewegend, die Augen auf den Boden geheftet und die Castanuelos mit den vorgestreckten Händen leicht anschlagend. Um die sichere Beute nun rasch zu umschlingen, öffnet der Tänzer weit seine Arme, aber in dem sanft und zierlich vorgegangenen Mädchen erwacht nun auf einmal der Stolz der Spanierin. Auf ihren höhnisch aufgeworfenen Lippen glaubt man ein Caramba zu lesen, als sie nun plötzlich auf- und zurückfährt, wobei die Castagnetten wild und zornig knacken. Dabei hat sie den Kopf stolz erhoben, wie eine Schlange biegt sie den Oberkörper, senkt gleich darauf die Stirne herausfordernd nieder, und während sie mit vorgehaltenen Händen zurückflieht, wallen ihre leichten Röcke unbeschreiblich malerisch um die Hüften. Etwas Aehnliches wiederholt sich nun in den meisten spanischen Ensembletänzen; mit einem alles verachtenden Stolze beginnt die Andalusierin, um nachgiebig zu werden, wenn das Blut anfängt zu wallen und das Herz zu klopfen; und diese Folge ist so natürlich und wahr im Tanze, wie im Leben.

So reizend diese Gruppirungen auch waren, so wunderbar die schlangenartigen Bewegungen der prächtigen Mädchen, so wahrhaft betäubend das Spiel ihrer Augen, das Rauschen der Seide und das Krachen des Atlasses, und alles das übergossen und bestrahlt von den lodernden Flammen des Herdfeuers, das über die glänzende schimmernde Gruppe ein so unaussprechlich warmes Licht warf, so köstlich auch bei diesen Ensembletänzen die Ausrufungen der Freude klangen, die der glühende Hauch des Mundes zwischen den frischen Lippen hervorstieß,

so war doch die Krone des Abends ein Fandango von zwei der schönsten und üppigsten Mädchen allein ausgeführt. Es waren das zwei prachtvolle Gestalten, die eine im weißen, die andere im perlfarbenen Atlasmieder. Lange, lange umschritten sie sich, kalt und förmlich und kaum merklich schien sich ihr Blut zu erwärmen, schien die Gluth in ihnen aufzuflammen und sie sich zu nähern. Dabei berührten sie sich anfänglich nur sanft mit den Fingerspitzen, dann legte eine ihre Hand leicht um die schlanke Taille der andern, aber als das Eis endlich gebrochen war, brach auch die Fluth der Leidenschaft um so gewaltiger hervor.

Malerisch gruppirt umstanden die Uebrigen dieß schöne Paar, ein dichter Kreis, der sich nach hinten erhöhte, und nicht nur die Majos, sondern auch die älteren Männer waren auf Stühle und Bänke gestiegen, um besser in den Kreis zu sehen; und dazu brachen bei jeder schönen Bewegung neue und immer heftigere Ausrufe der Bewunderung hervor. — Ay, salero! ole, ole! — ole salero! — Herz, du übertriffst dich selbst! — Bravo, bravo, Kinder! Bravo, Kinder, bravo! So was sieht die Welt nicht wieder! — Ole, salero!

Und dabei waren es die andern Mädchen, welche ohne Neid und Mißgunst den größten Spektakel machten. Aber die beiden im Kreise verdienten es auch, daß man sich für sie enthusiasmirte. Man hätte wohl im Bunde der dritte sein mögen. Sekundenlang hielten sie sich umschlungen und drückten die hochklopfenden Herzen aneinander, und wenn sie sich auf Augenblicke trennten, so stürzten sie sich gleich darauf wieder mit neuer Inbrunst in die Arme. Das Ganze steigerte sich zu einer wahrhaft beunruhigenden Höhe, und wir Zuschauer waren ordentlich froh, als der Tanz endlich aufhörte mit einem langen innigen Kusse, wobei die elastischen weichen Körper der beiden Mädchen wie schmerzlich zuckten und sich schlangenartig um einander wanden. — Ole, salero!

Wie so vieles in Spanien erinnerten mich diese Abendunterhaltungen an Aehnliches, was ich im Oriente gesehen. Haben doch selbst

manche Tänze der arabischen Tänzerinnen außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Fandango und manchem andern spanischen Bolero; ja, ist doch die Madrilena mit ihrem Aufheben und Schütteln der Tanzröcke nichts Anderes, als eine gemilderte Copie des Bienentanzes, den ich in einer schönen Nacht an den Ufern des Nils gesehen. Auch die Castagnetten sind gewiß maurischen Ursprungs, denn noch heute haben die arabischen Tänzerinnen an dem Zeigefinger jeder Hand eine kleine silberne Glocke befestigt, die sie taktmäßig anschlagen, und sah ich doch einst in Adrianopel griechische Knaben tanzen, welche ihre wirklichen Castagnetten so geschickt zu handhaben wußten, wie die Spanier. Einen einigermaßen berüchtigten Tanz hier, den Menéo, welcher in einem langsamen Vorschreiten der Tänzerin besteht, wobei sie wirbelnd die Castanuelos anschlägt, sah ich fast mit den gleichen Bewegungen ebenfalls in Adrianopel bei einer Soirée des dortigen Pascha. Diese Bewegungen sind eigentlich unbeschreiblich, und bei ihnen spielen die Füße gar keine Rolle. Während sich der Oberkörper hin und her windet, sind die Hüften in einer beständig zitternden Bewegung, wobei die Tänzerin vor- und rückwärts geht und nur zuweilen mit hoch erhobenen Beinen eine hastige Pirouette macht.

Wenn wir auch beim Besuch dieser Tertulla kein Eintrittsgeld zu bezahlen hatten, ja, man uns sogar freundlich Papiercigarren, getrocknete Früchte und Wein anbot, ohne irgend etwas dafür zu verlangen, so wußten doch die schlauen Andalusierinnen auf eine eigenthümliche Art ein kleines Geschenk zu erhalten, und diese Art war wieder so ächt orientalisch. Während des Tanzens nämlich zog eine oder die andere aus ihrem Gürtel das Taschentuch hervor und warf es uns zu. Wie unser Bekannter uns belehrte, mußten wir ihnen eine Geldmünze hineinknüpfen, die sie sich alsdann später dankend abholten, wobei ich aber nicht unterlassen will, feierlich zu versichern, daß dieses Taschentuchzuwerfen durchaus mit keinen andern Absichten verbunden war.

Es war schon spät in der Nacht, als wir endlich die verfallene

Posada mit ihrem phantastisch wilden Treiben verließen; aufgeregt und erhitzt von dem Herdfeuer, dem Dunst und Allem, was wir gesehen, that uns draußen die klare, kühle Mondnacht außerordentlich wohl. Noch eine Strecke weit begleitete uns das Knattern der Castagnetten, immer leiser und leiser werdend, bis es sich endlich verlor in dem Rauschen des Guadalquivir.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nach Gibraltar.

Fahrt auf dem Guadalquivir. Anblick von Cadiz. Das Innere der Stadt. Puerto de Santa Maria. Das Schlachtfeld von Xerez de la Frontera. Ende des Königs Roderich. Xerez und seine Weinlager. Verpflanzung von Palmbäumen. Eine Morgenstunde in Santa Maria. Cette petite bateau. Der Schraubendampfer Don Manuel. Das Schlachtfeld von Trafalgar. Sturm und Regen. Tarifa. Durch die Säulen des Herkules. Anblick von Gibraltar. Englische Physiognomie der Stadt. Die Alameda. Der Garten des Schusters. Ritt durch die Felsgallerien und Batterien. Liebhabertheater.

Wenn ich Tage lang und ganze Nächte auf spanischen Landstraßen auf die erbärmlichste Art zusammengestoßen wurde, mich freuend auf die elendeste Station, wo man doch eine halbe Stunde lang, während umgespannt wird, als freier Mensch auf seinen eigenen Füßen herumlaufen darf, dabei wehmüthig den Lichtschimmer irgend eines Hauses betrachtete und die wahrscheinlich ruhig und behaglich Schlafenden dort oben beneidete, so dachte ich mit wahrer Lust an das Ende dieser Mühen und Leiden im spanischen Eilwagen, an Sevilla nämlich, wo nicht nur „die letzten Häuser stehen," sondern bis wohin auch für uns die letzten Eilwagen gehen, da von hier aus der Guadalquivir so freundlich ist, die Reisenden, die nach Cadiz wollen, auf seinem breiten Rücken zu befördern. Obgleich ich in Spanien bei so vielem,

das ich verließ, traurig dachte: das ist auf Nimmerwiedersehen, so hatte mich doch, endlich in Sevilla angekommen, ein ganz anderes Gefühl beherrscht, und als ich die Thüre des für mich letzten spanischen Eilwagens zuwarf, dachte ich: Gott sei Dank, denen sind wir entronnen! Jetzt freilich, nachdem schon eine Zeit zwischen jenem Tage und heute liegt, kann ich selbst die Zeichnung eines spanischen Eilwagens, wie er, im tollen Galopp von acht Maulthieren gezogen, eine Anhöhe hinabrast, mit einer Art wehmüthiger Freude betrachten. So ist nun einmal der Mensch, während die Erinnerung an Mühen und Leiden verblaßt, tritt das Andenken an heitere und glückliche Stunden immer leuchtender hervor.

Um sechs Uhr fuhr das Dampfboot ab, das uns nach Cadiz bringen sollte. Das Boot war eben so groß und fast so elegant wie die Rheindampfer. Ja, wenn man den Guadalquivir abwärts schaute, so konnte man sich lebhaft an die Heimat erinnert fühlen. War es doch gerade, als blicke man unterhalb Wesel gegen Holland hinab; wie auch dort der deutsche Strom seine klare grüne Farbe verloren hat, mit der er oben zwischen den Felsen des Rheingaues so freundlich prangt, so war auch sein spanischer Kollege nicht mehr derselbe klare Guadalquivir, über den wir bei Cordova in elender Fähre gesetzt, und wo wir nicht versäumt, unsere Hand durch die kühle, klare Flut rauschen zu lassen.

Die Abfahrt des Dampfboots ging mit denselben Geschichten vor sich, wie wir das bei uns tausendmal gesehen haben, und das hatte wieder soviel an die Heimat Erinnerndes: das mit Koffern und Hutschachteln, Herren und Damen, Soldaten und Guardias civiles besetzte Verdeck, der stämmige Kapitän in blauer Jacke mit dem gewichsten Hut auf dem Hinterkopf, der Schiffsjunge, der vorne die Glocke anschlug, sich vorher aber schnäuzte, wie ich dies in Köln am Rhein so oft gesehen. Nachdem mehrere rührende Abschiede genommen waren, wobei einige Damen sehr laut schallende Küsse austheilten, wurde der Dampfer vom Ufer gelöst, die Maschine fing an zu arbeiten, und

nachdem wir in die Mitte des Stroms gelenkt, schwammen wir rüstig abwärts.

Lebewohl Sevilla!

Die spanischen Eilwagen blieben freilich hinter uns, aber damit schien auch das ganze, liebe, herrliche Land hier in Sevilla sein Ende erreicht zu haben. Schlammgelb und trübe fließt der Guadalquivir dem Meere entgegen. Die Hügel, welche Sevilla umgeben, lassen wir bald hinter uns, zu gleicher Zeit verschwinden die hellen, freundlichen Dörfer, und als wir an einer Biegung bei den Orangenwäldern vorbeigefahren sind, die uns noch vor einigen Tagen mit saftiger Frucht und süßem Duft gelabt, wird die Gegend vor uns immer flacher und langweiliger. Rechts und links sieht man fast nichts, wie Sand, Stoppelfelder und Haiden, nur zuweilen angenehm unterbrochen von grünen Wiesen mit zahlreichen Pferde- und Rinderheerden. Eigenthümlich war es, daß wir auf dem Schiffe nur Spanier trafen, weder einen Franzosen noch einen Deutschen, selbst nicht einmal einen Engländer; unsere Reisegesellschaft dagegen hatte sich um ein viertes Glied vermehrt, den Baron W., einen liebenswürdigen angenehmen Liefländer, der vollkommen deutsch sprach, die halbe Welt kannte und viel zur Unterhaltung beitrug. Die spanischen Dampfer haben die bequeme Einrichtung, daß man zu jeder Stunde nach der Karte speisen kann, und braucht man sich nicht wie auf dem Rheine zur Mittagszeit, oft wenn wir bei den schönsten Gegenden vorüberfahren, zur Abfütterung in die Cajüte zusammentreiben zu lassen. Gegen zwei Uhr Nachmittags erhoben sich am fernen Horizont wieder einige Hügel, so wie am rechten Ufer Buschwerk, namentlich Fichtenwaldungen; gleich darauf sahen wir auch Bonanza und San Lucar, die beiden Gränzstädtchen zwischen der Meerflut und dem Guadalquivir. Letzterer breitete sich hier mit jeder Radumdrehung immer mehr und mehr aus: aus einem nicht zu breiten, bescheidenen Flusse war er in kurzer Zeit zu einem gewaltigen Strome angewachsen, dessen Ufer mit wahrer Hast aus einander zu fliehen schienen. San Lucar ist ein hübsches Städt-

chen mit gutem Hafen und schönen Mauthgebäuden. Die Salzflut hat hier schon die Oberhand, obgleich man das Flußwasser noch längere Zeit in einem dunkleren gelberen Streifen erkennt. Unterdessen haben sich die Ufer ganz zurückgezogen, und daß wir im Meere angekommen sind, bemerken wir an der plötzlich veränderten Bewegung des Schiffes, so wie an einem frischen Seewinde, der uns wohlthuend entgegenweht und die dunkelblauen Wellen auf und ab tanzen macht. Da sich aber zu gleicher Zeit unser Dampfer ebenfalls zu freuen scheint an der unermeßlichen Wasserfläche, die sich vor uns ausdehnt, und dabei etwas heftiger tanzt und stößt, so wird manche rothe Wange blaß, manche Nase spitzig und viele Augenpaare, die noch vor einer halben Stunde glänzten und schelmisch blitzten, nehmen jene unruhigen starren Blicke an, die in diesem Falle immer die Vorboten der leidigen Seekrankheit sind. Daß ich bei meinen vielen Meerfahrten nie darunter gelitten, kam mir heute wieder einmal trefflich zu Statten, denn während die meisten Passagiere in ängstlicher Hast Sophas und Stühle suchten, stellte ich mich an das Bugspriet des Schiffes, entzückt auf die große Bai von Cadiz blickend, die sich mit Einem Male von Rota aus majestätisch vor uns aufrollt, sowie auf die Stadt selbst, eine Königin der Meere im Wittwenschleier, die nun plötzlich glanzvoll vor uns erschien.

Schon öfters las ich und ließ mir erzählen, Cadiz gleiche, vom Meere aus gesehen, Venedig. Etwas ist schon daran, denn sie, sowie die sogenannte Insel Leon, welche durch den Fluß Arillo von Cadiz getrennt ist, hängt mit dem Festlande nur durch eine lange Erdzunge zusammen und stellt sich so als eine große Insel, oder wie Venedig mitten ins Wasser hinein gebaut dar; aber die Ansicht der Stadt mit ihrer Färbung ist hier ganz anders, wie dort die der Lagunenstadt. Venedig liegt im trüben Wasser, aus welchem sich graue Häusermassen und ernste Thürme und Kuppeln erheben, ein gewaltiger aber etwas düsterer Anblick. Cadiz dagegen taucht glänzend und strahlend wie ein Brillant aus der blauen Flut hervor. Es ist das ein Anblick von

so eigenthümlichem Charakter, der sich unauslöschlich der Erinnerung einprägt; wir haben ein Bild vor uns ohne allen Schatten, ohne alle mildernden Zwischentöne, mit einer Fülle von Licht übergossen, welche das Auge blendet. Auf einem wunderbaren Hintergrunde von dem dunkel strahlenden Himmel und dem tiefblauen Meere gebildet, welches die Sonnenstrahlen in tausendfachem Glanze zurückwirft, erheben sich schneeweiße blendende Mauern, eben solche Wälle und Häuser mit flachen Dächern, alles in graden scharfen Linien, die sich aufs Bestimmteste von dem Himmel abheben; dazu entdeckt man bei der Stadt noch auf den kahlen schneeweißen Dünen rings um die Bai weder Baum noch Strauch und bemerkt nur, wie leuchtende Punkte die Gebäude von Puerto de Santa Maria, Puerto real, la Carraca und San Fernando, die am Ufer hin zerstreut liegen.

Der Hafen von Cadiz war einst der größte und bedeutendste Seehafen Spaniens, und hier drängten sich die goldbeladenen, amerikanischen Galionen. Hier wurden im Jahr 1790, als schon die spanische Seemacht anfing zu verfallen, noch dreißig Linienschiffe ausgerüstet. Ja, Cadiz ist eine Königin der Meere im Wittwenschleier! Aber obgleich von den kostbaren, ihr zinsbaren Gütern fast nichts mehr vorhanden ist, blieb sie dennoch eine sehr reiche Wittwe. Freilich hört man viel reden von dem Verfalle von Cadiz, von der Abnahme ihres Handels, und daran ist viel Wahres; doch kann eine Stadt, die mehrere hundert Jahre lang den reichsten Verkehr der Welt für sich ausbeuten konnte, wo Generationen auf Generationen Schätze häuften, wohl durch Abnahme des Handels einigermaßen leiden, aber gewiß nicht verarmen. Und so sieht auch Cadiz durchaus nicht aus. Der ganze Anblick der Stadt, der Straßen und Gebäude zeugt von Wohlstand und Reichthum, und wenn man die schneeweißen frisch angestrichenen Häuser sieht mit ihren zierlichen Balcons, und auf ihnen schöne lachende Damen und Mädchen, so könnte man glauben, Cadiz feiere täglich irgend einen Festtag. Was aber hier verfallen ist, geschah durch Schuld der Regierung. Die Festungswerke rings empor

aus dem Meere aufgemauert, die reichen Artillerieetablissements, Kasernen und Kasematten sind heute freilich ganz vernachläßigt und in schlechtem Zustande.

Als wir am Hafen anlegten, stellte sich uns der Wirth einer sogenannten englischen Pension vor, und da wir in Sevilla von diesem Hause Gutes gehört, so folgten wir seiner Einladung. Sehr ergötzlich war am Landungsplatze ein Kerl in vollkommener, glänzender Majotracht, der eine Art Hafenkommissär zu sein schien; er bestimmte, was jeder Lastträger von den Effekten des Dampfers aufladen sollte, gab sich ein ungeheures Ansehen und stocherte dabei beständig die Zähne mit einem silbernen Zahnstocher.

Unser Gasthof lag an der Alameda, die sich vor unsern Fenstern dicht am Meere hinzieht. Auf die liebe blaue Flut hatten wir eine unvergleichliche Aussicht.

Cadiz hat keine besonderen Merkwürdigkeiten aufzuweisen, selbst nicht einmal mehr einen ächt spanischen Charakter; von Ueberbleibseln aus der Maurenzeit sieht man so gut wie gar nichts; doch ist es eine behagliche freundliche Stadt, wozu wohl die hohen, reinlichen Häuser, alle schneeweiß angestrichen, und die mit zierlichen Blumen besetzten Balcons das meiste beitragen. Fast sämmtliche Wohnhäuser haben Terrassen, auf denen sich häufig noch ein, mit einem Kuppeldach gewölbtes Thürmchen erhebt. Die Flaggenstange fehlt selten auf diesen Terrassen und oft ist sie zu einem vollkommenen Schiffsmast mit Raaen, Korb und allem Takelwerk ausgebildet, was der Silhouette des Ganzen etwas Eigenthümliches und Malerisches gibt. An öffentlichen Plätzen ist Cadiz reich; fast alle sind mit doppelten Alleen von Akazien und Ulmen besetzt, und man könnte sagen, sie bilden große Gesellschaftssäle, denn hier spazieren in den Nachmittags- und Abendstunden eine Menge Menschen umher, man findet hier seine Freunde und Freundinnen, raucht mit den Männern eine Papiercigarre und plaudert mit den Damen oft von scheinbar gleichgültigen, häufig aber sehr ernsten und interessanten Dingen. In der Nähe dieser Plätze be-

finden sich auch Kaffeehäuser mit Tischen und Bänken auf der Straße, wo man seine Chocolade trinkt oder ein Gefrorenes nimmt, doch ist dieß schon nicht mehr recht spanisch, und man findet dergleichen weder in Madrid noch in Granada oder Sevilla; beim Flaniren durch die geraden und engen Straßen bemerkt man bald, daß man sich in einer Handelsstadt befindet. Die leichten Gitter vor den Höfen haben sich hier in schwere mit Eisen beschlagene Thore verwandelt, und wo man in Sevilla zierliche Marmorfontainen, Orangen und Granaten bemerkt, sieht man hier die Embleme des Kaufmannsstandes, Wagen und Waarenballen.

Die Kathedrale von Cadiz ist eine großartige Steinmasse, für uns aber, die wir auch in dieser Richtung so viel Schönes gesehen, nur durch den Haupteingang, der eine die ganze Giebelseite einnehmende gewaltige Halbkreisnische bildet, und die man könnte sagen elegante und raffinirte Disposition des Innern von einiger Bedeutung. Interessant war dagegen der Besuch des großen Theaters, weniger der aufgeführten Stücke halber, als des strahlenden Kranzes schöner Damen, welche zahlreich alle Logen füllten. Obgleich man den hiesigen Damen die vollendete Gracia andaluz abspricht, so sind doch ihre Körperformen, namentlich aber ihre wunderbaren Köpfe, vorzüglich wegen des reichen Haares und der großen glänzenden Augen in ganz Spanien berühmt, und wie wissen sie diese Augen zu benützen! Für uns gab es in den Zwischenakten die interessantesten Schauspiele; nie sah ich eine solch unnachahmliche Haltung des Kopfes, ein solches Kokettiren mit den wunderschönen Augen; dabei sind die „Gaditanas" unübertrefflich in Handhabung des Fächers, und sie machen von dieser gefährlichen Waffe einen umfassenden Gebrauch. Das Zusammenklappen und Aufwerfen desselben mit Einer Hand betrieben die jungen Damen mit einer Meisterschaft, die ans Komische gränzte, und oftmals entstand im ganzen Hause dadurch ein solches Knattern und Rauschen, daß es zwischen der lärmenden Musik deutlich hörbar wurde, und man hätte glauben

können, man befände sich in einem Walde unter Tausenden von riesenhaften Nachtschmetterlingen; in der That gab es auch hier Nachtfalter genug, und den Schönen von Cadiz wird nachgerühmt, daß es manche von ihnen gebe, denen das warme Herz empfänglich im schönen Busen schlägt.

Den zweiten Tag unseres Aufenthaltes bestiegen wir eines der kleinen Dampfboote, welche die Verbindung zwischen Cadiz und Puerto de Santa Maria vermitteln. Wir hatten einen Ausflug dorthin beschlossen, um das berühmte Schlachtfeld von Xerez de la Frontera zu sehen, sowie Xerez selbst mit seinen großen Weinlagern. Die Bai glänzte wie ein Spiegel unter dem klaren Morgenhimmel, als der kleine Dampfer über die dunkeln Fluten förmlich dahinglitt. Ehe eine Stunde verging, waren wir auf der andern Seite und legten vor einem großen stattlichen Gasthofe an, wo wir ein vortreffliches Frühstück fanden, sowie zwei kleine einspännige Fuhrwerke, um damit nach Xerez zu fahren. Diese hatten fast ganz die Gestalt des neapolitanischen Corricolo, und wurden von einem Kerl gelenkt, der wie bei der Tartane auf dem rechten Gabelbaume saß. Puerto de Santa Maria ist ein kleiner aber freundlicher Ort, der sich am Ufer der weiten Bai hinzieht, die Straßen fern vom Hafen sind still und öde, und vielen jetzt verfallenden massiven Häusern, wo Balcon und Hofgitter aus reicher Eisenarbeit bestehen, sieht man es wohl an, daß sie einst bessere Zeiten erlebt. Am nördlichen Theile des Städtchens befinden sich schöne Anlagen, der Paseo de la Victoria, durch welchen wir gegen 10 Uhr in die kahle Gegend hinausrollten, die sich gegen Xerez hin erstreckt. Anfänglich fuhren wir durch eine Niederung, dann erreichten wir aufwärts steigend ein ziemlich dichtes Fichtengehölz, von wo man zur Rechten eine Aussicht auf die weite Ebene hat, die sich über Chiclana und Puerto real bis ans Meer hinabsenkt. Obgleich die Gegend ringsumher einförmig und öde ist, so zeigt sie sich doch durch das hellglänzende Sonnenlicht mannigfaltig gefärbt, der Boden schien meistens felsig zu sein und nur zuweilen wechseln die langen grauen Flächen mit gelben

Sandstreifen oder röthlichem Heideland ab; nur hie und da sieht man mageres Ackerland, sowie einige Olivenpflanzungen, die aber in dem unfruchtbaren Boden schlecht gedeihen; dabei ist das ganze Terrain sanft wellenförmig und der Weg läuft, ein röthlich-gelber Streifen, auf und ab durch das langweilige Land.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde gefahren, erreichten wir zu unserer Linken abermals dünne Fichtenwaldungen, dann ging es etwas steil hinab, und unten angekommen, hielt unser Kutscher sein Maulthier an, auf einen felsigen Hügel zu unserer Rechten zeigend, der mit einer so dünnen Erdschichte bedeckt, daß die Steine überall zu Tage traten, nur streifenweise mit Gestrüpp und magerem Grase überzogen war. Auf der Höhe dieses Hügels lagen die malerischen Trümmer einer zerfallenen Kapelle. Hier sprangen wir von unseren Sitzen herab, der Eine unserer Führer stieg uns voraus den Hügel hinan. Da aber kein Weg dort hinauf führte, so mußten wir über Steingeröll zwischen Buchsbaumsträuchern, Disteln und Dornen klettern, um die Spitze des Hügels zu erreichen. Dort traten wir jenseits der verfallenen Kapelle an den äußersten Rand der Anhöhe und sahen vor uns eine weite, weite öde und stille Fläche, wo der leichte Morgenwind kaum einige dürre Grashalme spielend aufhob, die aber gleich darauf wieder schläfrig einnickten, — das Schlachtfeld von Xerez de la Frontera.

Rechts von uns breitet sich die Ebene von Puerto de Santa Maria aus, die weite Bai von Cadiz einrahmend, die im Sonnenschein glänzt wie ein Schild von dunkelm Stahle; nördlich blicken wir in ein viele Stunden langes und breites hügeliges Land, in dessen Mitte Xerez liegt, hinter welcher Stadt, die wir jedoch nicht sehen können, sich in großer Entfernung eine graue Bergkette erhebt, vielleicht die malerische Sierra de Ronda. Vor uns haben wir den Guadalete, nach dem die blutige Schlacht ebenfalls benannt ist, und der nicht weit von Puerto real ins Meer fließt. Seinen Lauf erkennen wir an einem grünen Streifen, der sich in Schlangenlinien durch die

röthlich-gelbe Ebene zieht, welche sich nach Südwesten in leichten Schwingungen ausdehnt und mit dem Horizont zusammenzufließeu scheint.

Es war im Jahr 711, als der christliche Feldherr Tadmir dem Könige Roderich schrieb: „Herr, es sind feindliche Völker auf der Seite gegen Afrika angekommen, von denen ich nicht weiß, sind sie vom Himmel gefallen oder aus der Erde geschossen. Sie haben schon ein Lager auf unserem Grund und Boden bezogen. Ich bitte Euch, Herr, eilt schnell herbei und mit so vielem Volk, als Euch möglich ist.“ Darauf zog der König seine Truppen zusammen, schickte seine gothische Reiterei in aller Eile voraus und folgte selbst mit dem Hauptheer und dem ganzen Adel seines Reiches. Am fünften Tage des Mondes Xawal, erzählt der arabische Geschichtschreiber, lagerte das Heer der Christen in einer Stärke von neunzigtausend Mann, und ihm gegenüber stand der Maure Taric mit nur zwölftausend Saracenen, wovon aber die Hälfte aus wilden afrikanischen Reitern bestand. Die Bewegungen des christlichen Heeres „glichen denen des Oceans, wenn seine Wogen von der Flut gereizt sind.“ Ihre ersten und hintersten Reihen waren mit undurchdringlichen Panzern bedeckt, die andern führten Lanzen, Schilder und Schwerter, und das leichte Volk war mit Bogen, Pfeilen, Schleudern oder auch nach der Sitte ihres Landes mit Beilen, Keulen und Streitäxten versehen. Aber Taric ließ sich von der zahllosen Menge nicht schrecken und vertraute auf die Ueberlegenheit der Seinen an Muth und Geschicklichkeit im Gebrauche der Waffen. Die Schlacht begann an einem Sonntage mit dem ersten Sonnenstrahl und hörte beim Einbruch der Nacht ohne Entscheidung auf, wobei die Heere auf dem Schlachtfelde übernachteten. Das ging mehrere Tage so fort, und als endlich Taric sah, daß die Araber anfangen mochten zu weichen, sagte er ihnen: „Wozu kann es euch nützen, daß ihr fliehet? Das Meer liegt unbesiegbar hinter eurem Rücken, vor euch der Feind, dort der Tod, hier Aussicht auf glänzenden Sieg. Auf, mir nach, Ritter! Damit stürzte er sich auf die Christen, hieb rechts und links nieder, was ihm entgegenstand und erreichte die christlichen Fahnen. Hierbei er-

zählt nun die arabische Geschichte, Taric habe den König Roderich nach kurzem Gefechte mit einem Lanzenstiche getödtet, im Gegensatz zu den altspanischen Romanzen, die das Ende des Königs anders, poetischer, aber schrecklicher berichten. Genug, das Unbegreifliche geschah. das christliche Heer floh nach allen Richtungen, und hier am Guadalajete wurde Spanien in einer einzigen Nacht für den Islam erobert. Zwei Jahre nach der Schlacht bei Xerez de la Frontera gehörte außer den Gebirgen von Asturien nichts mehr den Gothen, und hundert Jahre später hatte das spanische Volk, außer der Religion, alles was ihm sonst heilig war, Tracht, Sitte, selbst seine Sprache an die Eroberer verloren.

Die altspanischen Romanzen lassen den König Roderich nicht in der Schlacht umkommen, sondern nachdem sein Heer geschlagen war und ihn alle seine Freunde verlassen hatten, floh er auf verwundetem, wankendem Pferde, selbst todmüde und von Blut triefend, mit abgehauener Helmzierde und zerbrochenem Schwert und Schild, dem Guadalajete zu. Wahrscheinlich ritt er quer über das Feld, welches wir vor uns sehen, den Hügel hinauf, auf dem wir uns gerade befinden; denn auf einer Anhöhe am Rande des Schlachtfeldes hielt der König auf seiner Flucht an, um sich noch einmal nach der blutgetränkten Ebene umzuschauen, wohl dieselbe, wo jetzt die kleine Kapelle steht, und blickte dort hinab in Jammer und Verzweiflung. Als er hierauf seine Flucht gegen Norden fortsetzte, traf der unglückliche König einen Einsiedler, dem er beichtete und der ihn, zur Buße für seine Sünden, in eine tiefe Grube steigen ließ, und ihm zur Gesellschaft eine giftige Natter gab. Aber drei Tage mußte der Büßer vergeblich auf den tödtenden Biß der Schlange warten, der ihm ein Zeichen der himmlischen Gnade, der Vergebung seiner Sünden sein sollte. Am meisten drückte ihn wohl seine schwere Schuld gegen die Tochter des Grafen Julian, die ihn ja auch in ihren Folgen um Thron, Reich und Leben brachte, und um das Wort der Schrift zu erfüllen: „Wo-

mit du sündigst, sollst du bestraft werden," entgegnete endlich am vierten Tage der König auf die Frage des Einsiedlers:

Dios es en la ayuda mia,
La culebra me comia;
Comeme ya por la parte
Que todo lo merecia.

Und damit endete Roderich.

Für uns war es höchst interessant, diese Gegend zu sehen. Hatten wir doch noch vor wenig Wochen in Toledo die Trümmer des stolzen Palastes gesehen, den sich der Gothenkönig erbaut, wo er in Pracht und Herrlichkeit lebte, und wo sich in den Bädern tief am Ufer des Tajo der schwarze Faden anknüpfte, der ihn hier bei der Ebene von Xerez de la Frontera so elend zu Grunde gehen ließ. Nachdem wir längere Zeit das Schlachtfeld betrachtet, auch kleine Andenken mitgenommen, als Bergkräuter und Blumen, sowie ich auch nicht vergaß, vom Fuße des Hügels ein paar Steinchen aufzulesen, die ich mir später in den Griff einer Toledaner Dolchklinge fassen ließ, bestiegen wir unsere Fuhrwerke wieder, worauf unsere Maulthiere, des langen Stehens überdrüssig, im lustigen Trabe gegen Xerez eilten.

Die Gegend, durch welche wir fuhren, blieb sich auch von hier aus ziemlich gleich: leichte, wellenförmige Hügel, hie und da mit Nadelholz bewachsen; nur in der Gegend der Stadt wurde des Heidelandes und Sandbodens weniger und die Fruchtfelder und Olivenpflanzungen mehrten sich; wonach wir aber vergebens ausschauten, das waren die Weinberge, welche den berühmten Wein von Xerez, den von den Engländern so sehr geliebten Sherry liefern sollten. Wenn wir auch auf den südlichen Abhängen einiger Hügel hie und da Rebenanpflanzungen sahen, so waren diese doch ganz unbedeutend und nicht der Rede werth; gegenüber dem ungeheuren Weinquantum, welches die halbe Welt mit Sherry versorgt, und hier — erzeugt wird. Ich glaube,

daß es eigentlich heißen sollte: fabricirt wird; so meinte wenigstens unser Begleiter, Baron W., welcher die Behauptung aufstellte, der meiste Wein von Xerez sei ein Absud von Rosinen mit vortrefflichem Alcohol und Honig versetzt und so mundgerecht gemacht, auf welche Art ja auch schon seit längerer Zeit ein vervollkommneter Sherry in Marseille fabricirt wird.

Xerez liegt auf einer kleinen Anhöhe, und die weißen und hübschen Häuser sind überragt von der hochaufsteigenden Kathedrale. Bevor wir langsam zur Stadt hinauffuhren, sahen wir unten im Thale ein Stück Eisenbahn in der Arbeit begriffen, welche dazu bestimmt ist, Xerez mit Santa Maria, also mit dem Meere zu verbinden.

Da wir von Cadiz Empfehlungsbriefe an eines der größten Weinhäuser in Xerez erhalten hatten, so wurden wir hier von den Herren Domeque und Sohn aufs Zuvorkommenste empfangen. Nachdem wir in dem prachtvollen Hause ein paar schöne Bilder gesehen, worunter ein Murillo und ein Zurbaran, begleitete uns einer der Herren nach den berühmten Weinlagern. Sehr überrascht waren wir, anstatt ausgedehnter Keller vielmehr große Hallen über der Erde, kirchenartige Schuppen zu finden, in welchen die vollen Fässer in wahrhaft unabsehbaren Reihen auf einander geschichtet lagerten. Es gibt zwei Hauptsorten Xerezwein, der Moscatello, der sehr süß ist, sowie der etwas herbere Pedro Ximenes, die bessere Sorte. Daß der Sherry eigentlich fabricirt wird, gestehen die Weinhändler natürlicher Weise nicht ein; wenn man aber sieht, wie er gepflegt wird, mit Alcohol und Zucker vermischt, und dann wieder aus den Mutterfässern, welche einen Stoff enthalten, der oft hundertzwanzig Jahre alt ist, verbessert, so kann man, wenn auch der Grundstoff wirklich gekelterte Trauben sind, das Ganze eine Fabrikation nennen. Man ließ uns von einer Menge von Fässern versuchen, und ich muß gestehen, daß allerdings köstlich schmeckende Tröpfchen darunter waren, für meinen Geschmack aber zu ölig und erhitzend. Das älteste Lagerfaß hieß Napoleon, und der Wein in demselben sollte zweihundert und fünfzig Jahre alt sein. Es

war ein dunkelbraunes feuriges Getränk, das in dem kleinen Gläschen hinabrann, wie flüssig gewordenes Harz.

Die Straßen von Xerez de la Frontera sind reinlich und hübsch, die meisten mit stattlichen Häusern besetzt. Ueppig ist die aus weißem Marmor erbaute Front der Kathedrale. Auf dem Marktplatze hatten wir noch ein eigenthümliches Schauspiel. Hier war eine zahllose Menschenmenge versammelt, welche zusah, wie alte kolossale Palmbäume, die man mit Wurzel und Krone aus der Umgegend herbeigebracht, und welche reihenweise in den Straßen lagen, hier im Kreise eingepflanzt wurden. Ich hätte nie gedacht, daß man so alte Bäume noch versetzen könne. Für die Wurzeln hatte man sehr tiefe Löcher gemacht, und die majestätischen Bäume wurden mit großen Hebewerken und zahlreichen Tauen unter dem Zujauchzen der versammelten Menge langsam emporgewunden. Gegen fünf Uhr verließen wir die Stadt wieder, und erreichten um sieben Santa Maria, wo wir aber fanden, daß der letzte Dampfer nach Cadiz bereits abgegangen war. Betrübt waren wir darüber gar nicht, denn der Gasthof, wo wir heute Morgen gefrühstückt, hatte in allen Theilen eine solch einladende Miene, auch so freundliche Zimmer, daß wir uns gern entschlossen, die Nacht dazubleiben. Man bereitete uns ein vortreffliches Diner, zu Ehren des Landes tranken wir einige Flaschen Sherry und später einen vortrefflichen Punsch, der aus dem eben so feurigen Wein von Puerto de Santa Maria zubereitet war, also eine doppelte Fabrikation. Auf den sehr warmen Februartag hatten wir bei dem klarsten Himmel einen ziemlich kühlen Abend, so daß uns die Wärme eines hell lodernden Kaminfeuers recht wohl that, als wir behaglich im Kreise davor saßen, unsern Punsch tranken, eine vortreffliche Cigarre rauchten, und jeder von seiner Heimath erzählte. Die Fenster unseres Speisesaales gingen auf das Ufer der weiten Bai von Cadiz. Einen wunderbaren Glanz warf der Mond auf den glatten Wasserspiegel, doch war sein Licht nicht hell genug, um uns Cadiz zu zeigen, dessen weiße Mauern mit leichtem Nebel, Dunst und dem zitternden Schim-

mer des Mondes zusammenschmolzen; aber trotzdem war die große glänzende Wasserfläche in stiller Nacht unbeschreiblich schön.

Am andern Morgen fuhren zwei unserer Reisebegleiter mit dem ersten Dampfer nach Cadiz zurück, Horschelt und ich blieben bis zur zweiten Fahrt zurück, unser Maler, nm einige interessante Gegenstände zu zeichnen, ich aber, um dem preußischen Generalconsul für Spanien und Portugal, Freiherrn v. Minutoli, der die Zeit des Frühjahrs mit seiner Familie in Puerto de Santa Maria zubringt, meinen Besuch zu machen. Leider fand ich diesen hochverehrten Herrn, den Verfasser der vortrefflichen statistischen Werke über Spanien und Portugal, sowie eines sehr interessanten Buches, welches er erst später erscheinen ließ: „Altes und Neues aus Spanien," nicht zu Hause, da er in Geschäften nach Cadiz gegangen war. Doch hatte ich am folgenden Tage das große Vergnügen, Herrn v. Minutoli bei uns zu sehen, und mich mit diesem geistreichen und hochgebildeten Manne eine kleine Stunde zu unterhalten.

Da demnach mein verlängerter Aufenthalt in Puerto verfehlt war, und ich nicht wußte, wo Horschelt sein Atelier aufgeschlagen hatte, so setzte ich mich nicht weit vom Ufer der Bai in ein reizendes Lorbeerrondel, in dessen Mitte ein großer Springbrunnen stand, und genoß des so angenehmen, frischen und klaren Morgens. Das Wasser der Bai vor mir war leicht gekräuselt und glänzte wie goldgeschuppt. Wenn es auch am Gestade heller erschien, so hatte es doch weiter hinaus wieder dieselbe tiefblaue Farbe, die uns bei der Ankunft vor Cadiz schon so entzückte. Dabei war das Wasser heute so belebt von zahllosen Fahrzeugen, welche die Bai nach allen Richtungen durchschnitten, und deren weiße Segel der frische Morgenwind blähte. Auf diesem prachtvollen Hintergrunde bot nun das Lorbeergebüsch mit seinem Brunnen, an dem ich saß, ein ganz eigenthümliches und interessantes Bild. Die Sonne glitzerte und strahlte durch die dunkelgrünen Blätter und glänzte so prächtig auf die herabfallenden Wassertropfen. Anfänglich war ich mit meinen Gedanken allein, dann aber setzte sich

auf dem andern Ende der Bank, auf der ich mich befand, ein sehr ärmlich gekleideter Neger, der nach einer höflichen Frage, ob er mir nicht lästig sei, anfing ein halbes Dutzend Stiefel zu putzen. Von da an wurde der Brunnen auf eine höchst eigenthümliche Art belebt; er schien nämlich eine Tränke für sämmtliche lebende Wesen von Santa Maria zu sein, den Anfang machte der Neger, der mit der hohlen Hand aus der Schale schöpfte und trank; ihm folgten ein paar kleine Buben, die des Weges daher schlenderten, und die einander, nachdem sie satt getrunken waren, mit Wasser bespritzten, wie das nun nicht anders sein konnte. Ein paar Hunde, die nun von verschiedenen Seiten erschienen, drückten zuerst durch Schwanzwedeln die Freude des Wiedersehens aus, beschnüffelten sich auf herkömmliche Weise und labten sich dann ebenfalls an einem frischen Trunk. Darnach erschienen Arbeiter aus einer benachbarten Werkstätte, von denen sich einige ihrer Faust bedienten, wie der Neger und die Buben, einer aber eineu hölzernen Becher hervorzog, was dem Schwarzen so gefiel, daß er auch daraus zu trinken wünschte. Zwischen hinein flogen auch Vögel zutraulich durch die Lorbeerwand, setzten sich auf die Brunnenschale und steckten ihre Schnäbel in das kühle Naß; alles aber entfernte sich sogleich, nachdem der Durst gelöscht war, die Hunde scharrend und wedelnd, die Männer, nachdem sie einige Worte mit dem Neger gesprochen, die Buben, nachdem sie sich gehörig gepufft, und die Vögel strichen erst ihre Federn mit dem Schnabel glatt, ehe sie davon flogen. Endlich hatte der Schwarze seine Stiefel blank geputzt, hing sie an einen Stock und entfernte sich, nicht, ohne mich vorher freundlich zu grüßen. Dann war ich wieder allein mit meinen Phantasieen, mit dem Lorbeergebüsch, dem murmelnden Springbrunnen und den glitzernden Sonnenstrahlen, bis mein großer Maler erschien, seine Mappe unter dem Arm und mir sagte, daß das Dampfboot sogleich abfahren werde. Eine kleine Stunde darauf waren wir wieder zurück in Cadiz.

Obgleich wir die ersten beiden Tage schönes Wetter hatten, so er-

lebten wir den ritten Tag einen Sturm, der in der Nacht so arg um unser am Meer gelegenes Haus raste, daß die Lichter fast auslöschen wollten, trotz Glasfenstern und Läden, und diese klapperten und seufzten so, wie Mastenspieren und Tauwerk eines vom Sturm gepeischten Schiffes. Dafür war aber auch der Anblick der See, dicht vor unsern Fenstern, wahrhaft prachtvoll; in langen festgeschlossenen Gliedern mit flatternden Schaummähnen rasten die Wogen unter wildem Geheul und Tosen heran und spritzten Wasser und Schaum häufig über die Brüstung auf den Spaziergang. Die größten Schiffe im Hafen und auf der Rhede tanzten an ihren Ankerketten wie Nußschalen, und wo sich irgend ein Boot hinauswagte, da sah man es jetzt eine Secunde lang auf der weißen schaumigen Spitze eines der blauen Wogenberge, und gleich darauf verschwand es so vollkommen hinter demselben, als habe es urplötzlich der Abgrund verschlungen. Dabei hatte aber der heftige Wind während der Nacht den Himmel vollkommen rein gefegt, und es war ein eigenthümlicher Anblick, ihn so glänzend klar und blau, so bestrahlt von lachendem Sonnenschein über der wild empörten See zu sehen. Es dauerte auch bis am Abende, ehe sich die Wogen etwas beruhigten, und als wir später am Abend vom Theater zurückkehrten, hörten wir die See noch dumpf murmelnd und grollend an die Hafenmauern klatschen.

Unser Gasthof war nicht übel, die Zimmer geräumig und reinlich, das Frühstück und Mittagessen gut, und kann ich denselben jedem Reisenden empfehlen. Eigenthümlich, aber zweckmäßig und wohl der Mühe werth es nachzuahmen, fanden wir die marmornen Badwannen des Hauses; statt aus einem Block gehauen zu sein, was sie sehr schwer und theuer macht, waren sie aus Marmorplatten zusammengesetzt, die an den Ecken gut gefügt, vollkommen die gleichen Dienste leisteten. Oberbaurath Leins, der sie entdeckt hatte, beschloß zu Hause den Versuch zu machen, eine ähnliche herzustellen.

Unsere Absicht war, von Cadiz nach Gibraltar zu fahren. Freilich war der Entschluß, die berühmte Inselfestung zu sehen, etwas wan-

kend geworden, als wir schon in Madrid erfuhren, Engländer und Spanier machten sich gegenseitig das kindliche Vergnügen, die Reisenden, welche von Gibraltar nach Algesiras wollten, oder welche von irgend einem Punkt der spanischen Küste nach Gibraltar gingen, wegen der in England herrschenden Cholera eine vierzehntägige Quarantaine halten zu lassen. Die Spanier, welche doch über die Pyrenäen oder durch die Mittelmeerhäfen jedermann, er mochte kommen woher er wollte, ungehindert einließen, hatten diese Lächerlichkeit angefangen, und man konnte es Sir Gardiner, dem englischen Gouverneur von Gibraltar, nicht übel nehmen, daß er sich durch eine ähnliche Maßregel revanchirte. Wer aber hierdurch zwischen die Schneide der Scheeren kam, das war das arme reisende Publikum, zu dem ja auch wir zu gehören die Ehre hatten. Glücklicherweise hörten wir aber schon den dritten Tag unseres Aufenthaltes in Cadiz, daß diese Quarantainespielerei aufgehört habe. Ein alter Engländer, der mit seinem hochaufgeschossenen Sohne im Hause wohnte, brachte diese angenehme Nachricht mit zu Tische und setzte hinzu, morgen gehe ein kleiner Dampfer von Cadiz nach Algesiras und Gibraltar, den sie hätten benützen wollen und zu dem Zwecke heute Morgen zum Schiffe hinausgefahren seien. „Oue," sagte er in seinem komischen Französisch, „nos avoar viu cette petite bateau, mais elle être trop petite, et le mer être trop grande, et nos avoar dit moa et moon fils: Cette petite bateau être trop dangeraeuss por aller avec loe à Algesiras et Gibraltar."

Wir dagegen, die erfreut waren, eine so gute Gelegenheit zu finden, denn der Dampfer von hier nach Gibraltar sind wenige, fuhren sogleich hinaus, um das trop petit bateau in der Nähe anzusehen. Nun war es in der That sehr klein und schmal, nicht ganz so groß als die Boote auf dem Bodensee, ein Schraubendampfer, aber im vorigen Jahre erbaut, und wie ein Matrose, der sich an Bord befand, versicherte, mit einer sehr kräftigen Maschine versehen. Auf das hin nahmen wir denn auch zur morgenden Fahrt unsere Plätze und erzählten

dieß bei der Zurückkunft dem alten Engländer, welcher erstaunt ausrief: „Vos voloar donc aller avec cette trop petite bateau? Oh! Oh!“ dabei schüttelte er seinen Kopf und sein Sohn machte es gerade so. Abends packten wir unsere Koffer, erhoben die nothwendigen Gelder und nahmen nach dem Theater Abschied von unserem freundlichen Reisegesellschafter, dem Baron W., der von Cadiz nach Lissabon wollte.

Da unser Schraubendampfer, er hieß Don Manuel, Punkt sechs Uhr abfahren wollte, so verließen wir schon um fünf Uhr unsern Gasthof bei einem so wunderschönen und klaren Himmel, daß Horschelt entzückt ausrief: „Heute werden wir eine prachtvolle Fahrt haben!“ Ich ersuchte ihn freundlich, den Tag nicht vor dem Abend zu loben; denn ich bin in solchen Dingen ein bischen abergläubisch, wurde aber von meinem lieben Freunde tüchtig ausgelacht, da allerdings am Himmel kein Wölkchen zu sehen war und die See sich sichtbar beruhigt hatte, obgleich das Hafenwasser die kleinen Boote noch ziemlich tanzen machte, und obgleich sich draußen vor der Bai in offener See zuweilen verdächtige Schaumspritzer sehen ließen.

Wir waren sechs Tage in Cadiz gewesen, und es betrübte uns nicht, diese Stadt wieder verlassen zu können, obgleich es wohl keine andere in Spanien gibt, die fortwährend einen so eigenthümlich festlichen, lustigen Eindruck macht. Dieser kommt wohl von der unendlichen Fülle von Licht, welches die Sonne vom klaren blauen Himmel auf Cadiz herabsendet, das von dem glänzenden Meer widerprallt und sich auf den blendend weißen Mauern wie in einem Brennpunkte sammelt. Aber dieser Eindruck, zuerst freundlich, betäubt nach kurzer Zeit die Sinne und wird zuletzt für den unbeschäftigt Umherwandelnden peinlich. Ergeht es uns doch wie einem Verzauberten im prachtvollsten Mährchenpalast aus Edelsteinen und Brillanten gebaut: man ist wie trunken vom Licht und Glanz und sehnt sich nach einer sanftern Umgebung, nach einer frischen Landschaft, nach dem Grün der Bäume.

Zur bestimmten Zeit waren wir an Bord des Don Manuel, und

als ich, wie ich das auf Schiffen gleich zu thun pflege, nach der Cajüte hinabstieg, um für den Fall der Noth ein Plätzchen zu reserviren, fand ich diese so klein, daß sie mit vier Betten und einem schmalen Tisch in der Mitte vollkommen ausgefüllt war. Da zwei dieser Betten noch leer waren, ergriff ich feierlich Besitz davon, indem ich Nachtsäcke und Mäntel darauf ausbreitete. Obgleich es bei unserer Ankunft auf dem Verdeck noch ziemlich leer gewesen war, so brachten jetzt zahlreiche Boote eine Menge von Passagieren, und als um sechs Uhr der Capitän den Anker heben ließ, war oben alles so voll, daß wir nur mühsam unsere Stühle behaupten konnten, die wir an das Treppenhäuschen gelehnt hatten. Don Manuel hatte vorne an der Spitze ebenfalls einen Platz für Passagiere, doch waren dort eine große Menge von Gütern aufgestapelt, weßhalb sich alles auf dem Hinterdeck zusammendrängte, und darunter manche Reisende, welche für den andern Platz bezahlt hatten. Doch war der Capitän augenscheinlich zu galant, um die schönen Mantillas wegzuweisen, und zu sehr Spanier, um einem halben Dutzend beurlaubter Soldaten, welche Brodsäcke und Guitarren umhängen hatten, einen andern Platz anzuweisen. Uebrigens war er ein hübscher und interessanter Mann, noch sehr jung, trug auch andalusisches Kostüm, hatte eine gewaltige Navaja im Gürtel, ein so ausdrucksvolles, fast wildes Gesicht, dabei so energische Bewegungen und eine kräftige Stimme, daß er eine Zierde jedes Schmuggler- oder Piratenschiffes gewesen wäre. Ein großer weißer Pudel folgte ihm auf jedem Schritte, bellte, wenn er kommandirte, und machte sich auf alle Arten nützlich, indem er bald des Capitäns Hut zwischen den Zähnen hielt, bald an einem Taue zerrte, an welchem die Matrosen gerade zogen.

Jetzt hatten wir den Anker an Bord und nachdem der weiße Dampf einigemal zischend ausgefahren war, begann sich die Schraube unter dem Steuerruder rauschend herumzudrehen und der Don Manuel schnitt durch die Wellen dahin. Von der Mitte der Bai aus rückwärts betrachtet liegt Cadiz unbeschreiblich schön. Aus der tiefblauen

Flut auftauchend, erhebt es sich scharf abgeschnitten am äußersten Rande des weiten Bogens, den die Gestade beschreiben. Bis nach Puerto de Santa Maria hin liegen die vielen Dörfer und einzelnen Höfe wie weiße Punkte oder glänzende Scherben am Ufer zerstreut, und hoch über sie hinaus erheben sich am Horizont die malerischen Berge hinter Xerez und Ronda.

Da uns der Wind ziemlich günstig war, so ließ der emsige Capitän die Segel aufziehen und bald hüllte sich der Mast des kleinen Schiffes in weiße Leinwand und rauschte mit ausgespannten Seitensegeln frisch ins offene Meer hinaus. Die Schaumkronen aber, die ich heute Morgen entdeckt, hatten mich nicht getäuscht, und kaum hatten wir die Bai verlassen, so begannen die Wellen ein so artiges Spiel mit dem Don Manuel, daß er sich nach allen Seiten hob und senkte, und dabei von der Segelmasse gedrückt, stark leewärts überhing. Aber es war ein prächtiges Schiffchen und ich begriff wohl den Stolz des Capitäns, der, seinen großen Pudel hinter sich, hoch auf Fässern und Kisten am Mastbaum stand und mit wahrer Befriedigung dem Tanzen seines Dampfers zuschaute. Nicht so angenehm war dieß indessen für den größten Theil unserer Mitreisenden; unter den Mantillen seufzte es schwer und mühsam, und mancher Spanier trocknete sich den Schweiß von der Stirn, obgleich die Luft ziemlich kühl über uns dahinstrich. Das unruhige Meer, sowie rings am Horizonte aufsteigende Wolken zeigte ich meinem großen Freunde Horschelt mit einiger Schadenfreude, doch war auch er fest gegen die Seekrankheit, und unser Oberbaurath allein mußte bald nach eingenommenem Frühstücke dem Meer seinen Tribut bezahlen. Die Ausbrüche der fatalen Krankheit zeigten sich indeß auf dem Verdeck so häufig und heftig, und manchmal so nahe bei unsern Schüsseln und Gläsern, daß ein minder guter Appetit als der unserige, sich wahrscheinlich in mehr noch als das Gegentheil verkehrt hätte, daß der Capitän es endlich für nöthig hielt, die Passagiere des zweiten Platzes fort, und zwar unter Deck bringen zu lassen. Da aber der Don

Manuel mit Gütern so vollgeladen war, daß an beiden Seiten so gut wie gar kein Gang frei blieb, so waren die Matrosen gezwungen, die Weiber und manche der Männer dorthin zu tragen und zu schleppen. Unten mußte aber der Aufenthalt fürchterlich sein, denn der Capitän sah sich genöthigt, sämmtliche Lucken schließen zu lassen, da der Don Manuel so tief durch die Wellen schnitt, daß die anprallenden Wogen über seinen Vordertheil stürzten und nicht selten bis zu uns herüberspritzten. Dabei hatte sich der Wind vermehrt und zu gleicher Zeit auch zu unserem Nachtheile gewendet, so daß die Segel eingezogen werden mußten, auch war von dem klaren Himmel, der uns heute Morgen gelächelt, nichts mehr zu schauen, die Küste zu unserer Linken war in graue Wolkenmassen und Nebel gehüllt, und als ich noch einmal zurück nach Cadiz blickte, erschien mir die Stadt am fernsten Horizonte wie eine weiße Möve, die mit ausgebreiteten Flügeln auf der fast schwarzen Flut vor dem Sturme flieht. Leider war aber durch das Unwetter unsere Seefahrt sehr unangenehm geworden. Auf dem Verdecke konnte man sich kaum vor den Seekranken retten, und in der Cajüte war es entsetzlich dunstig. Der Kellner hatte freilich den größten Theil der Leidenden untergebracht, aber die armen Spanierinnen stöhnten, daß es zum Erbarmen war, und die Dünste, die sich durchs Treppenhaus entwickelten, konnten einem alle Lust verleiden, dort hinabzusteigen.

Wir hätten Gibraltar gegen acht Uhr Abends erreichen sollen, doch blies uns der Wind schon um Mittag fast gerade entgegen, und obgleich Don Manuel wacker durch die hohen Wogen dampfte, so kamen wir doch so langsam vorwärts, daß es vier Uhr Nachmittags wurde, ehe wir das jetzt wild bewegte Schlachtfeld von Trafalgar erreichten. Ein Schlachtfeld auf dem Lande hat immer irgend etwas, sei es eine Anhöhe, ein Wald, ein Dorf, ein einzelnes Haus, woran die Phantasie anknüpfen und sich leicht die vergangene Zeit zurückzaubern kann. Hier aber schlugen die schmutzig grauen Wogen gerade so ans Ufer, wie an jedem andern Punkte, und ob unter ihnen nun Muscheln und

Steine ruhen, oder, wie hier, die Trümmer der spanischen und französischen Seemacht, wer kann das den so gleich bewegten und theilnahmlosen Wellen ansehen? Freilich schimmert dort durch Nebel und Regen ein altersgrauer Maurenthurm auf der Höhe des Gestades, und am Ufer blinkt heller und deutlicher ein neuer, weißer Fanal. Der erstere war gewiß Zeuge der gewaltigen Seeschlacht, welche acht Stunden westlich von hier mit unsäglicher Wuth entflammte, er hörte gewiß das wilde: Rule Britannia der englischen Matrosen: er vernahm vielleicht Kampfgeschrei, gewiß aber das Donnern der Geschütze und das krachende Auffliegen des spanischen Admiralschiffes. — „England expects every man to do his duty!“ Mit diesen einfachen Worten ging der große Nelson auf die feindlichen Flotten los, und es murmeln gewiß heute noch die Wogen in nächtlicher Stunde, wenn sie sich erzählen von dem berühmten Manne mit dem einen Arm.

Lange blickte ich zu dem grauen Maurenthurme empor, der sich, wie wir langsam dahinschwammen, immer dichter in seinen grauen Nebelschleier hüllte, der Alles das und noch so viel Anderes gesehen; aber was konnte ihn die Seeschlacht mit ihrem Kanonendonner kümmern: er dachte gewiß an Schwerterklirren und Lanzensausen und blickte sehnsüchtig nach der Küste von Afrika hinüber, die sich vor ihm aufzuthürmen beginnt, seufzend nach einem neuen Taric und seinen tapferen Arabern.

Der Regen und die dichten Wolkenmassen zugleich mit dem sinkenden Tage umgaben uns aber so bald schon mit Dämmerung und Nacht, daß an eine Ankunft in Gibraltar heute nicht mehr zu denken war. Auch schien der Capitän um sein Schiffchen besorgt zu werden, denn trotzdem ihn jede Welle aufs Neue durchnäßte, verließ er seinen erhöhten Standpunkt am Maste keinen Augenblick, bald seine Befehle dem Steuermanne zurufend, bald in den Maschinenraum hinabsprechend, wo immerfort die Ofenthüren klirrten, und wenn diese geöffnet

wurden, um neue Kohlen nachzuschieben, eine rothe Gluth hinauf leuchtete, den Capitän und seinen weißen Pudel scharf bestrahlend. Wir wurden aber auch auf höchst merkwürdige Art herumgeworfen, und es konnte einem Seekundigen wohl die Befürchtung kommen, ob die kleine Nußschale dem gewaltigen Anprallen der Wogen auf längere Zeit widerstehen würde. Vor uns hatten wir Cap Spartel, doch sahen wir nichts von den gewaltigen Bergen dieser äußersten Spitze Afrika's, und Alles, was der Kapitän durch die dichte Finsterniß zu entdecken glaubte, war das unmerkliche Zittern eines Lichtstrahls dort hinaus, vielleicht der Leuchthurm von Tanger. Obgleich sich das Unwetter mit jeder Viertelstunde steigerte und der Don Manuel sich bald hoch aufbäumend jetzt die Spitzen der Wellen erstieg, um gleich darauf wieder tief hinabzusinken, so schien der Kapitän doch Lust zu haben, seine Fahrt nach Gibraltar nicht zu unterbrechen. Doch kaum hatten wir Cap Plata umschifft, als wir von einem so furchtbaren Wind gefaßt wurden, der uns durch die Meerenge von Gibraltar entgegen kam, daß der kleine brave Dampfer nur mühsam dagegen ankommen konnte. Der Kapitän, der dem Steuermann einige leise Befehle gab, sagte uns im Vorübergehen: „Wenn ich's auch erzwingen will, in dieser schauderhaften Nacht durchzufahren, so riskire ich mein Schiff, und wenn uns wirklich kein Unfall begegnete, so hätten wir doch gar nichts an der Zeit gewonnen, da ich bei dieser Finsterniß doch nicht wage, mit der ganzen Kraft der Maschine vorwärts zu gehen. Ich werde suchen, den Hafen von Tarifa zu erreichen, um dort bis Tagesanbruch liegen zu bleiben."

Er gab hiezu die nöthigen Befehle und that wohl daran, nicht die Fahrt durch die Meerenge zu versuchen. Wie ein Nachen tanzte das Schiffchen zwischen den daher stürmenden Wogen, sich bald rechts, bald links neigend; dabei war es so finster, daß man buchstäblich nicht die Hand vor den Augen sehen konnte, und wenn wir vom Hinterdeck aus etwas von Mast und Tauwerk bemerkten, so war das nur in solchen Augenblicken, wo unten die Ofenthüren aufflogen

und die rothe Gluth hinausdrang. Dabei traf es sich ein paar Mal, daß zu gleicher Zeit der Röhre neben dem Schornsteine weißer, überflüssiger Dampf entfuhr, der dann röthlich angestrahlt wie ein Blitz auf Augenblicke in der dunklen Nacht sichtbar ward.

Endlich sahen wir die Leuchtthürme von Tarifa vor uns und Don Manuel machte mühsam eine Wendung, um richtig in die Einfahrt zu kommen. Ziemlich unheimlich war es hier, durch das dumpfe Rollen der Wogen das Donnern der Brandung zu hören, als wir uns dem felsigen Ufer näherten. Wie leicht konnte ein heftigerer Windstoß uns aus dem richtigen Kurse drängen und dann — hatte der alte Engländer vollkommen Recht mit seinem: cette bâteau est trop petite.

Glücklicher Weise thaten Kapitän und Schiff ihre Schuldigkeit, und eine halbe Stunde später fühlten wir, wie die Bewegung des Schiffes angenehmer und langsamer wurde, es war gegen das frühere Auf- und Abtanzen nur noch ein gelindes Schaukeln. Gleich darauf rasselte der Anker in die Tiefe. Mehrere der Passagiere waren allerdings der Meinung, wir seien bereits vor Gibraltar angelangt, und vernahmen nun seufzend, daß wir ein Unterkommen im Hafen von Tarifa gefunden. Den meisten der unglücklichen Seeleidenden war die eingetretene Ruhe indessen erwünscht und viele stiegen aufs Verdeck herauf, um sich umzuschauen und ein bischen frische Luft zu schöpfen. Von einer Aussicht war freilich so gut wie gar keine Rede, nur einige Lichtpunkte zeigten an, wo Tarifa mit seinen alten Mauern und Thürmen lag. Gerne hätte ich die berühmte Veste deutlicher gesehen; denn es ist einer von den Punkten, welche so beredt von altspanischer Tapferkeit erzählen. Hier war es, wo Don Alonzo Perez Guzman Stadt und Burg gegen die Mauren hielt, welche eines Tages den Sohn des Helden bei einem Ausfalle gefangen nahmen, ihn vor die Wälle führten und dem Vater die Wahl ließen, entweder Tarifa zu übergeben oder den Sohn vor seinen Augen enthaupten zu sehen. Der alte spanische Held warf ihnen statt aller Antwort sein eigenes Schwert

herab und sagte, man solle damit seines Sohnes Haupt abschlagen, worauf die Mauren die Belagerung aufhoben und Don Alonzo Guzman von seinem König Ferdinand III., den Beinamen: „el bueno“ erhielt. Für die Araber ist diese Stelle Spaniens überhaupt eine unheilvolle gewesen, denn zwischen Tarifa und Algesiras am Rio Salado war es, wo Alonzo XI. die Mauren in einer ungeheuren Schlacht schlug. Unter den christlichen Schwertern fielen hier Hunderttausende, die es vorzogen, auf dem Boden zu sterben, der, von ihren Vätern erobert, ihnen nun für immer entrissen wurde.

Leider war die finstere und regnerische Nacht nicht zur Beobachtung geschaffen, und so ungern wir es thaten, mußten wir uns doch endlich entschließen, in die Cajüte hinabzukriechen, obendrein da unser Appetit sich stark meldete. Die beiden Betten, welche wir am vorigen Tage belegt, waren freilich leer geblieben, doch hatte sich gegenüber eine spanische Familie einquartiert, der Vater mit zwei kleinen Söhnen und eine sehr dicke Mutter, die sich bei unserem Eintritt entrüstet erhob und für einen Augenblick einen Anblick gewährte, wie die Sphinx der alten Griechen. Anfänglich wollte sie uns nicht in ihrer Nachbarschaft dulden und hielt uns eine lange Rede mit solch spanischer Zungenfertigkeit und Geschwindigkeit, daß wir wenig mehr verstanden, als am Schluß jeden Satzes, bevor sie heftig Athem holte, das wohlbekannte: Caramba! Endlich schlug sich der Kellner in's Mittel, und da auch seine Vorstellungen nichts fruchten wollten, so zog er entrüstet den Vorhang vor ihrem Bette zusammen, worauf wir sie noch längere Zeit hinter der Gardine dumpf grollen und murmeln hörten wie ein verziehendes Gewitter.

Da sich der Restaurateur nicht darauf vorgesehen hatte, im Hafen von Tarifa ein Nachtessen besorgen zu müssen, so fiel dieses sehr frugal aus und erinnerte mich an die Klage des Einsiedlers: „Immer Früchte und gar kein Fleisch!“ Nicht einmal eine Chocolade war zu bekommen, und nachdem wir noch auf dem Verdeck im sanft herabrieselnden Regen eine Cigarre geraucht, krochen wir in unsere Bettkasten. Vorher

aber hatte mich der Steuermann versichert, wir würden in der Frühe zur Fahrt durch die Meerenge einen klaren Morgen haben; eine Aussicht, die mich alles nächtliche Ungemach in der heißen dunstigen Cajüte gern ertragen ließ. Schon vor Tagesanbruch befand ich mich auf dem Verdeck und bemerkte mit großer Freude nicht nur, daß der Regen aufgehört hatte, sondern daß auch das dichte Gewölk am Himmel zerrissen war und hie und da ein bleicher Stern hervorblinkte. Freilich waren rings umher Meer und Felsen noch in Nebel und Dunkelheit eingehüllt, doch konnte man jetzt schon die Wasserfläche des Hafens von Tarifa, sowie die malerischen Umrisse der Mauern und Thürme erkennen. Der Capitän befand sich ebenfalls auf dem Verdeck und blickte ungeduldig an dem Schornstein hinauf, aus welchem der Rauch anfing emporzuqualmen. Ich muß gestehen, daß ich in unsäglicher Erwartung um mich her schaute; sollte ich doch ein Schauspiel erleben, wie nie zuvor: die Fahrt durch zwei Welttheile, die, obgleich einander in Wirklichkeit so nahe gerückt, doch wieder so gar keine Vergleichungs- und Berührungspunkte haben, die beiden Extreme der Civilisation, Europa und Afrika. Welche gewaltige Flut von Gedanken, Empfindungen. Erinnerungen bestürmte uns hier beim Anblick dieses kolossalen Felsenthores, das mit seinen geschichtlichen Erinnerungen und schon mit seinem Namen: „Säulen des Hercules," bis zur Fabelzeit hinaufreicht!

Jetzt hob sich der Anker des Don Manuel, und während der wirklich klar aufsteigende Tag siegreich die Dämmerung verdrängte, glitten wir langsam aus dem Hafen von Tarifa, und befanden uns in kurzer Zeit in der Straße, welche beide Welttheile und zwei gewaltige Meere trennt. Ich glaube nicht, daß es irgendwo auf der Erde eine Stelle gibt von so großartiger landschaftlicher Schönheit wie hier; während wir links die Berge von Tarifa hatten, rückwärts die zerklüfteten, sonderbar geformten Felsenspitzen des Cap Spartel, sah jetzt Tanger aus nebelhafter Ferne zu uns herüber; vor uns im Osten erhob sich die Sonne in einem Dunstkreise glühend roth, und

ihren Strahlen entgegen, welche nun mit Einem Male das tiefblaue Mittelmeer vor uns mit einem purpurnen Lichtstrom übergossen, schwammen wir durch das gewaltige Riesenthor von Gibraltar. Mit einem goldenen Glanze überströmten die herausdringenden Strahlen den bis jetzt im trüben Morgendunste hinter uns liegenden atlantischen Ocean, und wunderbar herrlich war es dabei anzusehen, wie die Spitzen der hohen Gebirge von Ronda auf der einen und die Felsenkronen von Tetuan auf der andern Seite, die soeben noch in dunkles Violett gehüllt da lagen, jetzt plötzlich von der Sonne glühend angestrahlt wurden, und wie zu gleicher Zeit die prachtvollen Felsen von Ceuta lange Schlagschatten auf die bewegte spiegelnde Flut warfen. Man hätte laut aufjauchzen können bei all der Pracht, und obgleich sich, sowie wir weiter fuhren, die Gestade von Europa und Afrika langsam verschoben, so zeigten sie doch immer neue reizende Einzelnheiten. Was war aber in dieser gewaltigen Natur unser elendes Schifflein? Noch immer war der enge Kanal zwischen beiden Welttheilen im Aufruhr, und die Fluten, welche vom heftigen Winde bewegt das Mittelmeer hinaustreibt, kämpften erbittert mit der Strömung, die, ein eigenthümliches Spiel der Natur, der atlantische Ocean in unerforschlicher Tiefe immer und immerfort in's Mittelmeer hineinsendet.

Trotzdem aber arbeitete Don Manuel wacker vorwärts, und in kurzer Zeit trat der eigenthümlich geformte Felsen von Gibraltar vor unsere Augen. Ringsumher erhoben sich im weiten Kreise schöne hohe Berge, den Meerstrom so einschließend, daß man in einem weiten See zu fahren glaubt. Noch eine halbe Stunde und unser kleiner Dampfer ließ seinen Anker in dem weiten Hafen von Gibraltar, nahe bei Algesiras, fallen.

Da es noch ziemlich früh am Tage war, so mußten wir längere Zeit auf Boote warten; die uns an's Land bringen sollten; doch hatten wir hier so viel Prachtvolles zu sehen, daß uns dieser Aufenthalt nicht lang däuchte. Auf der großen Bai schaukelte eine Menge Schiffe, kleine Küstenfahrer und Kauffahrteischiffe mit den Wimpeln

aller Nationen, dazwischen aber lagen schwarz und finster große englische Kriegsdampfer, gewaltige Fahrzeuge, meistens mit zwei Schornsteinen, welche mit Soldaten, Pferden und Kriegsbedürfnissen aller Art nach dem Orient gingen, wo das blutige Kriegsspiel schon begonnen hatte. Zahlreiche Boote vermittelten die Verbindung der Schiffe mit dem Lande. Hinter dem Mastenwalde erhob sich die Stadt Gibraltar, amphitheatralisch an den Felsen hinangebaut, die Häuser sind meistens mit dunklen Farben angestrichen, scheinen auch schlecht gebaut, und bieten so, wenn man an das glänzende Cadiz denkt, einen düstern und traurigen Anblick. Hinter der Stadt erhebt sich nun in den bekannten, riesenhaften, so malerischen Verhältnissen, in einer einzigen Masse aufsteigend, der Felsen von Gibraltar, das alte Calpe; nach Osten zu stürzt er fast senkrecht in's Meer, ein zwölfhundert Fuß hohes Vorgebirge bildend; seine Abdachungen nach Süden und Westen sind sanfter, aber immer noch nach militärischen Begriffen unersteiglich; gegen Norden, wo die Felswände gleich riesenhaften Mauern aufsteigen, hängt er mit Spanien durch eine schmale Landzunge zusammen, ein neutraler Grund, der ganz flach und eben nur wenige Fuß über dem Meere erhaben liegt. Sehr leicht wäre es, diesen Isthmus vermittelst eines Kanals zu durchschneiden und so Gibraltar zu einer Insel zu machen, wodurch der wirklich unverschämte Schmuggelhandel hier erschwert würde und hauptsächlich die von Malaga kommenden Schiffe das Vorgebirge nicht zu umschiffen brauchten, was bei stürmischem Wetter häufig nicht ohne Gefahr geschehen kann.

Ein eigenthümliches Spiel der Natur ist es, daß der Felsen von Gibraltar von der Bai, mehr aber noch von der Landzunge aus gesehen, die Gestalt eines riesenhaften, ruhenden Löwen hat. Auf der äußersten Spitze seines Rückens steht der alte von Taric erbaute Saracenenthurm, daneben das weiße englische Wachthaus mit seinem Signalmaste, an dem große schwarze Kugeln verkünden, daß am fernen Horizonte im Osten oder Westen Schiffe erscheinen. Hoch oben aber flattert die Fahne Englands, weithin sichtbar, und so anzeigend, daß

sie es ist, welche hier am Eingange des Mittelmeers drohend Wache hält. Gegen Norden nach dem Lande zu erhoben sich schon zur Zeit der Mauren vier befestigte Linien über einander; von den heutigen Festungswerken, den berühmten in Felsen gehauenen Batterien, entdeckt man von unten keine Spur; nur sieht man auf dem Kopfe des Löwen feste, trotzige Mauern; in seiner Brust, die er kühn dem Festland entgegenwendet, befinden sich jene furchtbaren Kanonenhöhlen, und wenn wir auch vielleicht dort oben zwischen wehenden Gebüschen undeutlich eine kleine schmale Felsspalte entdecken, so können wir unmöglich glauben, daß es eine jener Schießscharten sei, aus denen dem Angreifer Kugeln des schwersten Kalibers entgegenfliegen. Von den Festungswerken auf der westlichen, uns und dem spanischen Algesiras zugewendeten Seite, unten am Hafen, sehen wir zwei aus Granit schief in das Meer hineingebaute Hafendämme, die beiden Molo's, welche mit Geschützen des schwersten Kalibers besetzt sind.

Ueber den Namen Gibraltar, das alte Heraklia, gibt es verschiedene Lesarten; nach Einigen soll es Giebel-Thor heißen, Bergthurm, nach Andern Dschebel el Taric, Berg des Taric, weil der tapfere arabische Feldherr hier 714 mit seinen Mauren landete.

Es schien mir, als habe der Kapitän des Don Manuel in die Aufhebung der Quarantaine hier noch keinen rechten Glauben gesetzt; denn statt dicht bei Gibraltar hatte er sich so nahe an Algesiras gelegt, daß uns die dortigen Bootführer als ihre Beute beanspruchten, mit einer ziemlich großen Fähre vor unsern Dampfer kamen und uns abholten. An der spanischen Küste befand sich ein altes Pfahlwerk in die Bucht hineingebaut, wo Boot und Nachen bei ganz ruhiger See anzulegen schienen; heute aber, wo die Fahrzeuge immer etwas auf dem Wasser tanzten, steuerte unser Nachen nördlicher dem Ufer zu, um vielleicht fünfzig Schritte von demselben zu halten. Zugleich erschien denn auch eine Menge Lastträger, die bis an den Gürtel in's Wasser gingen, um unser Boot auszuladen. Sie nahmen Koffer und uns selbst auf ihre Schultern, und es war komisch anzusehen, wie wir

rittlings den Strand erreichten. Nach einigen Paßschwierigkeiten, die wir mittelst ein paar Peseten in's Reine brachten, durften wir über das eben bezeichnete alte Pfahlwerk einen kleinen Dampfer besteigen, welcher die Verbindung zwischen Algesiras und Gibraltar vermittelt. Damit hatten wir eigentlich das schöne Spanien verlassen und wandten ihm lange schmerzliche Blicke zu, sandten noch viele Abschiedsgrüße hinüber, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen. —

Ein gebrechlicheres und elenderes Fahrzeug, wie der Dampfer war, der uns hinüberführte, hatte ich lange nicht gesehen;

— — — ein kleines Ding,
Das leck schon war und Wasser fing,
Als wie ein alter Stiefel,

heißt es irgendwo von Charons Nachen, und gerade so war unser Fahrzeug, dabei von erschreckend englischem Ansehen; auf dem Verdeck die bekannten schweren Reiserequisiten, blonde Herren mit schottischem Plaid, und blonde Damen mit grünen Schleiern und wasserblauen Augen. Statt unseres prächtigen Piratenkapitäns vom Don Manuel stand hier ein fetter Kerl auf dem Radkasten in langer Aermelweste, den Hut auf dem Hinterkopfe, mit dickem aufgedunsenem Gesichte und röthlichem Backenbarte. Ja, es war wirklich Charons Nachen, der uns hinweg vom glühenden wunderbaren Lichte der Sonne in die kalte nüchterne Unterwelt führte. — Lebe wohl, du schönes Spanien!

Bald legten wir am neuen Molo von Gibraltar an und hätten glauben können, während der kurzen Ueberfahrt von Algesiras viele, viele hundert Meilen nördlich gekommen zu sein. Hier waren englische Matrosen und englische Lastträger, englische Soldaten und englische Kaufleute; ein englischer Lohnbedienter pries uns das englische Clubbhaus an; englisch geschnittene Backenbärte befanden sich hier an englischen sonst glatt rasirten Köpfen, und über dem Thor, durch das wir gebückt fast kriechen mußten, da des Sonntags halber nur der untere Theil geöffnet wurde, wehte die englische Flagge.

Daß eine Stadt wie Gibraltar, im Mittelpunkt des spanisch-andalusischen Lebens gelegen, zwischen Cadiz, Sevilla, Cordova, Granada und Malaga, gegenüber dem poetischen Maurenlande durch ein Paar Tausend Engländer ein so trostlos nüchternes Ansehen gewinnen kann, ist völlig unerklärlich. Wenn man durch die lange Hauptstraße Gibraltars geht, nicht rechts blickend wo durch irgend eine Seitengasse ein Stück des Mastenwalds hervorsieht, aber nach links, wo der gewaltige Fels hereinragt, so hätte man glauben können, in der stillsten Krämerstadt mitten im Lande zu sein, die fern, abgeschlossen von der Welt daliegt, und wohin sich höchstens zweimal in der Woche ein alter, gebrechlicher Post-Omnibus verirrt. Und diese drückende Leere auf den Straßen! Nur hin und wieder wandelt ein einsamer Paletot oder ein paar rothröckige Soldaten. Gott sei Dank, daß wir an einem Kaffeehaus vorbeikamen, vor dem ein paar Mauren saßen, den langen weißen Burnus über den seidenen malerischen Gewändern, mit schönen gelben, arabisch ernsten Gesichtern. Dazu die Stille der Häuser, kein Gelächter, kein Geplauder an den halboffenen Fenstern, kein Guitarrenklang, kein lustiges Lied. Wo waren die lieben spanischen Augen geblieben, die frischen lachenden Lippen mit den schönen Zähnen! Hie und da sah man wohl eine Jungfrau am Fenster sitzen, aber aufrecht und steif, strenge und wohlerzogen die Blicke abwendend, wenn die vorüberwandelnden Fremdlinge allzukühn aufschauten, oder das Fenster schließend, wie es ja auch wohl im ähnlichen Falle bei uns daheim geschieht von der wohlgekämmten Tochter einer achtbaren Familie.

Im Hôtel Gibraltar, einem guten englisch eingerichteten Gasthofe, bekamen wir ordentliche Zimmer, und kleideten uns sogleich um, um einen Empfehlungsbrief abzugeben, den wir in Madrid erhalten, und zwar an den preußischen Consul, Herrn Schott, dessen liebenswürdige Persönlichkeit uns schon manche Reisende gerühmt hatten. Wir fanden auch alles Gute und Liebe, was man von diesem gastfreundlichen Hause gesagt, auf's Vollkommenste bestätigt, und wenn

auch keine Vergeltung, so übe ich doch eine Gerechtigkeit, wenn ich sage, daß Herr Consul Schott in der That der Hort seiner deutschen Landsleute ist. Seit längeren Jahren in Gibraltar, verheirathet mit der liebenswürdigen Tochter eines reichen spanischen Hauses, findet man bei ihm und ebenso im Hause seiner Schwiegereltern, der Familie L., die vollste spanische Gastfreundschaft, wie sie, fern von Zwang und beengender Etikette, nur eben diese noble prächtige Nation zu bieten vermag. Mitten in dem nüchternen Gibraltar ist das Haus des Herrn L. wie eine Oase in der Wüste, ein Stück andalusisches Leben. Hier findet man auch wieder den kleinen reizenden Patio mit frischem Wasser und blühenden Blumen, und in den gastlich geöffneten Sälen einen Kreis blühender Töchter, die so freundlich waren, uns, die wir so schmerzlich an das für uns verlorene spanische Paradies dachten, durch vortrefflich vorgetragene andalusische Lieder das schöne Land wieder herbeizuzaubern.

Herr Schott war so freundlich, uns zur Alameda von Gibraltar zu geleiten, indem er uns lächelnd versicherte, die Schönheit derselben würde uns gewiß mit dem kalten Anblick der Stadt versöhnen, und darin hatte er vollkommen Recht. An den Festungsthoren, durch welche wir die Stadt auf der südlichen Seite erstiegen, sieht man noch deutlich den kaiserlichen Adler Karls des Fünften. In kurzer Zeit befanden wir uns außerhalb der eigentlichen Gräben und Wälle, an welche sich die Hafendämme mit ihren furchtbaren Batterien zu unserer Rechten anschließen, so eine drohende Kette Geschütze des schwersten Kalibers bis zur Ostspitze bildend. Zwischen diesem Hafendamme und der rechts aufsteigenden Felsenwand befindet sich nun die Fläche, welche der Paseo von Gibraltar einnimmt. Der eigentliche Garten ist klein, aber von wunderbarer Schönheit; ein sehr geschickter Gärtner hat das unten sanft gegen den Felsen ansteigende Terrain meisterhaft zu benützen verstanden, überall verschlungene Wege angebracht, die jetzt durch Lorbeergebüsch, dann durch ungeheure Rosenlauben, deren eine sich seltsamerweise über die weißen Rippen eines Wallfisches wölbt,

über zierliche Brücken hinweg von Terrasse zu Terrasse steigen, überall eine neue herrliche Aussicht gewährend. Der untere Theil ist muldenförmig und eine wahre Schale voll prachtvoller Pflanzen; Geranien, die wir bei uns ja nur in kleinen Exemplaren haben, bildeten hier mannshohe Gruppen und lange Hecken, bedeckt mit blendenden purpurrothen Blumen; wie wild aus dem Grase wachsend, treiben Gladiolus ihre großen schönen Blüthenkolben in die Höhe, einen glühenden Kranz um riesenhafte Aloen bildend, die mit dem Blaugrün ihrer Stachelblätter so angenehm zwischen der saftigen Farbe der Geranien und Lorbeeren hervorbrechen. Gegen die Ostspitze zu setzt sich die Alameda in einem breiten Fahrwege fort, und das Eigenthümliche der ganzen Anlage hier am Ufer des Meeres wird noch erhöht durch die unzähligen Batterien, welche man an allen Orten zwischen dem blendenden Grün hervorblicken sieht. Der Gärtner hat die Kriegswerkzeuge auf die lieblichste und zierlichste Art mit in den Bereich der Anlagen gezogen. Wir betreten einen sanft geschlängelten Pfad, der uns vielleicht zu einer Rosenlaube führen kann, und treten plötzlich auf eine Plateforme, mit blankgeputzten Achtundvierzigpfündern bedeckt. Dort durch's Gebüsch schimmert anf weißem Kiesgrunde etwas, das wir für Ruhesitze halten; wir kommen näher und finden eine Mörserbatterie, deren weite Mündungen uns drohend anschauen, vielleicht erschrecken könnten, wenn nicht Schlingpflanzen und Geranien, die am Fuße der Lafetten wachsen, zierliche Ranken hinaussendeten und mit ihren rothen und blauen Blüthen das kalte Eisen zu liebkosen schienen, ja es durch ihren Anblick freundlich stimmten.

Die Alameda von Gibraltar ist ein völliger Geschützgarten, und mir kam häufig die Idee, als habe sie irgend ein alter General, ein eifriger Blumenliebhaber, so angelegt und die Batterien damit verwoben, weil er nun einmal ohne den Anblick derselben nicht leben kann. Auf einer kleinen Anhöhe im Garten steht das von Matrosen grotesk aus Holz geschnitzte lebensgroße Bildniß des Lord Elliot, des tapfern Vertheidigers von Gibraltar.

Der Fahrweg durch den Paseo, dem starren Felsen abgerungen, zieht sich zwischen reizenden Landhäusern, meistens Wohnungen der englischen Offiziere, bald hie und da von grünen Gärten begränzt, bis zur östlichen äußersten Spitze des Felsens, wo man eine prachtvolle Aussicht genießt, links und rechts die gewaltige Meeresflut, vor sich die malerischen Berge der afrikanischen Küste in dunkel violetter Färbung.

Auf dem Rückweg stieg Herr Consul Schott mit uns ein paar hundert Schritte den Felsen hinan und brachte uns zu einem kleinen höchst eigenthümlichen Garten, ganz verdeckt in einer Felsspalte liegend, dessen Entstehung er uns erzählte. So wenig man hier in Gibraltar verhindert wird, zwischen den untern Batterien spazieren zu gehen, so streng ist es verboten, irgendwo zu zeichnen oder etwas am Erdreich zu verändern. Nun meldete eines Tages eine Patrouille, die den Felsen umkreiste, sie habe dort oben auf der Höhe einen höchst sonderbaren Garten entdeckt. Ein Schuhmacher von Gibraltar nämlich hatte den verbotenen Platz da oben geebnet und nach seinem Geschmacke angelegt. Der Gouverneur mit einigen Offizieren sah sich bewogen, hinaufzuklettern und fand da eine Anlage der komischsten Art, wie wir sie heute noch sahen. Am Eingang stand das alte verstümmelte Holzbild eines Schiffsschnabels, irgend ein englischer Admiral, dem eine Thonpfeife im Mund steckte; daneben aus dem Gestein traten ein paar Pferdsköpfe hervor, weiter oben einzelne hölzerne Arme und Beine, die der Schuster Gott weiß wo aufgefunden; dann kam man auf eine kleine Terrasse, wo die Felswand auf der einen Seite mit allen möglichen Porzellan- und Glasscherben geschmückt war; unten in einer Höhlung lag ein ausgestopftes Reh und in verschiedenen natürlichen Nischen wahrhaft schreckliche Ungethüme, menschliche Statuen vorstellend, die der Eigenthümer selbst aus Kalk und Gyps gemacht; auch Eva war da, am Feigenbaume stehend, und neben ihr stellte ein alter Cactusstengel die Schlange vor. Die Terrasse führt in eine Höhle des Felsens, welche der Schuster „das Museum" nannte, und hier stand bei einander, was er seit langen Jahren in Trödel-

buden gefunden, zerstückelte Gypsfiguren, z. B. der Oberkörper der Venus mit einem Matrosenhut auf dem Kopfe, Fetzen von Fahnen und Wimpeln aller möglichen Schiffe, und ausgestopfte Hunde und Katzen neben Flaschen, Gläsern, neben Gewehrkolben ohne Läufe oder rostigen Säbeln mit zerbrochenen Klingen. Ich glaube nicht, daß damals der Gouverneur von Gibraltar, Sir Gardiner, bei diesem Anblicke mehr gelacht als wir. Der Schuster erhielt denn auch die Erlaubniß, seinen Garten behalten zu dürfen, und zeigte ihn nun mit großem Selbstgefühl den besuchenden Fremden, nicht ohne von vielen Stücken höchst anmuthige Historien zu erzählen.

Als wir herabsteigend die Alameda wieder erreichten, dämmerte es bereits zwischen den Felsen. Von der Höhe des Felsens herab donnerte ein Kanonenschuß, zum Zeichen, daß das Thor auf der Nordseite gesperrt werde. Auch auf den Kriegsschiffen krachte es, die Flaggen begrüßend, die bei einbrechender Nacht vom Mast niedergelassen wurden. Dieser Augenblick war wunderbarschön auf der Alameda. Hinter der Meerenge im Westen war die Sonne strahlend niedergegangen, und während unten schon ein feiner Duft die Bäume und Sträuche umzog, glänzte oben auf der Spitze des Felsens noch die stolze Flagge Englands über dem Wachthaus und dem alten Saracenenthurm.

Während wir langsam dem Thore zuschritten, entzündeten sich hie und da an den Bergen Lichter in den Landhäusern, welche freundlich durch die dunkeln Gebüsche glitzerten. Auf einem der Kriegsschiffe brausten die Klänge eines Musikcorps durch den stillen Abend, und als wir die Straßen Gibraltars wieder betraten, begegneten wir einer Patrouille Bergschotten, die mit den schnarrenden Tönen des heimatlichen Dudelsackes ihren Zapfenstreich aufspielten.

Am andern Morgen erhielten wir durch die Freundlichkeit des Herrn Consuls Schott die Erlaubniß, die Felsengallerien mit ihren Batterien sehen zu dürfen, und zwar wurde es uns gestattet, hinaufzureiten, was insofern seine Annehmlichkeiten hat, da der Weg, den

man machen muß, sehr weit ist. Wir nahmen im Gasthof einen Lohnbedienten, der uns für Pferde sorgte, und ritten um neun Uhr von Hause weg. Der Weg führte an der rechten Abdachung des Felsens hinauf, anfänglich durch die Stadt, die terrassenförmig aufgebaut ist, zuweilen nur durch steile Steintreppen verbunden, und wo die oben hinführenden Straßen öfter auf gleicher Linie mit den Dächern der unten liegenden Häuser laufen. Außerhalb der Stadt zieht sich der schmale Reitpfad im Zickzack durch zerrissene Felspartien und führt noch längere Zeit an einzeln stehenden Häuschen vorbei, dann haben wir offene Batterien wie auf der Alameda, mit allerlei zierlichen Gesträuchen untermischt, Orangen, Citronen und Lorbeer, neben alten maurischen Thürmen nnd neueren Festungswerken. Und wie grandios entwickelt sich die Aussicht, während man immer höher und höher aufwärts steigt! Die Stadt zu unsern Füßen mit ihrem Mastenwalde scheint sich ängstlich zusammenzuducken, wobei die majestätischen Berge von Europa und Afrika immer riesenhafter aufsteigen, und die Bai von Gibraltar, drunten für uns so weit und groß, schrumpft zu einem kleinen See zusammen, während sich die sonnbeglänzten Weltmeere nach Osten und Westen in ihrer Unendlichkeit ausdehnen.

Vierhundert Fuß über der Stadt erreichten wir die erste Gallerie, wo uns ein Sergeant der Artillerie erwartete, um durch sämmtliche Werke unser Führer zu sein. Ein schweres festes Thor öffnet sich vor uns und aus dem blendenden Sonnenlichte treten unsere Pferde in einen schattigen, vielleicht zwanzig Fuß hohen Felsengang, der sich endlos vor uns auszudehnen scheint und wo das Echo die Hufschläge dröhnend wiedergibt. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, durch diese Batterien zu reiten, und man erstaunt über die Willenskraft der Menschen, welche durch den harten Fels diese Gänge gehöhlt. Vermittelst der Schießscharten fällt das Licht herein, und wenn diese auch weit und hoch sind, so braucht man doch nur in die schwindelnde Tiefe hinabzuschauen, um zu begreifen, daß man von drunten diese Oeffnung nicht entdeckt, selbst nicht die Mündung der Vierundzwanzig-

pfünder, die hinausragen. Obgleich die Gänge weit und der Fels über den Batterien hoch ausgewölbt ist, so soll doch der Pulverdampf, namentlich bei Nord- und Ostwinden, hier leicht unerträglich werden und ein anhaltendes schnelles Schießen sehr erschweren.

Die zweite Gallerie, die man an der Bergwand auf schmalen Zickzackwegen hinaufreitend erreicht, liegt siebenhundert Fuß über dem Meere und ist die längste. In der Mitte derselben befindet sich die Batterie Sanct Georg, ein großer, in den Felsen ausgehauener, runder Salon, wenn ich nicht irre, mit Vierundsechzigpfündern besetzt, welche nach beiden Meeren hinausfeuern können; etwas tiefer liegt die Batterie Lord Granville's mit sechzigpfündigen Carronaden. Von dieser Gallerie zur dritten und höchsten, die sich tausend Fuß erhebt, geht es außerhalb des Felsens lange und ziemlich steil aufwärts, weßhalb sich der begleitende Sergeant auf der Croupe des Pferdes unseres Lohnbedienten schwang, um mit dem schnell gehenden Thiere gleichen Schritt halten zu können. Dieser Lohnbediente, der mich protegirte, hatte mir das beste Pferd gegeben, einen festen maurischen Schimmelhengst mit langem Schweif, prachtvoller Mähne und etwas heftigem Temperament. Dabei hatte er die Gewohnheit, jeden Augenblick den Kopf in die Höhe zu werfen, und zeigte schon in der untersten Gallerie, daß es ihm durchaus kein Vergnügen mache, durch die halbdunkeln hallenden Gänge zu gehen, strebte auch, da er an der Spitze ritt, so hastig vorwärts, daß ich ihn nur mit Mühe halten konnte. Die oberste Gallerie hatten wir kaum zur Hälfte durchritten und waren an einen Punkt gekommen, wo der Gang ziemlich stark aufwärts stieg, als mein Hengst mit Einem Male seinen Kopf nachdrücklicher wie bisher in die Höhe warf und gleich darauf in den tollsten Sätzen mit mir durchging; umsonst nahm ich die Zügel fest an, ich fühlte wohl, daß die Stange in seinem Maul nicht mehr wirkte. Alles, was ich thun konnte, war, ihn in der Mitte des Ganges zu halten, um nicht an den vorspringenden Felsen der Wände gestreift zu werden. Bald hatte er übrigens das Ende des Ganges erreicht, wo eine Schildwache, die

uns kommen hörte, den Thorflügel halb öffnete; dort raste das Pferd hinaus, nicht ohne mich an dem vorstehenden Riegel tüchtig zu streifen. Ein verschlossenes Lattenthor vor dem Eingange ließ ihn nicht weiter; und als ich draußen am hellen Tageslicht nachsah, hatte sich bei dem Aufwerfen des Kopfes die Kinnkette aus dem Haken gelöst und da war freilich an ein Halten des feurigen Pferdes nicht mehr zu denken.

Sämmtliche Gallerien haben hundertundzwanzig Geschütze und diese ganze Seite des Felsens mit den zahlreichen Außenbatterien über sechshundert, die meisten von schwerem Kaliber. Man sagt: Gibraltar ist unbezwinglich, und es mag wohl der Fall sein, so lange eine unbesiegte britische Flotte den Felsen schützend umgibt; würde aber Frankreich und Spanien die Oberhand zur See bekommen, — was letzteres anbelangt, so ist freilich wenig Aussicht vorhanden, — so gibt es auch wieder keine Festung, die leichter und nachdrücklicher zu blokiren wäre, als Gibraltar. Was die Kanonen gegen die Landenge Spaniens zu anbetrifft, so haben sie wohl mehr den Zweck, Angriffsbatterien auf den Isthmus zu zerstören, als einen schnell andringenden Feind zurückzutreiben.

Beim Austritt aus der obersten Gallerie ritten wir noch einen mühsamen Pfad bis auf die höchste Spitze des Felsens, zum englischen Signal- und Wachthause, wo sich das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt findet; denn hier oben ist eine kleine Restauration, welche die Frau eines englischen Sergeanten hält, wo man guten Porter, herrliches weißes Brod und besten Chesterkäse erhält. Eine solche Labung ist nirgendwo zu verachten; hier aber ein derartiges Frühstück Angesichts zweier Welttheile und zweier großer Meere wahrhaft köstlich und ewig unvergeßlich.

In der Restauration des Wachthauses kauft man zum Andenken an den Felsen von Gibraltar allerlei hübsche Sachen, welche gemacht sind aus den agatähnlichen Steinen der Michaelshöhle, die im südlichen Theile des Felsens liegt und zu welcher wir jetzt hinabritten.

Vor einem hohen Felsenthor stiegen wir von den Pferden, unser Führer zündete Fackeln an und dann ging es ziemlich steil abwärts. Unten angekommen, sieht man die natürlichen Felsenmassen sich wie die Kuppeln eines ungeheuren Domes wölben; von schlanken Säulen unterstützt, die durch Tropfsteingebilde verziert, bald gothischen Pfeilern ähnlich sehen, bald seltsamen phantastischen Gestalten, bald riesenhaften Baumstämmen mit weitverzweigten Aesten. Prachtvoll ist von hier aus gesehen die bläuliche Färbung des Tageslichtes vor dem hier unten nicht sichtbaren Eingange; an den wild zerrissenen Felswänden beleuchtet es oben grell die vorspringenden Zacken und zeigt Schlagschatten von wahrhaft abenteuerlichen Formen. Im Hintergrund der Höhle bildet die Fortsetzung derselben ein steil abfallender Felsengang, dessen Ende und Tiefe noch nie ergründet worden ist. Schon häufig sind englische Offiziere hier auf Entdeckungsreisen ausgegangen, indem sie an Stricken hinabglitten, ohne ein Ende der Höhle zu finden; am weitesten soll der englische General O'Hara gekommen sein, der an der Stelle, wo er endlich ohne Erfolg umkehren mußte, einen kostbaren Degen hinterlegte für einen spätern Entdecker, der sich aber bis jetzt noch nicht gefunden. Der Sage nach soll dieser Gang unter dem Meere nach Afrika führen und dort mit einer Höhle auf dem Affenberge bei Ceuta in Verbindung sein. Hiedurch will man es auch erklären, daß zahlreiche Affenheerden, die man heute an der Ostseite des Felsens von Gibraltar häufig sieht, morgen spurlos verschwunden sind, um nach einigen Tagen ebenso plötzlich wieder zu erscheinen. Als wir später zur Stadt zurückkehrten, hielt unser Führer plötzlich sein Pferd an und zeigte nach einer buschigen Stelle des Felsens. Dort bewegte sich freilich an verschiedenen Stellen etwas und huschte unter dem Laube hin und her, ob es aber afrikanische Affen oder europäische Hasen waren, darf ich als wahrheitsliebender Reisender mich nicht unterstehen, zu entscheiden.

Gibraltar hat ein kleines Theater, welches aber meistens unbenützt ist. Zufällig aber traf es sich in den Tagen unseres Dortseins, daß

die englischen Offiziere der Garnison zu irgend einem wohlthätigen Zweck eine Vorstellung veranstalteten. Sie gaben ein Schauspiel: Richelieu, ich glaube eine englische Uebersetzung aus dem Französischen. Wir erhielten Eintrittskarten, von denen wir begreiflicherweise Gebrauch machten. Das Schauspielhaus ist klein, aber freundlich, und war mit einer gewählten Gesellschaft besetzt. Zwischen blonden englischen Damen in großer Toilette sahen wir wieder einmal auch schöne schwarzäugige Spanierinnen, und neben den unmalerischen europäischen Fräcken malerische Trachten aus der Berberei, Mauren im weißen Burnus, die das seltene Schauspiel und die unverständliche, für sie so harte Sprache ernsthaft anstaunten. Sehr reich waren die Costüme der Acteurs; an ächten Frauen agirten nur zwei wirkliche Schauspielerinnen, ein paar blutjunge hübsche Offiziere stellten die übrigen Damenrollen dar. Gespielt wurde im Allgemeinen ziemlich gut; auch waren Künstler und Publikum außerordentlich heiter, für mich ist aber die Erinnerung an jenen Abend eine schmerzliche, denn wie wenige jener frischen lebenslustigen jungen Leute mag auf den blutgetränkten Schlachtfeldern der Krimm der unerbittliche Tod verschont haben!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Stückchen Afrika.

Trennungs-Gedanken. Die Province d'Oran. Sturm im Hafen. Ein Stern in dunkler Nacht. Schraubendampfer und Schaufelboot. Schlechte Fahrt. Mers el Kebir. Unverschämte Mauthvisitation. Oran. Die Stadt und ihr Straßenleben. Beduinen und französisches Militär. Erinnerungen. General Pelissier. Abschied von den Freunden. Ankunft in Florenz.

Unsere kleine Reisegesellschaft, die vereint in dem schönen Spanien manch Herrliches gesehen, und bald mit gutem, bald mit schlechtem Humor so viele große Freuden und kleine Leiden zusammen ertragen, hätte sich hier auf der äußersten Spitze Europa's beinahe getrennt. Nicht als ob wir des wahrhaft freundschaftlichen Zusammenlebens überdrüssig geworden wären, sondern weil uns nach vollbrachter Reise das Endziel derselben nach drei verschiedenen Himmelsrichtungen wies. Oberbaurath Leins wollte zurück nach Spanien, um die nördlichen Provinzen noch einmal zu sehen, Maler Horschelt aber südlich nach Afrika, mich zog es dagegen in östlicher Richtung gen Italien, wo ich ja meine Familie abholen mußte, um wieder vereint mit derselben in die deutsche Heimat zurückzukehren. Dießmal aber war es die mangelhafte Communication, welche unser Kleeblatt noch für kurze Zeit zusammenhielt. Leins hatte keine Aussicht, vor vierzehn Tagen mit einem der spanischen Küstenfahrer nach Barcelona gelangen zu können; Schiffe, die direkt nach Italien gingen, waren ohnedieß sehr selten, dafür aber dampfte am vierten Tage unseres Aufenthalts in Gibraltar ein französisches Schiff in den Hafen, welches den nächsten Tag direkt nach Oran abfahren wollte. So entschlossen wir uns denn kurz und gut, unsern lieben Maler nach Afrika hinüber zu begleiten, um in Oran oder Algier eine weitere Reisegelegenheit zu finden.

Leider hatte sich das seit mehreren Tagen so klare und freundliche Wetter geändert, und als wir bei Sonnenuntergang mit unsern Kof-

fern dem Molo zuschritten, wallten dichte Nebel um den Felsen von Gibraltar und die Berge auf der afrikanischen Küste, auch grollte die See unmuthig an dem Hafendamme, und die ankernden Fahrzeuge, bedenklich kopfschüttelnd, neigten sich hin und her. Consul Schott war so freundlich, uns bis zum Hafen zu begleiten, und ehe wir in's Boot stiegen, drückte er uns noch herzlich die Hand, wünschte uns eine gute Fahrt und wir unterließen nicht, ihm für seine große Freundschaft und wahre Liebenswürdigkeit unsern besten Dank zu wiederholen.

Unser Dampfer: la Province d'Oran, lag ziemlich weit draußen in der Bai, und als wir ihn in unserem kleinen Nachen erreichten, waren die Wellen hier schon so bewegt, daß sie unser Boot wie eine Nußschale auf- und abwarfen und wir kaum an der Treppe anlegen konnten. Spanien entließ uns recht unfreundlich, in dichte Wolken und Regenschleier gehüllt. Kaum sahen wir um sechs Uhr den Blitz des Kanonenschusses droben vom englischen Wachthause, und die Lichter in der Stadt flackerten röthlich trübe. Lange brauchte unser Dampfer, um seine nothwendigen Kohlen einzunehmen, und als alles bereit war, ja, als aus dem Schornstein schon längst überflüssiger Dampf zischend aufstieg, zauderte der Kapitän noch mit der Abfahrt und berathschlagte sich mit seinem ersten Offizier, ob es überhaupt möglich sei, den Hafen bei drohendem Sturmwetter zu verlassen. Das Meer hatte sich aber auch bedenklich verändert, und wenn wir gleich bei der dunklen Nacht seine aufspritzenden Schaumwogen draußen nicht sehen konnten, so hörten wir doch, wie sie donnernd anprallten an Hafendamm und Felsen. Endlich aber gegen zehn Uhr wurde der Anker gehoben, die Maschine fing langsam an zu arbeiten, und schon im Hafen hin und her schwankend, fuhren wir in die wildbewegte See hinaus. Leider wehte uns draußen im Meere ein steifer Ostwind entgegen, und seufzend und stöhnend arbeitete der Dampfer langsam gegen die anprallenden Wogen. Ich war schon da überzeugt, daß wir kaum eine Seemeile in der Stunde zurücklegen würden. Bis nach Mitternacht blieb ich trotz Sturm und Regen auf dem Verdeck, und da befanden wir uns

immer noch von Wind und Wellen hin und her geworfen gegenüber der in unsichern Umrissen schwarz aufsteigenden Felswand von Gibraltar. Allein tröstlich bei diesem Unwetter und dem trüben Abschiede von Spanien war das Licht des Leuchtthurms am Fuß der Steinwand, das ich lange, lange durch Nebel und Dunst strahlen sah, uns freundlich nachblickend, wie ein schöner glänzender Stern.

Obgleich ich schon mehrere kleine Ueberfahrten auf Schraubendampfern gemacht, so war doch meine jetzige die erste größere Reise in einem solchen Fahrzeuge. Von außen hatte die Province d'Oran nicht viel versprochen. Es war ein düsteres, schwarzes, ja ich könnte mit Recht sagen, schmieriges Fahrzeug, schlank und schmal wie ein Klipper gebaut, mit sehr enger und nichts weniger als comfortabler Kajüte; auch die Einrichtung der Schlafkabinete ließ Manches zu wünschen übrig, sehr viel aber in Betreff von frischer Wäsche. Im Allgemeinen haben die Schraubendampfer eine weit unangenehmere Bewegung als die Ruderdampfer. Die Schaufelräder, zu beiden Seiten des Schiffes angebracht, stellen hierdurch gewissermaßen in der Bewegung eine Art Gleichgewicht her und wenn auch bei scharfem Wind und Wellen sich ein Schaufelboot bäumt und schraubenförmige Bewegungen macht, so schaukelt es doch nicht so über alle Maßen auf seinem eigenen Kiel wie ein Schraubendampfer. War es doch hier zuweilen in der ersten Nacht als sei die Schraube unter dem Schiff ein Mittelpunkt, um den wir zuweilen ganz herumfliegen sollten; dazu machte dieselbe mit ihren Drehungen unter dem Fußboden der Hauptkajüte ein ächzendes polterndes, unausstehliches Geräusch, wogegen bei anderen Schiffen das Klatschen der Schaufelräder eine wahre Musik genannt werden könnte. Im Hauptsalon befand sich außer uns nur ein einziger Passagier, ein französischer Schiffskapitän, der sein Schiff vor nicht langer Zeit bei dem Sturme im Hafen von Gibraltar verloren hatte, und nun über Oran nach Marseille zurückging. Unser eigener Commandeur war ein langer, melancholischer Franzose, der während der heutigen Sturmnacht beständig in der Cajüte auf und ab eilte und dann wie-

der mit Zirkel und Quadrant über seine Seekarten gebeugt saß. Er mochte auch seine Ursachen dazu haben, vorsichtig, ja ängstlich zu sein; denn in der Nähe der himmelhohen Felswände wurden wir von den vom Sturme gepeitschten Wogen so hin und hergeworfen, daß Maschine und Steuerruder zuweilen völlig machtlos erschienen; ja, ich bin überzeugt, wenn wir auch zuweilen ein paar Seemeilen vorwärts machten, so drückte uns gleich darauf wieder der wüthende Ostwind ebensoviel rückwärts, und zweifle nicht, daß unser Kapitän gern nach Gibraltar zurückgekehrt wäre, doch fürchtete er sich bei der finstern Nacht, das Schiff zu wenden und den Eingang zur Bai wieder aufzusuchen. Die Province d'Oran hatte einen großen Fehler, sie war als Bateau mixte gebaut, also ein Schiff, welches ebensogut mit der Maschine laufen, als unter dem Winde segeln kann, und sollte mit Vereinigung dieser beiden Kräfte ein ausgezeichneter Läufer sein; heute aber, wo wir Wind und Wellen gegen uns hatten, erwies sich die Maschine als viel zu schwach, so daß wir kaum von der Stelle kamen, und als ich am andern Morgen bei Tagesanbruch auf das Verdeck hinauf stieg, sah ich zu meiner sehr unangenehmen Ueberraschung den Felsen von Gibraltar wohl rückwärts von uns liegen, aber trotz Regen und Nebeldunst so deutlich, daß ich wohl abschätzen konnte, wir seien noch nicht viele Seemeilen von ihm entfernt.

Es war ein trostloser, garstiger, grauer Morgen; Wind und Regen pfiff und sauste durch's Takelwerk, die See war schmutzig gelb und kam uns rollend und schaumspritzend in gewaltigen Wogenketten entgegen. Obgleich wir jetzt mit voller Kraft fuhren, so kamen wir doch nur langsam vorwärts; ja zuweilen schien das Schiff ganz still zu stehen unter dem wüthenden Anprallen der Wellen und in solchen Augenblicken erzitterte das ganze Gebäude, wie vor Angst und plötzlichem Schreck. Sowohl unser eigener, als auch der fremde Kapitän und nicht minder wir Passagiere waren froh, wenigstens die Nacht hinter uns zu haben. Man kann Schiffbruch leiden und doch mit heiler Haut davon kommen, wie es mir vor Jahren im Meer von

Marmora geschehen; aber an diese Felsenküsten geworfen zu werden, ist für Mannschaft und Schiff der sichere, unvermeidliche Untergang.

Unser Dampfer war schwer mit Kaufmannsgütern beladen, hatte aber auch in der Vorkajüte wenig Passagiere. Hier befand sich u. A. eine maurische Familie aus Oran, Vater, Mutter mit vier Kindern, armen, geduldigen Wesen, die bei verschlossener Lucke die Nacht ohne Betten zugebracht hatten und sich nun freuten, als das Tageslicht zu ihnen hereindrang. Namentlich die armen Kinder mit dem gelben, wachsbleichen Teint und großen, wunderschönen Augen blickten verwundert um sich und krochen zuweilen die Treppe hinauf, um sich das Meer anzuschauen. Anfänglich waren sie scheu, wie Rehe, und wenn sich Einer von uns blicken ließ, so flohen sie behende in ihren Verschlag zurück; nach und nach aber wurden sie zutraulicher und nahmen Zwieback, Orangen und Zucker aus unsern Händen. So schmierig das Bettzeug auf diesem unangenehmen Schiffe war, ebenso unsauber waren auch Tischgeräth und Servietten; und um dieß mit der Küche in Einklang zu bringen, war diese so ärmlich und schlecht, wie ich sie weder bei einer Fluß- noch Seefahrt nie erlebt. Unser finsterer Kapitän, der überhaupt ein merkwürdiger Herr war, schien gar keine frischen Vorräthe an Bord zu haben, und so lebten wir von Kartoffeln, Erbsen, Bohnen und Rauchfleisch, allerdings auf gut seemännisch, aber nicht gemäß dem vielen Gelde, welches uns der Agent in Gibraltar für eine gute Verköstigung abge — — nommen. Das einzige vergnügte Gesicht an Bord war aber unser schmutziger Kellner und dieser arme Teufel hatte gewiß die wenigste Ursache dazu, denn er mußte beim heftigsten Schaukeln des Schiffes den Tisch unten decken und durch Wind und Regen das Essen aus der Küche über's Verdeck tragen. Doch behielt er immer dabei sein grinsend lächelndes Gesicht und dieß verließ ihn sogar nicht, als er einmal mit der ganzen Suppenschüssel droben ausrutschte und auf das nasse Verdeck hinfiel.

Ein guter Dampfer braucht von Gibraltar nach Oran sechsunddreißig Stunden, wir aber drei Nächte und zwei und einen halben

Tag und das unter beständigem Sturmwind und Regen bei immer magerer werdender Ration. Endlich am dritten Tag in der Frühe sahen wir die feingezackte, hier grün bewachsene Küste Afrika's vor uns und erreichten um Mittag Mers el Kebir, den Hafen von Oran. In jeder Beziehung waren wir sehr erfreut, unser ungastliches Schiff verlassen zu dürfen, mußten aber, ehe wir zur Stadt Oran hinauffahren durften, noch eine sehr unangenehme, ja höchst unverschämte Mauthvisitation durchmachen. So empörend roh, wie hier in einer französischen Kolonie bin ich in meinem ganzen Leben nicht behandelt worden. Nicht genug, daß man unsere Koffer und Nachtsäcke bis auf den Grund durchwühlte, wollte sich auch ein Kerl in blauer Blouse das Vergnügen machen, die Taschen unserer Kleider zu untersuchen. Da ich aber ohnedieß ziemlich schlecht gelaunt war, so stieß ich ihn unter einem kräftigen Worte von mir, wobei ich ausrief: wenn einmal hier die Bestimmung gelte, Reisende auf so unverschämte Art zu durchsuchen, so müsse ich mir das gefallen lassen, aber nur von einem Angestellten in seiner Dienstuniform; von jedem hergelaufenen Kerl aber in schmieriger Blouse lasse ich mich nicht anrühren. Das wirkte und man ließ uns unseres Weges ziehen.

Von Mers el Kebir nach Oran braucht man vielleicht drei Viertelstunden und fährt auf einer breiten, vortrefflich unterhaltenen Chaussee in guten Droschken, die sich bei Ankunft eines Schiffes zahlreich am Meere einfinden. Die Straße windet sich malerisch längere Zeit in großen Bogen um die weite Seebucht herum und ist beim Eintritt in die Stadt durch ein von den Franzosen erbautes starkes Werk geschlossen. Die umliegenden Höhen zeigen ein Paar alte verfallene, maurische Forts, die jetzigen Vertheidigungslinien sind alle neu, trefflich gebaut und mit starken Erdwerken umgeben. Als die Franzosen im Jahr 1830 Oran besetzten, lag die ganze untere Stadt in Trümmern und wurde von den Eroberern neu aufgebaut, woher es kommt, daß der größte Theil von Oran vollständig das Ansehen einer kleinen französischen Hafenstadt hat. Man hat beim Eintritt in dieselbe keine

Idee, daß man sich an der afrikanischen Küste befindet; die Straßen sind gut gepflastert oder makadamisirt und auf ihnen sieht man neben zahlreichem französischem Militär nur den europäischen Paletot und runden Hut. Selten läßt sich in diesem Stadtviertel ein Maure sehen, oder schleicht ein Beduine durch eine Seitengasse. Die hübschen Häuser sind neu und gleichförmig gebaut und enthalten französische Moden- und andere Magazine, Buchläden, Kaffeehäuser, Restaurationen und elegante kleine Boutiquen aller Art. — Girault et Compagnie, Magasin de Nouveautés. — Henri Favard, Salon pour la coupe des cheveux.

Auf der Höhe des Berges, an dem Oran liegt, ist das Mauren- und Judenviertel, wo alte orientalische Erinnerungen in mir rege wurden. Oft war es mir, als wandelte ich in einer Straße von Beirut; hier wie dort die ärmlichen hellgelben Lehmhäuser mit flachem Dach, zuweilen mit einer Backsteinkuppel; niedrige, schlecht verwahrte Thüren und die Gebäude vielleicht verziert mit den Ueberresten eines reizenden arabischen Fensterbogens von schlanken, oftmals gesprungenen Säulchen getragen, oder auch beschattet von einer schlanken Palme, welche hoch in die blaue Luft hinaus ragte. Dazu das gleiche Straßenleben, die kunstlosen Läden und offenen Werkstätten, wo sichtbar vor Aller Augen Schuhe geflickt und Kleider genäht wurden, ja in den gewölbten Gängen eines weitgeöffneten Hofes eine zahlreich besuchte Judenschule, der Lehrer in Turban, langem Talar und gelben Pantoffeln, die kleinen Kinder in verblichenen rothen und gelben Röckchen, öfters ein gesticktes Käppchen auf dem schwarzen Haare, lustig durcheinander schreiend und sich dabei auf ihren Sitzen hin und her bewegend. Die neue Hauptstraße Orans ist mit diesem Mauren- und Judenviertel durch den großen Hauptplatz verbunden, der die Höhe des Berges einnimmt, und wo sich Morgenland und Abendland in malerischen Gruppen vereinigt. Hier traben ein paar Chasseurs d'Afrique, die Flinte auf dem Rücken und halten plötzlich an, um mit einem malerisch costumirten Spahi zu plaudern, oder die Bekanntschaft eini-

ger Beduinen zu machen, die soeben von der Wüste herein geritten kamen. Das sind fast die gleichen Gestalten, mit denen ich vor langen Jahren durch den Libanon und nach Damaskus gezogen, im weißen Gewand, den Yatagan im Gürtel, die lange Lanze quer über den Sattel gelegt; nur der Burnus ist hier von dem syrischen verschieden, er hat eine Kapuze, welche der Araber der Berberei über das bunte Kopftuch zieht, und so weiß eingerahmt, sieht der bronzefarbene Kopf mit den blitzenden Augen noch ernster und düsterer aus. — Die Hauptstraße herauf, die auf den Platz mündet, kommen Soldaten und Offiziere verschiedener Waffengattungen, zu Pferde und zu Fuß, diese behaglich flanirend, jene eilig im raschen Trabe des schlanken, maurischen Rosses. Dort erscheint auch mit Einemmale eine dichte Menschenmasse, laut schreiend und lachend, ein Knäuel von französischen Soldaten, Mauren und Bürgern der Stadt. Sie umgeben eine Tragbahre, welche zwei Araber tragen und auf welcher ein großer, buntgefleckter Panther liegt, der am frühen Morgen draußen auf der Ebene geschossen wurde.

Sei mir gegrüßt, orientalisches Kaffeehaus, mit deinen niedrigen Rohrstühlchen und kleinen Täßchen! Liegen denn wirklich fünfzehn Jahre zwischen jener Zeit und heute, wo ich ebenfalls den duftenden Mocca aus dem zierlichen Zarfe trank, und wo mir ebenso wie heute ein kleiner Negerbube die lange, dampfende Pfeife in den Mund steckte? — Es sind ja die gleichen Bilder, die ich damals gesehen, die mir so sehr die jugendliche Phantasie erregt. — Und doch, so ähnlich die Umgebung ist, so ist sie doch wieder ganz verschieden. Ueber den Platz herüber dringen die rauschenden Klänge einer französischen Militärmusik, Offiziere in reichgestickter französischer Uniform sprengen zwischen den erstaunten Beduinen dahin, voran ein Oberoffizier in mittleren Jahren, eine stark untersetzte Figur mit breitem, ernstem nachdenklichem Gesichte — Pelissier. Jetzt herrscht freilich an den Ufern des Bosporus dasselbe Leben, wie hier an der afrikanischen Küste und wo damals eine fremde Uniform zur Seltenheit gehörte, bewegen sich

heute zwischen den Türken und Beduinen zahlreiche französische Soldaten, Chasseurs d'Afrique und Zuaven. Die letzteren hier in Oran zu sehen interessirte mich besonders; fast alle sind kräftige, untersetzte Leute, auffallend viele unter ihnen haben hellblonde Bärte. Ihre orientalische Phantasietracht, der grüne Turban, die anschließende Jacke und weiße kurze Hosen mit zierlich geschnittenen Gamaschen ist schöner und zweckmäßiger, wie die Uniformirung der Armee des Großherrn. Jetzt könnte es mich traurig machen, wenn ich bedenke, wie lustig und wohlgemuth die armen Zuaven damals durch die Gassen von Oran schwärmten, ihre kleinen Einkäufe besorgten und sich zur Abreise rüsteten; drunten bei Mers el Kebir lagen ein paar große französische Kriegsdampfer, um von den hiesigen Regimentern nach Konstantinopel zu führen. Wer mag von diesen kräftigen Gesellen jetzt noch übrig sein? Las ich doch neulich von einem einarmigen Zuaven, der nach Marseille zurückgekommen und dort erzählte, daß von den zwei Kriegsbataillons seines Regiments, die vor einem Jahre achtzehnhundert Mann stark von Oran nach der Türkei gegangen seien, jetzt nur noch ungefähr zweihundertundfünfzig übrig wären, von den zwölf Kapitäns aber elf todt und der zwölfte in der Gefangenschaft. — —

Oran hat unter der hochgelegenen befestigten Citadelle einen schönen, neuangelegten Spaziergang, mit doppelten Baumreihen, wo man eine prachtvolle Aussicht auf die umliegenden Höhen, von denen einige mit verfallenem Mauerwerk gekrönt sind, auf die am Abhang liegende Stadt, sowie auf das weite, tiefblaue Meer genießt. Neben dieser Promenade liegt das kleine Theater. Eine französische Operngesellschaft gab den Brauer von Preston und zu gleicher Zeit sahen wir abermals den General Pelissier, der mit ein paar Damen in der Prosceniumsloge des ersten Ranges saß, jetzt nicht so finster wie heute Morgen, vielmehr heiter und lachend.

Obgleich der Dampfer, der uns hieher gebracht, von hier nach Marseille ging, hatten wir doch keine Lust, uns ihm wieder anzuver-

trauen, sondern nahmen uns Plätze auf einem andern französischen Schiffe, welches, sowie auch sein Kapitän, uns mit vollem Rechte sehr gerühmt wurde. Ehe wir uns aber an Bord begaben, nahmen Oberbaurath Leins und ich einen recht schmerzlichen Abschied von unserem bisherigen lieben und getreuen Reisegefährten, dem Maler Horschelt, der in Oran zurückblieb, da seine Absicht war, längere Zeit hier, sowie in Algier und Constantine zu verweilen; als unser Dampfer sich langsam aus dem Hafen fortbewegte, sahen wir die gute, lange Gestalt unseres Freundes noch, auf dem Wege nach Oran zurück, häufig stehen bleibend, es schmerzte uns, die wir nach der Heimat zurückkehrten, ihn hier allein zurücklassen zu müssen. Sind doch die Reisen an der afrikanischen Küste nicht ohne Gefahr und das Ungemach und die kleinen Leiden, welche man in Gesellschaft leichter trägt, wohl im Stande, den Einzelnen niederzudrücken. Glücklicherweise aber ging von unseren Befürchtungen nichts in Erfüllung und während ich diese Zeilen niederschreibe, befindet sich unser ehemaliger Reisegefährte wohlbehalten in seiner Vaterstadt an der Isar und sendet unsterbliche Werke in die Welt hinaus: Kriegs- und Lagerscenen, Kameel-, Pferd- und Maulthier-Bilder — lauter vortreffliche Horschelts.

Am dritten Morgen nach einer sehr angenehmen Fahrt auf dem vorzüglichen Schiffe Leonidas sah ich mit wahrem Entzücken den weißen Felsen mit dem Château d'If wieder vor uns auftauchen; dann die nebelbedeckte französische Küste, wo Marseille liegt und eine Stunde darauf die Häuser der Stadt mit dem Mastenwalde zu ihren Füßen. Als der Anker in die Tiefe rasselte und ich wie vor mehreren Monaten abermals auf kleinem Boot dem Ufer zuschwamm, schlug mein Herz heftiger unter einem unbeschreiblich glücklichen Gefühl.

Hier in Marseille verließ mich unser wackrer Leins, um direkt über Paris nach Stuttgart zurückzukehren. Ich aber vertraute mich am andern Tage abermals dem Meere an und fuhr mit dem Dampfer Castor nach Livorno. Es war, als wollte mich der Himmel für manche schlimme Seefahrt und vieles Ungemach des Wetters noch zu

guter Letzt entschädigen; denn eine schönere, ruhigere und sonnigere Ueberfahrt wie diese habe ich nie erlebt. Da ich so glücklich in dem Gedanken war, die Meinen nun bald wieder zu sehen, so konnte es mich in Livorno nicht verstimmen, daß wir des Sonntags halber fast bis Mittag auf die gestrengen Herren von der Douane warten mußten, worüber die andern Reisenden, und das mit vollem Rechte, empört waren. Angenehm träumend flog ich auf dem Dampfwagen abermals durch Toskana bis nach Florenz, welches ich bei sinkender Nacht erreichte. Dießmal empfing mich auch kein Regenguß, vielmehr geleitete mich ein klarer sternbesäeter Abendhimmel an das Haus, wo meine Lieben wohnten, und als ich unerwartet in die hellerleuchtete Stube trat, hatte ich das unbeschreibliche Vergnügen, Alle, Alle wohl, heiter und gesund wiederzusehen, sich freuend auf die baldige Rückkehr nach der Heimat.
